WILS
CLS
PT1337
.B53x
1908
bd.12

BLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS

Twin Cities Campus

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

„Benefactor“ *verfolgt das Prinzip* ***Schultern zurück, Brust heraus!***

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion sofort gerade Haltung ohne Beschwerden. erweitert die Brust!

Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung.

Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

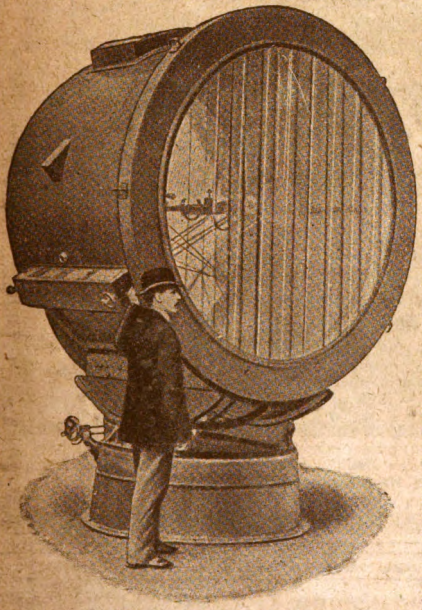
Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Massang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen ausserdem Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück.

Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Großer Schuckertscher Scheinwerfer.

Licht und Kraft.

Das neueste Handbuch der Elektrizität zum Selbstunterricht, für Fachstudien und zur Aufklärung für jedermann.

Von **Th. Schwartze.**

Sechste, vermehrte und bis auf den Stand der Gegenwart ergänzte Auflage.

Mit 390 Abbildungen.

Elegant gebdn. 6 Mark.

In dem vorliegenden Werk ist es dem Verfasser gelungen, ein populäres Buch zu schaffen, welches für den gebildeten Nichtfachmann das Verständnis für die interessanten Vorgänge und Einrichtungen auf dem Gebiete der Elektrotechnik erleichtert. Das schön ausgestattete, mit vielen Abbildungen versehene Werk dürfte vielen eine Quelle der Anregung zu weiteren Forschungen darbieten.

(Deutsche Technikerzeitung.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Jeder Mensch hat sein Steckenpferd-mein's ist:

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co. RADEBEUL.

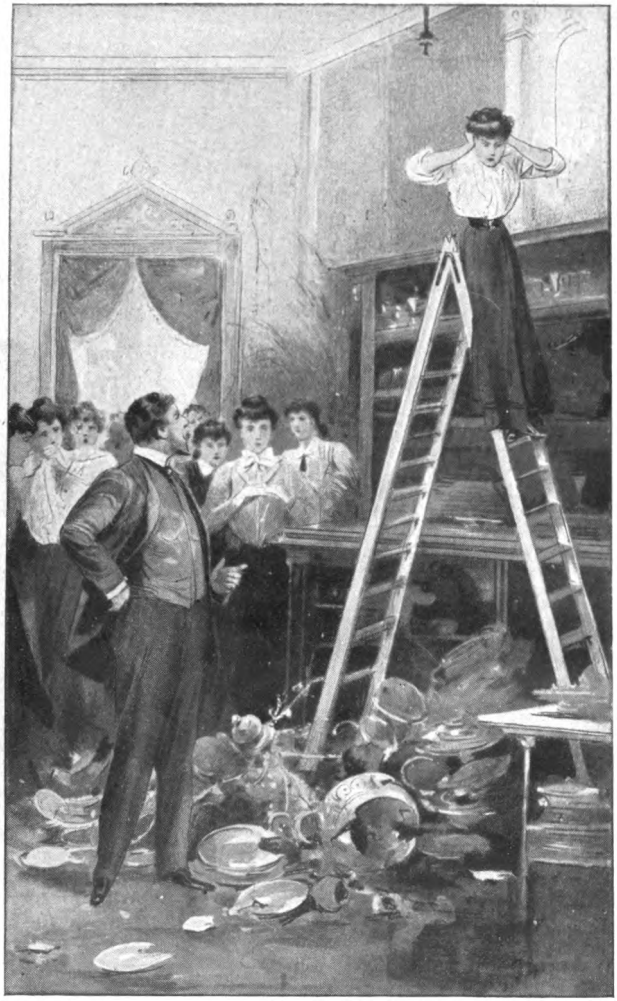
denn nur diese erzeugt ein zartes reines Gesicht, rosiges jugendfrisches **Aussehen**, weiße sammetweiche **Haut**, blendendschönen **Teint** und beseitigt **Sommersprossen** sowie alle **Hautunreinigkeiten**. à Stück 50 Pfg. In den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Mathematik für jedermann. Leichtfassliche Einführung in die niedere und höhere Mathematik. Von **August Schuster.** Dritte, durchgesehene Auflage. Mit 44 Abbildungen. Geheftet **3 Mark 60 Pf.**, elegant gebunden **4 Mark 50 Pf.**

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens



Zu der Humoreske »Scherben bringen Glück« von Fritz Ratzow. (S. 66)
Originalzeichnung von Th. Volz.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1908. Zwölfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

WILS, CLS
ARR9160-

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Mannchens Liebe. Roman aus Masuren von Horst Bodemer (Fortsetzung) 5

Scherben bringen Glück. Humoreske von Fritz Ratzow 56
Mit Illustrationen von Th. Dolz.

Im Säterstal. Norwegische Landschaftsskizze von Ernst Heiderich 76
Mit 11 Illustrationen.

Die Nachtreiter von Russelville. Erzählung aus Kentuckys jüngsten Tagen. Von Gerd Harmstorff . 96

Die Sprache der Insekten. Von Dr. Fr. Parkner 139
Mit 8 Illustrationen.

Lilli hat gesagt ... Novelle von Thusnelde Schuster 154

Dolomitenkraxelei am Elbestrand. Von Emil Süß 184
Mit 8 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Die klugen Schiffe 199

Wo herrscht das schönste und gesundeste Klima? . 202

Neue Erfindungen:

I. Handstickapparat »Ideal« 204
Mit 2 Illustrationen.

II. Küchentopfeinsatz mit auswechselbaren Sieben 205
Mit 3 Illustrationen.

Und so nur einer 206

Kontrakt eines Goldmachers 212

Der Diener des Gesandten 214

Die Übervölkerung der Erde 214

Seite

Aus Tanga 217
Mit 2 Illustrationen.
Der Schatz von San Marco 220
Etwas vom Zughund 222
Ein merkwürdiger Brauch 224
Unvorhergesehene Heiraten 224
Ein neues Maschinengewehr 227
Mit Illustration.
Spanisches Festmahl 229
Die Briefe der alten Römer 230
Der ehrlichste Republikaner 232
Wassergeflügel in den Parkanlagen 232
Geräucherte Frauen 234
Merkwürdige Schlafmittel 234
Der Effektenbesitz der Welt 235
Familienheiligtümer 236
Wunderliche Zivilisation 238
Ein böses Gesetz 239
Unerwartete Antwort 240

Mannchens Liebe.

Roman aus Maſuren von Horſt Bodemer.

(Fortſetzung.) (Nachdruck verboten.)

Plattangen ging, den Mantelkragen hochgeſchlagen, die Reitpeitſche unterm Arm, über den Kaſernenhof. Er hatte in der Bahn die Remonten reiten laſſen. Da kam im Laufſchritt Roßdorff hinter ihm her.

„Du, Mannchen, ich fahre heute nachmittag nach Berlin, kommſt du mit?“

„Hab' nicht die geringſte Luſt.“

Roßdorff ſchob ſeinen Arm unter den Plattangens. „Sei kein Froſch und ſteck Geld ein. Wir beſuchen das Wohltätigkeitsfeſt in der Philharmonie, ſteht unter dem Protektorate von Majeſtät, die Jugend der Hofgeſellſchaft bietet dort ihre Ware aus.“

„Ja, du, ich komme mit.“

Roßdorff ſah ihn von der Seite an. Natürlich wollte Mannchen die Gelegenheit benützen, Gunild Dittmark zu ſehen. Und zur Entſcheidung mußte es endlich kommen, denn er war in den letzten Tagen ganz unleidlich geworden, kroch aus ſeinem Bau kaum heraus, ließ ſich ſogar das Mittageſſen aus dem Kaſino holen. —

Ein unheimliches Gedränge herrſchte in den Sälen und auf den Galerien, dazu ſpielte eine Kapelle, alles lachte und redete durcheinander, hie und da hatte ſich

ein Herr in den Dienst der guten Sache gestellt und pries die Waren der Damen an. In dem Sektzelte wurden die Flaschen dutzendweise geöffnet, ein Glücksrad knarrte. Es war die erste offizielle Gelegenheit, bei der die junge Welt in dieser Wintersaison zusammenkam. Man war noch nicht von Festlichkeiten übersättigt. Das Leben brauste, die Jugend schäumte.

„Roßdorff, ist das mal ein Trubel!"

„Stürz dich mitten 'rein, Mannchen, und mach die Augen auf, es wird 'ne ganze Zahl frischer Mädels zu sehen sein, die noch keine Sohlen auf dem Hofparkett durchgetanzt haben."

Plattangens Augen suchten nur eine. Roßdorff hatte sich bald „festgebissen".

Nach einer halben Stunde entdeckte er sie an einem Stande. Spitzen und Konfitüren wurden dort verkauft. Eine merkwürdige Zusammenstellung, aber es sollten doch auch die Herren an den Tisch herankommen, und für die feinen Gewebe besaßen nur wenige Verständnis. Die Verkäuferinnen wollten nicht nur ihre Ware losschlagen, sondern sich auch gut unterhalten.

Neben Gunild stand Wullnow. Er war heute von einer ausgelassenen Fröhlichkeit. Plattangen biß die Zähne zusammen. Er wollte sich abwenden, da traf ihn zufällig ein Blick Gunilds. Nun konnte er nicht anders, er trat an den Tisch heran, begrüßte die Herrschaften und kaufte eine Bonbonniere.

„Wollen Sie mich zu meiner Mutter führen, Herr v. Plattangen? Sie erwartet mich im Teezelt."

„Mit Freuden, gnädiges Fräulein."

Sie schoben sich durch die Menschenmasse, die wie eine lebende Mauer hin und her wogte. Jeder hatte mit sich und seinen Wünschen so viel zu tun, daß er nicht auf die anderen achtete.

„Herr v. Plattangen, ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, deshalb wollte ich von meinem Tische weg. Es lag mir daran, Sie selbst von meinem Entschluß in Kenntnis zu setzen, denn feige möchte ich nicht sein. Ich habe mich heute früh mit Herrn v. Wullnow verlobt."

Einen Augenblick stockte sein Herzschlag, aber dann hatte er sich sofort wieder in der Gewalt. „Da habe ich Ihnen also zu gratulieren, gnädiges Fräulein!"

„Ich weiß, Sie haben diese Mitteilung sehr bitter empfunden, ich mache sie Ihnen aber persönlich, weil ich hoffe, ich nehme ihr damit den härtesten Stachel. Glauben Sie mir, Herr v. Plattangen, ich schätze Sie sehr hoch, aber —"

Eine Totenruhe kam über den jungen Offizier. Man hatte die schon oft an ihm beim Rennen bewundert, ihr hatte er seine zahlreichen Erfolge in erster Linie mit zu verdanken.

„Soll ich Sie nun zu Ihrer Frau Mutter oder zu Herrn v. Wullnow führen, gnädiges Fräulein?"

„Ich werde meinen Weg wohl allein finden müssen." Sie sah ihn an und erschrak. Mit zuckenden Lippen, bleich wie eine Kalkwand, stand er vor ihr.

Sie reichte ihm die Hand. „Immer werde ich Ihrer gedenken als eines ritterlichen Mannes, der es sehr, sehr gut mit mir gemeint hat!"

Er schlug die Hacken zusammen, die Sporen klirrten. Sofort verließ er das Wohltätigkeitsfest. Wie vor den Kopf geschlagen kam er sich vor.

Unten vor dem Portal fuhr er sich mit der Hand über seine heiße Stirn, dann rief er eine Droschke an.

„Nach dem Lehrter Bahnhof!" —

Und oben sagte Fräulein v. Dittmark zu Wullnow:

„Er hat seine Bonbonniere vergessen. Packe sie hübsch ein und schicke sie ihm zu!"

Sie war aus Meißener Porzellan, herrliche Handmalerei, und hatte die Form eines Herzens.

* * *

„Ja, Mannchen, nun sag mir bloß, hast du denn reineweg den Verstand verloren?"

„Keine Spur! — Warum denn?"

„Mußt dir die Geschichte mit der Gunild Dittmark nicht zu nahe gehen lassen!"

„Also du weißt schon?"

„Erfuhr's in der Philharmonie, suchte dich, warst aber schon über alle Berge."

„Natürlich, was sollt' ich noch dort?"

Plattangen zog den Paradeattila an.

„Ja, da hab' ich mich gleich in den Zug gesetzt, bin zurückgefahren, suchte dich hier, aber du warst weggeritten und bis Mitternacht noch nicht wieder zu Hause."

„Haha!"

„Was lachst du denn so — bist du vielleicht übergeschnappt?"

„Ich bin 'rausgeritten zu Stechows nach Kotzen und hab' den Abend dort verbracht. War sehr nett. Weiß Gott, ich mußte unter Menschen, mit denen man harmlos reden kann. Aber ich glaube, sie haben mich auch für verrückt gehalten."

„Der alte Stechow ist ein sehr vernünftiger Mann."

„Deshalb ritt ich zu ihm."

„Und hast ihm dein Herz ausgeschüttet?"

„Keine Spur!"

Roßdorff schüttelte den Kopf. „Wohin willst du denn im großen Dienstanzug?"

„Zum Kommandeur — ihn bitten, mein Abschiedsgesuch befürwortend weiterzugeben. Da auf dem Tische liegt es, morgen früh fahre ich nach Plattangen."

„Mannchen — ist das dein Ernst?"

„Warum denn nicht? — Und nun komm mit, sonst treff' ich den Oberstleutnant nicht mehr im Regimentsbureau!"

* * *

„Herr v. Plattangen, ich bedaure natürlich aufrichtig, einen so tüchtigen Offizier wie Sie aus meinem Regimente zu verlieren, wenn aber Ihr Gut dringend Ihre Anwesenheit fordert, so muß ich, wenn auch schweren Herzens, Ihr Abschiedsgesuch weitergeben."

„Ich danke gehorsamst für die anerkennenden Worte, Herr Oberstleutnant, und bitte noch, mir Urlaub bis zur Bewilligung meines Abschiedes erteilen zu wollen."

„So schnell gedenken Sie hier Ihre Zelte abzubrechen?"

„Morgen früh wollte ich fahren, kehre aber bald wieder zurück, um meinen Haushalt hier aufzulösen und meinen Rennstall in Karlshorst zum Verkaufe zu stellen."

„Also die Stunde hat geschlagen, in der Sie Landjunker werden wollen?"

„Jawohl, Herr Oberstleutnant, wider Erwarten schnell; ich hatte eigentlich erst im Frühjahr die Absicht, das Regiment zu verlassen."

„Nun, in der Reserve gehören Sie uns jedenfalls noch weiter an."

„Solange ich überhaupt felddienstfähig bin."

Der Kommandeur drückte Plattangen die Hand. „Dann muß ich ja wohl zustimmen, denn Sie werden

Ihre Gründe haben, recht schnell nach Hause zu kommen."

„Gehorsamsten Dank, Herr Oberstleutnant! — Meine Abschiedsbesuche bei den Herrschaften werde ich machen, wenn ich zurückkehre."

„Reisen Sie mit Gott und empfehlen Sie mich, bitte, Ihrem Herrn Onkel!"

Die Sporen klirrten, die Tür fiel zwischen den beiden Offizieren ins Schloß. —

Mittags luden die Herren, die im Kasino waren, Plattangen zu einer Abschiedsbowle ein. Es sprach sich schnell herum, warum das prächtige Mannchen das Regiment Hals über Kopf verlassen wollte, und es war keiner unter den Offizieren, der nicht lebhaften Anteil an dem Schmerze des Kameraden nahm, wenn man auch ihm gegenüber taktvoll schwieg.

* * *

Der Telegraphenbote stampfte durch den hohen Schnee von der Poststation nach Klotzowen. Sollenstern stand an der Tür der Brennerei, als er den Wirtschaftshof betrat.

„Wollen Sie zu mir?"

„Jawohl, Herr Baron." Der Mann nahm zwei Telegramme aus der Tasche und prüfte die Aufschrift. „Die eine muß ich noch 'rüber zum Herrn Verwalter nach Plattangen schaffen."

Da wußte Sollenstern, von wem die Telegramme kamen. Er hatte den Kneifer schon ganz vorn auf die Nase gesetzt, bis der Bote ihm das an ihn gerichtete aushändigte.

„Ankomme übermorgen früh 10,36 Station. Abschied eingereicht. Mannchen."

„Na, da haben wir's!" brummte Sollenstern. —

„Lassen Sie sich 'nen Kaffee geben, ich fahre mit 'rüber nach Plattangen!"

Das hatte der Postbote schon im stillen gehofft. Er wußte ja, was Telegramme aus Rathenow zu bedeuten hatten. Die paar, die auf der kleinen Poststation ankamen und aufgegeben wurden, waren immer eine gedrängte Übersicht aus dem Leben der Herrschaften, es erfuhr ja weiter niemand, was darin stand, das Dienstgeheimnis schützte. Übrigens trägt der Masur sein Herz nicht auf der Zunge.

„Schönsten Dank, Herr Baron!"

Also Gunild Dittmark hatte sich verlobt! Das ließ sich unschwer zwischen den Zeilen lesen. Nun kam der Junge wenigstens vor Weihnachten noch heim — und blieb! Das war der springende Punkt, und der stimmte Onkelchen doch wieder froh.

* * *

„Agrameit, machen Sie kein erstauntes Gesicht, übermorgen kommt der Herr Oberleutnant für immer zu uns!"

„Für immer?" Der Verwalter riß die Depesche auf, die ihm der Postbote vom Bock aus schon eingehändigt hatte.

„Richtig! Da will ich nur gleich die Wohnung in Stand setzen lassen." Der alte Mann hatte mit einem Male wieder junge Beine bekommen.

„Ich komme morgen nachmittag und seh' mir alles an, Agrameit. Adjüs!" rief Sollenstern.

„Adieu, Herr Baron!"

„Karl, kehrt marsch — in den heimatlichen Stall!"

Der Schlitten fuhr durch den Winterwald, seine violetten Schatten kletterten die hohen, stolzen Bäume hinauf, ein Fuchs schnürte über den Weg, und vom

grauen Himmel senkten sich wiegend die leichten großen Flocken auf die windstille Erde. Das Schellengeläute brach sich an den Waldmauern und wurde mit leichtem, singendem Tone zurückgegeben, einschmeichelnd legte es sich ans Ohr. Ab und zu blies ein Pferd kraftvoll die Nüstern auf, und der Schlitten kreischte über einen Stein oder sprang über eine gefrorene Erdrille und schüttelte die Insassen hin und her.

* * *

„So, nun kann der Herr Oberleutnant kommen. Wenn der Herr Baron noch mal durch das Schloß gehen wollen?"

„Ja, das will ich, Agrameit, und Sie begleiten mich!"

Die Zimmer waren hoch, die Decken vergilbt, die Tapeten verblaßt, und trotz der häufigen Lüftungen lag ein herber Geruch in ihnen wie vertrockneter Lavendel und Thymian. Die Ausstattung war alt, zum Teil kümmerlich, der Besitzer hatte allzuviel mit nach Rathenow genommen — das Beste! Nun, es würde ja nun auch wieder den Weg heimfinden.

„Sie haben alles sehr schön und gut gemacht, Agrameit, aber sorgen Sie noch dafür, daß diese Nacht das ganze Haus durchheizt wird."

Der Verwalter machte eine Ofentür auf. „Bloß noch anzubrennen, Herr Baron, sonst ist alles in Ordnung."

„Und Sie freuen sich auf den Herrn?"

„Jawohl, ehrlich, Herr Baron, denn ich habe ein gutes Gewissen."

Da schüttelte ihm Sollenstern die Hand. „Der Herr Oberleutnant wird's Ihnen danken, Sie brave Haut!"

„Er tut's schon, wenn er in der Heimat bleibt."

Der alte Agrameit war noch einer, der die Treue hielt, der verwachsen war mit seiner Herrschaft und ihrem Grund und Boden, wie nur irgend eine Eiche am großen schönen Spirdingsee. —

In ihre Pelze gehüllt — es war ein kalter Tag mit scharfem Ostwinde — erwarteten Sollenstern und Agrameit den Freiherrn Donatus v. Plattangen.

„Willkommen, Mannchen, willkommen!"

Sollenstern küßte seinen Neffen ab, als habe er ihn mindestens zehn Jahre nicht gesehen.

„Guten Tag auch, mein lieber Agrameit! Nun schwör' ich meiner masurischen Heimat Treue bis zum letzten Atemzuge!"

„Herr Oberleutnant, das Wort hat mir altem Manne wohlgetan."

Der mürrische Zug im Gesicht des Verwalters verschwindet, seine blauen Augen werden blank.

Und dann geht's heimwärts, durch den Sturm hindurch, die Wipfel der Bäume neigen sich und schütteln den Schnee ab. Ein paar alte Tannen sind wurzellocker geworden und haben sich hilfesuchend an den Nachbar gelehnt, Stamm reibt sich an Stamm; wie der Schrei eines Menschen, der um Beistand ruft, hallt der helle, zitternde Ton durch die aufgeregten Wälder.

An Klotzowen geht die Fahrt vorbei, an Feldern und kleinen Seen, dann biegt der Wagen in den Plattanger Wald ein. Einen Bogen macht der Weg, der Spirdingsee liegt in Schneedunst gehüllt vor ihnen; wie ein Teppich streckt sich ein breites weißes Band bis zu einer Höhe hinauf. Dort haben im vorigen Winter noch stolze, starke Riesen gestanden — sie sind gefallen für rotes Gold.

Agrameits Augen suchen die seines Herrn, sie finden sie und führen sie hinüber auf das Ödland. Plattangen

beißt die Zähne zusammen und nickt mit finsterem Gesicht. Und der treue Verwalter freut sich über die Furchen auf der Stirn des jungen Offiziers. Wer so in die Heimat zurückkehrte, der wurzelte trotz allem fest in ihr, Liebe um Liebe heißt es im Leben, Donatus Freiherr v. Plattangen würde sie hier auf seiner Scholle finden — und geben.

Vom Giebel flattert die Fahne, der Sturm reißt an ihr, die Stange biegt sich. Aber sie hält, hält fest wie die masurische Treue.

Die Hofleute hatten sich in der großen Scheune versammelt, Männer, Weiber, Kinder. Sie rieben sich die roten Hände, traten von einem Beine auf das andere. Da nahte der Schlitten unter lautem Schellengeläute. Sie traten heraus, um ihren Herrn zu begrüßen. Der ließ den Schlitten halten, sprang heraus und sprach mit ihnen, den Alten drückte er die Hand, die er gekannt seit seiner ersten Kindheit Tagen.

„Heute ist Feiertag! — Agrameit sorgt für Essen und Trinken!"

Die stillen Masuren wurden lebhaft. Wenn nur der Herr sich bald eine Frau nahm, die so gut war wie seine Mutter! Da wußte jeder von den Leuten, die damals schon hier gearbeitet, von der blassen Frau ein Geschichtchen zu erzählen.

An der Freitreppe stand Frau Agrameit, knickste und sagte einen schönen, frommen Willkommensgruß.

Plattangen schüttelte ihr die Hand. „Sie werden und werden nicht älter, Mutter Agrameit!"

Ganz verschämt sah sie ihren jungen Herrn an. „Aber na!"

Dann betrat Plattangen mit Sollenstern das Schloß. Frau Agrameit ging zu den Mägden in die Küche, ihr Mann in den Keller.

„Mannchen, noch einen Kuß — vor lauter Freude, daß wir dich nun hier haben!"

„Du gutes Onkelchen!"

„Reden wir nicht von der Vergangenheit, denken wir an die Zukunft!"

„Ich denke, die Heimat soll mich gesund machen."

„Sie wird's, wenn du's nur ernstlich willst."

„Das weiß Gott." —

Frau Agrameit hatte gezeigt, daß sie einst herrschaftliche Köchin gewesen, einen so guten Hirschziemer hatten Onkel und Neffe ihr Lebtag noch nicht gegessen.

Dann fuhr Sollenstern heim.

„Kommst wohl morgen mal 'rüber zu mir, Mannchen?"

„Gegen Abend, wenn ich nicht zu müde bin. Nur Arbeit bringt mich über meinen Kummer weg."

Und als der Klotzowener Schlitten zum Hoftor hinaus war, schritt Donatus v. Plattangen durch den Park zur Erbgruft seiner Väter.

An einem Fenster stand der alte Agrameit und drückte sich an der Scheibe die Nase platt. „So ist's recht, nun kann ich meinen jungen Herrn von ganzem Herzen wieder lieb haben!" —

Und der ging dann zu den Leuten und freute sich, wie gut es ihnen schmeckte und was sie trinken konnten. Ja, die Masuren!

Kaum war er ins Schloß zurückgekehrt, trat Agrameit, die dicken Wirtschaftsbücher unterm Arm, ein.

„Herr Oberleutnant, ich bitte zu prüfen, ob ich ein getreuer Sachwalter gewesen bin!"

Sie haben zusammengesessen bis zum späten Abend, und am nächsten Morgen, als die graue Dämmerung über Masurenland zog, stellte sich der Verwalter wieder ein.

Dann ging's im Schlitten durch die ganze Herrschaft, am Nachmittage wurde die Innenwirtschaft geprüft.

„Ich wußte es immer, was ich für einen getreuen Mann an Ihnen habe, Agrameit!"

Aber der alte, wetterfeste Mann dankte nicht, er reckte sich hoch auf. „Nun ist's an Ihnen, Herr Oberleutnant, zu beweisen, daß auch Sie der Heimat treu sind!"

Da senkt Donatus v. Plattangen den Blick, nickt stumm und drückt die arbeitsfrohe Hand seines Verwalters.

Der macht schnell kehrt. Sein Herr soll nicht die Freudentränen in den alten Augen sehen.

* * *

Frau v. Dittmark war mit Gunilds Verlobung sehr zufrieden.

„Ich denke, Andreas, nachdem Friedrich Karl Wullnow uns über seine sehr günstige Vermögenslage Auskunft gegeben, haben wir allen Grund, mit der Wahl unserer Tochter zufrieden zu sein!"

Der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat zuckte nur die Achseln und schwieg.

„Du bist auch nie einverstanden mit dem, was ich tue!"

„Mich freut's nur, liebe Therese, daß du jetzt selbst zugibst, die Verlobung eingefädelt zu haben."

„Du drehst mir wieder einmal die Worte im Munde herum."

„Fällt mir nicht im Traume ein."

„Streiten wir nicht länger darüber, wir stehen ja doch vor einer vollendeten Tatsache."

„Trotzdem bist du sehr reserviert gegen Friedrich Karl."

„Ich kann mich nicht verstellen, er war mir nie sympathisch. Macht er aber Gunild glücklich, werde ich dennoch bald herzlich zu ihm sein können."

„Du läßt's ihn aber merken, daß du nichts für ihn übrig hast."

„Er macht sich anscheinend nicht allzuviel daraus."

„Weißt du das ganz bestimmt?"

„Aus seinem Verhalten ziehe ich meine Schlüsse."

„Auf Gunild solltest du Rücksicht nehmen. Sie leidet unter deiner Zurückhaltung."

„Hab' ich noch nicht bemerkt. Im übrigen kannst du nicht verlangen, daß ich meiner Tochter etwas vorschauspielere."

Da rauschte Frau v. Dittmark entrüstet zum Zimmer hinaus. —

Gunild saß nachdenklich in ihrem freundlichen, hellen Boudoir. Friedrich Karl hatte ihr gestern schon eine Szene gemacht.

„Du bist so still, mußt mehr aus dir herausgehen, siehst gar nicht aus wie eine glückliche Braut!" hatte er vorwurfsvoll gesagt.

Und sie war launisch geworden. Am Nachmittage hatte ihr eine gute Freundin, deren Bruder bei den Zietenhusaren stand, erzählt, daß Plattangen Hals über Kopf seinen Abschied genommen, weil sie sich mit Wullnow verlobt habe. Es sei offenes Geheimnis in Rathenow. Da war ihr plötzlich der Gedanke gekommen: „Wie würde wohl mein Verlobter sich verhalten haben, wenn ich ihm einen Korb gegeben hätte?" Der Vergleich mußte nicht zu seinen Gunsten ausgefallen sein.

Als die Mutter lächelnd das Boudoir betrat, hatte sich Gunild unwillig umgewendet.

„Aber Kind, was hast du denn?"

„Was soll ich haben, Mama? Nichts. Mir scheint, meine Nerven sind etwas mitgenommen."

„Das gibt sich in der Ehe. Gott sei Dank, daß dein Brautstand nicht allzulange dauern wird!"

Da war Gunild Dittmark ein Fröfteln über den Rücken gekrochen.

„Nimm dich nur zusammen, wenn Friedrich Karl kommt. Solche Stimmungen haben alle jungen Mädchen in dieser Zeit; sie verfliegen aber rasch wieder, ein wenig Zwang, und das Glück lächelt von neuem."

„Zwang? Schon heute, Mama?"

Nun wurde Frau v. Dittmark nervös. „Du bist wie dein Vater. Jedes Wort legst du auf die Goldwage."

„Nein, das tue ich ganz sicher nicht. Aber ich fühle mich wie zerschlagen."

„So ruh dich aus, schlafe noch ein wenig, Friedrich Karl kommt vor zwei Uhr nicht."

Die Mutter küßte die Tochter auf die Stirn und verließ das Zimmer.

Gunild fing aber gleich wieder an zu grübeln. Ausruhen? Warum denn? Sie hatte ja heute noch gar nichts getan. Noch ein wenig schlafen sollte sie? Damit die schlechte Laune wich und sie ihren Verlobten mit strahlenden Augen willkommen heißen konnte? Ja, wenn sie das nur mit ehrlichem Gefühle fertig brächte! Bis jetzt hatte sie sich noch niemals übermäßigen Zwang auferlegen müssen, und nun sollte sie es tun dem Manne gegenüber, dessen Weib sie in zwei, drei Monaten wurde! Ihr Empfinden bäumte sich dagegen auf.

Aber sie legte sich aufs Sofa und blätterte in einem Buche. Doch ihre Gedanken waren sonstwo, sie wußte nicht, was sie eigentlich gelesen hatte. Da sprang sie

zornig auf. Sie haderte mit sich und der ganzen Welt — die glückliche Braut! —

Um zwei Uhr kam Wullnow mit einem großen Rosenstrauß.

„Guten Tag, liebe Gunild! Wohl und munter?" Er schloß sie in seine Arme und küßte sie. „Hm — immer noch nicht ganz wieder auf dem Damme?"

„Nein, Friedrich Karl, ich habe greuliche Kopfschmerzen."

Mit mokantem Lächeln um den Mund sagte er: „Anfälle! Die vergehen, wenn wir erst aus der Brautzeit heraus sind, mit dem Besuchemachen und dem Anhören der ewig gleichen Redensarten. Wie will ich froh sein, wenn ich dich erst ganz für mich habe!"

Gunild Dittmark fand nicht ein einziges liebes Wort. Sie setzte sich und betrachtete die schönen Rosen, ihre Lieblingsblumen.

Wullnow ließ sich in den Schaukelstuhl fallen und brachte ihn in leichte Schwingungen.

„Du — wir haben doch gestern über meinen unglücklichen Rivalen Plattangen gesprochen."

Er sagte es in leichtem, sarkastischem Tone.

„Er tut mir leid, Friedrich Karl."

„Natürlich, Weltschmerz simulieren macht Eindruck auf ein Mädchenherz!"

Da wirft Gunild Dittmark den schönen Kopf in den Nacken. „Ich weiß, daß mich Plattangen ehrlich geliebt hat!"

„Hat? — Vielleicht tut' er's noch heute — höchstwahrscheinlich sogar!"

„Und deshalb solltest du mit Achtung und nicht in spöttischem Tone von ihm reden!"

„Nimm mir's nicht übel, aber es liegt in meinem eigenen Interesse, diese Schwärmerei zu zerstören! —

Plattangen war fertig! Er ging freiwillig — gewiß, aber lange hätte er sich wohl nicht mehr halten können!"

„Fertig?"

Ganz bleich ist Gunild geworden.

„Ja, er hat Schulden und trägt sie nach und nach ab, ich weiß es aus ganz sicherer Quelle."

„Sie wird gefabelt haben, Friedrich Karl."

„O nein, ich könnte dir sogar Namen nennen."

„Und wenn's so wäre, trotzdem hat er mich aufrichtig geliebt."

„Freilich — wenn du meinst?"

Da gingen der Braut die Nerven durch. „Ein für allemal bitte ich dich, rede von deinen Mitmenschen nicht in diesem Tone zu mir, er verletzt mich!"

„Du meinst — über Plattangen?"

„Überhaupt. Ich finde nicht die richtigen Worte, um dir das auseinandersetzen zu können, ich denke, du müßtest mein Gefühl verstehen können."

„Aber, herzige Gunild, warum so sensibel? Man macht die Augen auf, sieht sich die Welt an und paßt auf, daß man nicht den Kelch bekommt, wenn nur noch eine Neige drin ist."

„Deshalb braucht man noch lange nicht zu — spotten!"

„Tu' ich auch nicht. Aber als dein Verlobter hab' ich wohl das gute Recht, dir Bedenken, die dein Herz schwer zu machen scheinen, zu nehmen. — Bitte, denke ja nicht, ich hätte jemals Furcht vor Plattangen als Rivale gehabt! Gott bewahre! Es liegt nur in meinem Wunsche, dir nicht unnötig das Herz schwer machen zu lassen durch törichte Redereien. Der gute Junge war eben fertig, und da hat er sich ein Mäntelchen zum Abschiede umgehangen, das ich ihm wenigstens vor deinen Augen herunterreißen muß. Was die übrige Welt denkt

und sagt, ist mir herzlich einerlei, denn in vier Wochen spricht hier kein Mensch mehr vom Freiherrn Donatus v. Plattangen."

Sie biß die Zähne zusammen und schwieg. Gewonnen hatte mit dieser Auseinandersetzung Friedrich Karl bei ihr sicher nicht. —

Dem Vater fiel es auf, wie still Gunild bei Tisch war.

Dann gingen die Damen, um mit dem Verlobten Einkäufe für die Ausstattung zu machen.

Dittmark lief eine gute Stunde mit finsterem Gesicht in seinem Zimmer umher.

„Nein, noch ist es nicht Zeit," sagte er leise vor sich hin.

Aber freundlicher wurde er in den nächsten Tagen zu seinem zukünftigen Schwiegersohne keineswegs, und Gunild gewann ihre sorglose Fröhlichkeit auch nicht wieder.

Aber Frau v. Dittmark strahlte über das ganze Gesicht.

* * *

Es war seit vielen Jahren das erste Mal wieder, daß Plattangen den Weihnachtsabend in der Heimat verbrachte. Seinen Urlaub hatte er sich immer nach den Manövern erbeten, wenn in Masuren der Hirsch schrie.

Die Leute bekamen unter strahlenden Tannen im Saale ihre Gaben, praktische Sachen, Tücher, Hemden, Nahrungsmittel. Der Pfarrer hielt nach dem Gottesdienst in der kleinen Dorfkirche eine kurze Ansprache nnd mahnte immer wieder, dem Teufel Schnaps nicht allzusehr zu huldigen. Geholfen hat's freilich selbst an diesem Abend nicht viel, der Masur kann bei der Kälte sein „Fläschchen" nicht missen.

Plattangen rief Agrameits zu sich und nahm sie mit in sein Arbeitszimmer. Dort waren für sie die Geschenke aufgebaut, sie waren sehr reichlich ausgefallen. Ein Kleid für die Frau, eine große Brosche und ein Nähtisch. Der Verwalter bekam eine dicke, mit Lammfell gefütterte Lodenjoppe mit vielen Taschen drin, hundert Zigarren, eine Pfeife, echten Pastorentabak dazu, ein paar Flaschen Likör — und fünf große glänzende Goldfüchse.

„Das ist zu viel, Herr Oberleutnant!"

„Machen Sie keine Geschichten, Agrameit, und verderben Sie mir die Weihnachtsfreude nicht!"

„So glänzend stehen wir nicht da!"

Sein Herr schlug ihn auf die Schulter. „Sie meinen wegen der Abholzerei?! Lassen Sie's nur gut sein, es kommt nicht wieder vor!"

Aber Agrameit wollte das Geld nicht annehmen. „Ich habe mein gutes Auskommen, die schöne Wohnung, meine Kinder verdienen sich ihr Brot selbst, ich bin ein zufriedener Mann."

Erst als sich der Pfarrer ins Mittel legte, nahm er kopfschüttelnd alle Gaben an. —

Mit dem Geistlichen fuhr Plattangen nach Klotzowen. Es war das Pfarrdorf, zu dem drei Nachbarorte gehörten, jeder hatte sein bescheidenes Kirchlein.

Sollenstern empfing seinen Neffen mit einem Schmunzeln.

„Mannchen, das wird mal für mich alten Kerl ein lieber Weihnachtsabend! Der polnische Karpfen und eine gut gebratene Gans warten."

Und als sie behaglich nach dem Essen mit einer guten Zigarre beim knisternden Feuer saßen, fing Onkelchen zum ersten Male wieder an, von Gunild Dittmark zu sprechen.

„Du siehst schon viel munterer aus, Mannchen. Ja, die Arbeit, die rüttelt die Gedanken durcheinander und verschafft dem Menschen das Gleichgewicht wieder!"

„Und trotzdem trage ich schwer an meinem Schicksal, wenn ich's auch nach außen hin mir nicht anmerken lasse."

„Na ja dochchen, man muß oft im Leben eine Grimasse schneiden, wenn's einem auch ganz anders ums Herz ist!"

Plattangen starrte mit finsterem Gesicht in die Glut.

„Dieser Wullnow ist nicht der Mann, der Gunild Dittmark glücklich machen wird!"

„Ganz meine Ansicht — mir direkt widerlich, der Kerl!"

„Dann wirst du begreifen, wie ich darunter leide, daß sie den aalglatten Diplomaten mir vorgezogen hat!"

Sollenstern sog bedächtig an seiner großen Bock und stieß dann hastig den Rauch aus. „Teufel auch, wir werden uns doch den Abend nicht mit albernen Gedanken verderben! Am dritten Feiertag kommt Roßdorff. Er wohnt natürlich bei dir, aber die drei, vier Tage, die er hier bleibt, wollen wir uns mal ordentlich amüsieren, ihm zeigen, wie fein sich's in Masuren leben läßt! — Einen Tag sagen wir uns bei Dittmarks an, die Jungen sind auf Urlaub da."

„Ich habe in Tampischkehnen noch gar keinen Besuch gemacht."

„Hab' dich schon entschuldigt, Mannchen."

„Und den Grund angegeben?"

„Allerdings. Sie sind ihrer Schwägerin schon lange nicht grün, du wirst auf mitfühlende Herzen stoßen."

„Dafür bedanke ich mich allerschönstens."

„Nur sachte, Mannchen, die Tampischkehner sind

taktvolle Leutchen! — Wie wär's, wir setzten für den Neunundzwanzigsten eine kleine Jagd an?"

„Meinetwegen. — Es wird ja doch nur eine Knallerei an den Futterstellen."

„Die Wildschweine haben toll zugenommen, und 's wird gut sein, wir legen ein paar schwache Hirsche auf die Decke. Holen wir sie uns nicht, besorgen's die lieben Nachbarn und die Wilddiebe, und warum wir denen die Freude lassen sollen, seh' ich nicht ein."

„Ganz wie du denkst, Onkelchen."

„Du tust ja, als hättest du an 'ner fröhlichen Jagd gar keine Freude mehr?"

Da stand Plattangen auf. „Tu mir bloß den einzigen Gefallen und lieg mir nicht mehr mit Gunild Dittmark in den Ohren!"

Sollenstern nickte und schwieg. Denselben Schmerz hatte er ja am eigenen Leibe verspüren müssen.

Der Neffe fuhr zeitiger nach Plattangen zurück, als er ursprünglich gewollt.

Onkelchen aber ging, das Taschentuch in der Hand, mit dem er sich alle Augenblicke über die heiße Stirn fuhr, aufgeregt im Zimmer auf und ab und schimpfte Mord und Brand über die verdrehte Welt.

* * *

Onkel und Neffe erwarteten Roßdorff auf dem Bahnhofe.

„Das nenne ich mal einen feierlichen Empfang! — Aber 'ne Hundekälte ist hier in Masuren!"

Sollenstern lachte und betrachtete sich den jungen Offizier vom Kopf bis zu den Füßen.

„Mein Verehrtester, hier läuft man nicht 'rum wie in Berlin Unter den Linden, wo überall der Herrgott den Arm zu 'nem ordentlichen Trunke und 'ner warmen

Bude 'rausstreckt! Wenn Sie erst noch 'n Stückchen weiter nach Nordosten fahren, können Sie an guten Apriltagen Ihr Mäntelchen spazieren tragen!"

Er wurde in einen weiten Lammfellpelz gesteckt, und dann ging's mit den kleinen schnellen Masurenpferdchen nach Plattangen.

Sollenstern blieb bis zum Abend mit den Herren zusammen.

„Also morgen bei mir auf Wiedersehen!" —

„Mannchen, nun wären wir ja wieder einmal allein! Daß man dich im Regimente schmerzlich vermißt, brauche ich dir wohl nicht erst zu sagen. Natürlich ist deine Liebesaffäre Stadtgespräch in Rathenow und auch in Berlin in den Kreisen, die die roten Attilas gern bei sich sehen."

„Noch ein paar Tage, Roßdorff! Im übrigen ist mir's herzlich einerlei."

„Wär' ja schön, aber das sage ich dir nicht, um dir das Herz schwer zu machen. Die Medaille hat nämlich noch eine Kehrseite."

„Da wäre ich denn doch gespannt."

„Man schimpft auf Wullnow."

„Aber warum in aller Welt?"

„Das habe ich mich auch gefragt, Mannchen. Eine klare Antwort bekommt man nicht zu hören. Er sei ein Leisetreter, ein unsympathischer Kerl, die arme Gunild Dittmark würde kreuzunglücklich werden, und wie so die Redensarten alle lauten."

„Die Leute sollten sich lieber an ihre eigene Nase fassen."

„Das Tollste kommt noch."

„Nanu?"

„Gunild Dittmark soll absolut nicht aussehen wie eine glückliche Braut."

„Roßdorff — Mensch! Willst du mir mein bißchen Ruhe in den Spirdingsee schmeißen?"

„Nein, Mannchen. Aber ich bin so schnell von Hause weggereist, um einige Tage mit dir zusammen zu verleben, um deinem braven Onkel Sollenstern die Wahrheit unter die Nase zu reiben und — dich und ihn zu überreden, noch mal einen Vorstoß zu machen — vielleicht durch die Tampischkehner Dittmarks, immer vorausgesetzt, deine Gefühle sind noch dieselben!"

Da stöhnt Donatus v. Plattangen auf. „Du meinst es gut mit mir, ich weiß es. Aber ich wünsche keinerlei weitere Attacken, das erlaubt meine Manneswürde nicht und" — er zeigt nach der Stirn — „dort ist uns dieser Wullnow über, wir kommen nicht auf gegen ihn!"

„Nun — nun, alles erreicht man mit einem Gramm mehr Verstand auch nicht!"

„Jedenfalls bitte ich dich, weder mir, noch Onkelchen, noch den Tampischkehner Dittmarks den Kopf weiter schwer zu machen mit dieser leidigen Geschichte. Ich zähle die Tage bis zum Frühjahr, wo anstrengende Arbeit auf mich wartet, sie wird mir schon das Gleichgewicht völlig wiedergeben."

„Es war ein Vorschlag, Mannchen, natürlich sind mir deine Wünsche in dieser Hinsicht Befehl."

„Dann werden wir auch diese Tage in ungetrübter Harmonie verleben, lieber Roßdorff."

* * *

Am nächsten Morgen fuhren die Freunde nach Klotzowen. Sollenstern führte sie durch die Ställe.

„Donnerwetter, ist hier alles wunderschön! Ich bin doch auch ein Kind vom Lande, hätte aber in der masurischen Ecke einen so großartigen Betrieb nicht zu sehen erwartet."

„Ja—a, denken Sie denn, Onkelchen kann weiter nichts, als 'ner guten Flasche den Hals brechen?"

In jedem, auch dem kleinsten Verschlag hing eine elektrische Glühbirne, die Wasserkraft hatte man zur Erzeugung des Stromes vor der Tür, die große Sägmühle war mit den neuesten Erfindungen ausgestattet, und Disziplin herrschte, das sah man auf den ersten Blick. Jeder Mann stand auf seinem Posten, da gab's keine unnütze Herumlauferei, keine Zeitvergeudung.

„Wenn ich zehn Jahre jünger wäre, baute ich mir noch 'ne Papierfabrik. Das überlass' ich nun Mannchen, der mein Gut erben wird."

„Ja, Roßdorff, meine Klitsche sieht direkt trist aus gegen Klotzowen. Meine Schuld! Warum hab' ich auch meine besten Jahre Rekruten gedrillt, anstatt mich um meine schöne Herrschaft zu kümmern, die noch ein paar hundert Morgen größer ist!"

„Du tust ja, als ob du schon 'n Greis wärst, Mannchen!"

„Lieber Roßdorff, alt bin ich jedenfalls über meine Jahre."

„Schafkopp!"

Das war alles, was Onkelchen dazu sagte.

Roßdorff bekam einen heillosen Respekt vor Herrn v. Sollenstern. Plattangen hatte in Rathenow erzählt, daß sein Onkel in Masuren eine landwirtschaftliche Autorität sei, aber die Kameraden hatten ihn ausgelacht.

„Für heute nachmittag hab' ich uns bei Dittmarks angesagt, und morgen jagen wir ein paar Stunden, darauf vergnügtes Zusammensein bei mir."

„Das ist ja herrlich, Herr v. Sollenstern!"

„Nicht wahr?" Er lachte sehr zufrieden. „Roßdorffchen, knallen Sie nur jeden Schwarzkittel über den

Haufen, wir können uns dieses Jahr vor den Biestern kaum retten, sie machen in Wald und Feld einen ungeheuren Schaden!" —

Sehr herzlich wurden die Gäste in Tampischkehnen begrüßt. Onkelchen war sofort der Mittelpunkt.

„Na, Herrschaften, das Weihnachtsfest gut überstanden? — Agathchen, war's Christkindchen auch nett? Ich habe da noch so 'n paar Sächelchen aus Berlin mitgebracht, pack mal aus, ob dir der Kram auch gefällt!"

„Onkelchen!"

Ein wundervoller Straußenfächer kam zum Vorschein, Süßigkeiten und ein goldenes Armband. Und die Jungen waren auch reichlich bedacht worden.

„Christoph, du verwöhnst meine Kinder über Gebühr!"

„Willst du mir die Freude nehmen, in die blanken Augen der Jugend zu sehen, Albrecht?"

Und während sich Dittmarks bedankten, saß er mit freudestrahlendem Gesicht in einem bequemen Lehnstuhl — seinem Stammsitz in Tampischkehnen — und amüsierte sich.

Es war ein sehr vergnügter Nachmittag und Abend, draußen heulte der kalte Oststurm und klapperte an den Läden, drinnen lachte man und trank ostpreußischen „Maiwein" — heißen Grog, den nur schwache Seelen mit Wasser verdünnten.

Roßdorff war der liebenswürdige Schwerenöter, die siebzehnjährige blonde Agathe amüsierte sich köstlich. Sollenstern schmunzelte und nickte dem Freunde seines Neffen freundlich zu.

Man sah es den Gästen an, wie wohl sie sich fühlten. Mitternacht war da, als sie das gastfreie Tampischkehnen verließen.

„Also, Dittmarks, morgen um neun bei mir! Zum Essen kommen die Damen um fünf Uhr!"

„Schönchen! Auf Wiedersehen!" —

In Klotzowen wurde Onkelchen abgesetzt, die beiden Freunde fuhren weiter nach Plattangen, den Pelzkragen bis über die Mützen geschlagen, siebzehn Grad unter Null war's, der scharfe Ostwind ließ die Temperatur noch niedriger erscheinen — gut, daß man von innen fest eingeheizt hatte!

In dem wohlig durchwärmten Arbeitszimmer Plattangens blieben die Freunde noch ein halbes Stündchen beisammen.

„Mannchen, war das eine Sitzung!"

„Eine ostpreußische," meinte er lachend.

„Die Agathe Dittmark ist ja ein ganz reizendes Mädel!"

„Findest du? Dann heirate sie. Wenn sie auch nicht allzuviel mitbringt, du bist doch durch deine Erbtante in einer glücklichen Lage".

„Na höre mal, vorläufig ist sie noch zu jung!"

„Lege sie vor Anker und hol sie dir über Jahr und Tag!"

„Reizend ist sie — ganz reizend!"

„Wenn du nicht die Courage hast, so steck dich hinter Onkelchen!"

„Herrgott, leg mir doch nicht gleich die Schlinge um den Hals!"

„Nein, Freundchen, nur revanchieren will ich mich dafür, daß du Onkelchen auf mich gehetzt, mit 'ner anderen Dittmark!"

Da müssen beide lachen, und doch ist's Plattangen gar ernst ums Herz.

„Mannchen, laß mich lieber mein Heil allein versuchen — man will doch in Ruhe überlegen. Und ob

mich die hübsche Agathe überhaupt nimmt, ist auch noch die Frage."

„So leg dich ins Bett und geh mit dir zu Rate, ich denke, wir sind beide tüchtig müde!"

Plattangen klopft Roßdorff auf die Schulter und schiebt ihn zur Tür hinaus, dann bleibt er noch lange in Gedanken versunken am Ofen stehen, bis die Glut nachläßt.

* * *

Es war ein vergnügliches Jagen durch den knietiefen Schnee, über Felder und Eis, durch Gestrüpp und Hochwald. Und dazu kamen die großen Flocken vom Himmel.

Die Strecke konnte sich sehen lassen: siebzehn Stück Schwarzwild und sechs Geweihte, sowie drei Füchse. Jagdkönig war der alte Sollenstern geworden. Er stöhnte und krächzte zwar und schimpfte über seine maroden Pedale, wenn er aber die Flinte an die Backe riß, dann blieb das Wild im Feuer.

Mannchen nahm seinen Onkel beiseite. „Setze Roßdorff bei Tisch neben Agathe Dittmark!"

„Hätt' ich so wie so getan, alter Schlauberger. Drei Groschen setz' ich gegen meinen Weinkeller, wenn der Prachtkerl nicht Feuer gefangen hat. Ja dochchen, meine Lichter sind noch ganz gut!"

„Die Wette wird deinen Weinkeller nicht in Gefahr bringen, Onkelchen!"

Der rieb sich vergnügt die Hände. „Würde mich, weiß Gott, freuen für die Tampischkehner!"

War das ein Abend bei Sollenstern! Der beste Wein war gerade gut genug. Onkelchen begoß sich ein wenig die Nase, da floß ihm der Mund über.

„Agathchen, wie gefällt dir Mannchens Freund?

Famos — nicht wahr? Wär' 'ne Partie für dich!" Er schüttelte sich vor Lachen. „Ja dochchen, werde nicht gleich rot, ich bin in der letzten Zeit 'n komischer Kauz geworden, will die Jugend egal weg unter die Haube bringen. Manchmal glückt's ja nicht, aber 's wär' höchste Zeit, daß ich auch in dieser Beziehung Erfolg zu verzeichnen hätte."

Mannchen begehrte auf. „Onkelchen, spiel' hier nicht Moses und die Propheten!" rief er verweisend.

„Nu nee, mein Jungchen, aber freuen sollte mich's doch — na prost, ihr beiden!"

Eine Verlegenheitspause trat ein. Roßdorff brachte das Gespräch auf das Kaisermanöver, das nächstes Jahr in Ostpreußen abgehalten werden sollte. Doch seine Gedanken waren bald bei anderen Dingen. In zwei Tagen mußte er nach Petersburg fahren. Ohne sich mit Agathe ausgesprochen zu haben, wollte er aber Masuren nicht verlassen.

Er fand auch eine Gelegenheit, als die Herren mit den Damen die Strecke besichtigten, die vorm Schlosse gelegt worden war.

Sollenstern kritisierte die Schüsse.

„Schießt Mannchen dem starken Keiler da die Hinterläufe auf fünfundzwanzig Schritte kaput, mußte mit der Saufeder abgefangen werden — so 'ne Pudelei!"

„Der Kerl ging schräg nach vorwärts flüchtig, ich konnte ihm den Schuß nicht aufs Blatt antragen."

„Was? — Albrecht, du hast's doch auch gesehen? Spazierte der dumme Teufel so bequem vor Mannchens Flinte herum, daß er bloß loszudrücken brauchte!"

Und während man sich hin und her stritt, standen Roßdorff und Agathe Dittmark am äußersten Flügel bei einem kapitalen Vierzehnender, maßen die Auslage und prüften die Rosen.

„Gnädiges Fräulein," fragte der Zietenhusar leise, „haben Sie vorhin Sollensterns Worte übelgenommen?"

Das junge Mädchen wurde verlegen, die Röte schoß ihr ins Gesicht. „Nein," sagte sie zögernd.

„Und wenn ich recht bald wieder nach Plattangen komme, würden Sie sich freuen, mich wiederzusehen?"

„Ja!"

„Also im Sommer — und dann, Agathe?"

Sie konnte ihm nur mit einem Blicke antworten.

„Ihr beiden da, reißt doch dem Hirsch nicht das Geweih vom Schädel!" rief Sollenstern schmunzelnd. — „Seht bloß, Herrschaften, jeder hat 'ne Stange angefaßt und schüttelt dran! — Das tote Biest kann doch nicht mehr ‚ja' für dich sagen, Agathchen! Das mußt du schon hübsch alleine tun!"

Mannchen gab seinem Onkel einen gelinden Rippenstoß. Frau v. Dittmark fing plötzlich an zu frieren. Man kehrte ins Schloß zurück. Sollenstern wurde seine Rederei nicht weiter übelgenommen, man wußte ja, daß der alte Schwerenöter die Jugend gern einmal in Verlegenheit brachte.

Alte Jagdgeschichten wurden aufgewärmt, Witze gerissen, die jungen Offiziere sprachen von gemeinsamen Bekannten, den dienstlichen Verhältnissen, und dann kam der Sport an die Reihe.

„Ja, ich verkaufe meinen Rennstall, für jeden annehmbaren Preis schlage ich die Schinder los," sagte Plattangen.

Man stritt hinüber und herüber. Wenn erst die Rennsaison wieder eröffnet sei, würden höhere Summen zu erzielen sein, meinte der ältere Dittmark, der Kürassier.

„Nein, ich stelle die Vollblüter zur Auktion, wenn ich im Januar nach Berlin komme. Natürlich mache ich

mir einen Preis, unter dem ich sie nicht aus dem Stall lasse."

Roßdorff klärte Fräulein v. Dittmark sehr eingehend über den Wert der Plattangenschen Pferde auf.

Es war spät geworden, bis man die Schlitten zur Heimfahrt bestellte.

Onkelchen wickelte seine Gäste selbst mit in die Decken und blies zum Abschied auf einem Waldhorn „Hirsch tot" und „Halali".

Man lachte und schüttelte sich noch einmal die Hände.

Kaum war der Plattangener Schlitten zum Hoftor hinaus, floß Roßdorff der Mund über.

„Mannchen, sterblich verliebt bin ich!"

„Das haben wir alle sehen können."

„Ist mir ganz einerlei, denn — wir sind so gut wie einig!"

„Dann gratulier' ich allerschönstens, Roßdorff. Du wirst eine gute Frau bekommen."

„Das hoffe ich. Im Sommer mußt du mich schon wieder mal nach Plattangen einladen, damit wir in Tampischkehnen Verlobung feiern können."

„Du wirst mir jederzeit herzlich willkommen sein."

Es klang etwas frostig.

„Freust du dich denn nicht mit mir, Mannchen?"

„Selbstverständlich, mein Lieber!" Plattangen reichte ihm die Hand hin. „Du mußt mir geplagtem Menschenkinde nicht übelnehmen, wenn ich noch nicht wieder ganz der alte bin."

Mitfühlend drückte Roßdorff Mannchens Hand.

* * *

Plattangen benützte die stille Zeit, um seine landwirtschaftlichen Kenntnisse zu vervollkommnen. Onkel-

chen hielt ihm stundenlang Vorträge über Forstwirtschaft, Fischzucht und Fruchtfolge auf den Feldern.

So gingen die Tage dahin. Aber die einsamen Abende und langen Nächte blieb Mannchen sich allein überlassen. Einladungen von den Nachbarn schlug er nach Möglichkeit ab, und wenn Sollenstern ihn aufforderte, doch länger bei ihm zu verweilen, hatte er fast immer eine Ausrede bei der Hand.

„Sehr freundlich, liebes Onkelchen, aber ich habe noch dies und jenes Buch durchzustudieren, aus Plattangen soll ein Musterbetrieb werden, und ich bin vorläufig noch ein krasser Stümper."

Da hatte ihm Sollenstern nie zugeredet zu bleiben. —

Mitte Januar fuhr Mannchen nach Rathenow, um Abschiedsbesuche zu machen und seinen Haushalt nach Plattangen überführen zu lassen.

Feierlich wurde er „abgegessen", man drückte ihm die Hand und versicherte ihm, daß man sich freuen werde, wenn er bald wieder zu einer Übung bei seinem alten Regimente zurückkehre.

Besonders herzlich waren die Damen zu ihm. Sie hatten ihn immer gern gehabt, den kleinen, lustigen Plattangen, dem seine unglückliche Liebe jetzt einen so scharfen Zug um den Mund geprägt hatte.

Die dienstfreien Kameraden hatten sich auf dem Bahnhofe eingefunden, um ihm vor der Abfahrt noch einmal die Hand zu schütteln.

Und nun stieg er für lange Zeit zum letzten Male wieder in Berlin auf dem Lehrter Bahnhof aus.

Er bummelte durch den Tiergarten den Linden zu. Die Alsenstraße mied er. Bei Dressel hatte er sich mit einem Potsdamer Leibgardehusaren verabredet, der ihm seinen Rennstall abkaufen wollte. Er bot nicht allzuviel, für das laufende Jahr sollte Plattangen aber

mit zehn Prozent der Renngewinne noch beteiligt bleiben, und Graf Kleukow stand über dem Durchschnitte der Rennreiter. Ein paar tausend Mark würden sicher noch herausspringen.

Unerwartet traf er später vor dem Demuthschen Geschäft mit Herrn v. Dittmark zusammen.

„Sie hier, Herr v. Plattangen? Das nenne ich eine Überraschung!"

Mannchen wollte sich rasch empfehlen. „Ich habe eine geschäftliche Besprechung drüben bei Dressel, komme direkt von Rathenow, mit dem Nachtzuge will ich nach Masuren zurück."

So schnell ließ ihn aber Dittmark nicht weitergehen. Er fragte nach seinen Verwandten in Tampischkehnen und nach Christoph Sollenstern.

„Danke, alles wohl und munter."

Da kam Gunild aus dem Geschäfte. Einen Augenblick stockte ihr Schritt.

„Mein Gott, wie blaß sieht sie aus!" fuhr es Plattangen durch den Kopf. Er mußte sie begrüßen.

„Und zum Essen wollen Sie nicht zu uns kommen?"

„Leider ganz unmöglich, Herr v. Dittmark. Ich sagte schon, meine Zeit ist sehr gemessen. — Bitte mich der gnädigen Frau zu empfehlen."

Mit großen Schritten eilte Donatus v. Plattangen über den Fahrdamm.

Eine Zeitlang gingen Vater und Tochter stumm nebeneinander her.

„Er sah nicht gut aus."

„Sehr schlecht, Papa."

Da blieb der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat stehen und sah Gunild prüfend ins Gesicht. „Es war ein Zufall, daß wir ihn trafen, mein Kind, aber er tut gar oft Wunder!"

Krampfhaft schloß sie die Lippen. Der Weg heimwärts wurde fortgesetzt. Aber Dittmark glaubte doch große Anteilnahme in Gunilds Gesicht gelesen zu haben.

„Noch ist es nicht zu spät!“ sagte er.

„Eine ehrliche Frage, Papa. Warum bist du so wenig — nett zu Friedrich Karl?“

„Weil er mir von Tag zu Tag unsympathischer wird.“

„Und warum?“

„Schwer zu sagen, Gunild. Er fällt mir auf die Nerven. Seine immer gleichbleibende Ruhe, sein fortwährendes Lächeln — Hatte mir den Mann meiner Tochter anders vorgestellt.“

Sie standen vor dem Hause.

„Nun, mein Kind, hast du mir nichts zu erwidern?“

Sie schüttelte den Kopf und wurde rot.

„Das bedaure ich! Dein Vater ist dein bester Freund! Ich erwarte, wenn dir das Herz übervoll ist, findest du doch noch den Weg zu mir!“ —

Plattangen wurde mit dem Grafen Kleukow handelseinig. Nachmittags fuhren sie nach Karlshorst hinaus. Die Pferde blieben für die kommende Rennsaison unter der Obhut ihres jetzigen Trainers. Abends wurde in Berlin der notarielle Kontrakt unterschrieben. Mitten in der Nacht reiste Mannchen vom Friedrichsbahnhof nach der Heimat zurück.

Nun hatte er vorläufig alle Brücken nach Berlin abgebrochen.

* * *

Gunild Dittmark riegelte sich in ihrem Zimmer ein und ließ sich des Vaters Worte durch den Kopf gehen. Warum sträubte er sich eigentlich so gegen ihre Verbindung mit Friedrich Karl?

Sie war in der letzten Zeit ganz leidlich mit ihrem

Verlobten ausgekommen. Man mußte sich nur an seine sarkastische Ader gewöhnen. Er war elegant, klug, weltgewandt, verstand sich meisterhaft in Position zu setzen; wo sie auch mit ihm eingeladen gewesen war, immer hatte er schnell unter seinen Altersgenossen das Gespräch in der Hand gehabt, er warf es hin und her wie einen Ball, fing es wieder auf und schleuderte unversehens einem fünften ein treffendes Wort zu. Leuten von Rang gegenüber zeigte er immer Respekt, sie mußten ihm freundlich entgegenkommen.

Nachdem die ersten Stürme ihrer Verlobungszeit verrauscht waren, lernte sie bald klarer über ihn sehen. Ja, er war der geborene Diplomat. Wollte sie ihm eine Neuigkeit erzählen, so lachte er.

„Aber mein Herzblatt, das weiß ich ja schon längst!"

Und dann erzählte er Näheres. Er schüttelte das nur so aus dem Handgelenk, dabei ein Hieb hier, ein Hieb dort — wie oft hatte sie nicht furchtbar mitlachen müssen!

Freundinnen nannten ihren Verlobten, um ihr zu schmeicheln, den „kleinen Bülow", und andere konnten nur unschwer ihren Neid verbergen. Auf welches Mädchen von zwanzig Jahren machen Lob und Mißgunst keinen Eindruck?!

Und doch hatte ihr Herzschlag gestockt, als sie so plötzlich sich Plattangen gegenüber gesehen. War es nur die Überraschung gewesen? Nein. — Aber Mitleid! — Aus seinem verhärmten Gesicht hatte sie ja lesen müssen, wie es um ihn stand. Das tat ihr doch herzlich weh.

Als ihr Verlobter kam, fiel sie ihm stürmisch um den Hals.

„Friedrich Karl, können wir nicht schon früher heiraten?"

Der Menschenkenner wußte sofort, ihr Innerstes

mußte durch irgend etwas aufgewühlt worden sein. Aber er ließ sich nichts anmerken. „Natürlich, Gunild. Urlaub bekomme ich schon, weiß überhaupt nicht, was ich im Auswärtigen Amt noch soll, Festenburg, mein Nachfolger, hat sich so gut eingearbeitet, daß ich doch nur noch als fünftes Rad am Wagen im Ressort mitsitze."

„Dann sondiere, ob man dich nicht eher freigibt."

Da hat Wullnow seine Braut in die Arme genommen und sie stürmisch geküßt.

Plattangens Bild verwischte sich in ihrem Herzen. —

Spät Abends ging der junge Diplomat aber noch lange in seinem Zimmer nachdenklich auf und ab. Frau v. Dittmark hatte nach Tisch mit ihm über Plattangen gesprochen, sicherlich war aus dem Zusammentreffen Gunilds nervöse Erregung hervorgegangen. Sollte ihm dieses kleine „Mannchen" doch am Ende gefährlich werden können? Pah — der saß in seiner masurischen Ecke, wer weiß, wenn Gunild ihn wieder zu Gesicht bekam — jedenfalls nicht früher, als bis sie Frau v. Wullnow geworden war. Und dann hatte es keine Gefahr mehr! Gefahr? Er mußte über den Gedanken selbst lachen. Aber seine Eigenliebe war doch gekränkt. Konnten überhaupt seiner Braut Zweifel kommen, ob sie auf dem rechten Wege war? Natürlich steckte sein Schwiegervater dahinter, der würde Gunild das Herz schwer gemacht haben.

Merkwürdig, wie wenig Fortschritte er in der Gunst des alten Herrn machte! Woher stammte dessen Antipathie? Galt er, Friedrich Karl v. Wullnow, denn nicht als Ritter ohne Furcht und Tadel? Sicherlich. Und trotzdem, immer setzte ihm der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat passiven Widerstand entgegen, wenn er einen neuen Sturmangriff auf das schwiegervätterliche

Herz versuchte. Da half weiter nichts, als durch eine schnelle Heirat die Bande ganz fest zu knüpfen. Selbst wenn er zu der Erkenntnis gekommen wäre — und er war weit davon entfernt —, daß seine Ehe nicht zum Guten ausschlagen würde, hätte er doch Gunild nicht freigegeben, denn dann würde doch etwas an ihm hängen geblieben sein, leeres Gerede natürlich, aber ein Diplomat muß eben vorsichtiger sein als ein gewöhnlicher Sterblicher. Schließlich konnte ja aus der Ehe ein Nebeneinanderleben werden, wenn sich später wirklich keine dauernde Harmonie herstellen sollte. Aber die schöne, junge, temperamentvolle Frau v. Wullnow würde schwerlich verzichten wollen, eine tonangebende Stellung in der großen Welt zu spielen, und schon dieser Faden würde sie eng aneinander knüpfen.

Also — schnell heiraten und die Zukunft abwarten! Er hatte schon größere Schwierigkeiten besiegt als Frauenlaunen.

Der Gedanke beruhigte ihn, zufrieden legte er sich zu Bett. —

Wenige Tage später hatte er seinen Urlaub in der Tasche.

„Gunild, bestimme den Hochzeitstag!"

Da gab es aber einen kleinen Kampf mit dem Vater.

„Kind, Anfang März — eher nicht!"

„Friedrich Karl hat Urlaub vom ersten Februar an."

„Trotzdem! — Gerade jetzt habe ich den Kopf voller Sorgen. Im Reichstag muß ich einen Handelsvertragsentwurf verteidigen, dem selbst meine politischen Freunde skeptisch gegenüberstehen."

Da legte sich Frau v. Dittmark ins Mittel. „Willst du Gunild die Freude einer schönen, langen Hochzeitsreise nach Italien rauben?"

Fest sah der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat seine Tochter an. „Also es liegt dir sehr viel an einer schnellen, um nicht zu sagen überstürzten Heirat?"

Sehr verlegen war sie geworden, die Mutter klopfte energisch mit dem Knöchel des Zeigefingers auf den Tisch.

„Ja, Papa!"

„Freilich dann! — Liebe Therese, bestimme das weitere, meine Zeit ist vollauf in Anspruch genommen."

* * *

Im Palasthotel wurde die Hochzeit gefeiert, fast hundert Gäste waren anwesend, unter diesen die elegante, noch sehr jugendlich aussehende Mutter des Bräutigams.

Auch die Tampischkehner Dittmarks wohnten dem Feste bei — mit sehr gemischten Gefühlen freilich, und das ließen sie ihrer Schwägerin deutlich merken.

* * *

Diesen Tag verbrachte Sollenstern bei seinem Neffen.

„Mannchen, das hab' ich auch durchmachen müssen. Ich kann mich also recht gut in deine Empfindungen versetzen. Ich sage dir, trink 'nen Schluck, spuck aus und schenk dir's Glas wieder voll!"

„Onkel, hör auf!"

„Das klingt brutal, ich weiß es wohl, aber 's ist tatsächlich der Weisheit letzter Schluß. Steh bei Morgengrauen auf, arbeite bis zur sinkenden Nacht und dann 'nen ordentlichen Troppen — da schläft man ungewiegt und träumt nicht albernes Zeug, weil man tagüber an genug andere Dinge zu denken hat. Und nach ein paar Jahren ist man über die ganze Geschichte

weg, man zuckt die Achseln und sagt: Wer weiß, ob's so nicht ganz gut war!"

Da reckt Plattangen die Arme zur Seite. „Wenn's nur endlich Frühling werden wollte!"

„Den kriegt dieses Jahr unsere masurische Ecke nicht allzu früh zu sehen." —

Trotz manchem Glase „ostpreußischen Maiweins" fand in dieser Nacht Mannchen keinen Schlaf. Sein Blut hämmerte wild in den Schläfen, er meinte, es riefe ihm höhnisch zu: „Vor—bei — vor—bei — vor—bei!"

* * *

Als Sollenstern erfährt, daß die Tampischkehner zurück sind, läßt er anspannen.

„Nun, wie war's in Berlin?"

Dittmark brummt. „Ein Heidengeld hat mich die Fahrt gekostet, und mit dem Vergnügen war's nicht weit her!"

„Hat euch denn dieser Wullnow gefallen?"

„Lieber Christoph, für einen solchen Leisetreter haben wir in unserer masurischen Ecke kein Verständnis!"

Frau v. Dittmark sekundierte ihrem Manne. „Mein Schwager machte durchaus nicht den Eindruck eines glücklichen Brautvaters; er hat den Kopf voller Sorgen, denn der Handelsvertragsentwurf wird im Reichstage wahrscheinlich nicht angenommen."

Sollenstern zuckte die Achseln. „Warum setzt er sich auch nicht zur Ruhe? Ich dächte, er käme in die Jahre, wo man mit Anstand sein Abschiedsgesuch schreiben kann."

„Er wird's auch tun, wenn sich keine Mehrheit findet, hat er mir gesagt."

„Das läßt seine Frau nicht zu."

„Ich glaube, dieses Mal spricht er ein Machtwort."

Da lachte Sollenstern. „Gnädige Frau, sind Sie auch dieser Meinung?"

„Ich hege Zweifel."

„Und ich sage Ihnen: er bleibt! Seine Frau leidet's einfach nicht!"

Da trat Agathe ins Zimmer.

„Gut amüsiert in Berlin, Kleine?"

„Es ging, Onkelchen."

„Ach so — natürlich, ich vergaß, das Herzchen liegt ja schon vor Anker."

„Herr v. Sollenstern, reden Sie doch dem Backfisch keine Dummheiten ein!"

„Bitte, Mama —"

Aber Onkelchen läßt sie gar nicht ausreden. „Agathchen, ich lade im Herbst den Roßdorff zu mir ein, und dann wollen wir doch mal sehen, ob ich nicht 'ne feinere Nase gehabt habe wie mein gutes, totes Hektorchen!"

* * *

Roßdorff hatte sich in Wassili Ostrow eingemietet. Bittere Kälte lag über Petersburg. Aus seinen Fenstern sah er hinab auf die mit einer dicken Eisschicht bedeckte Newa. In der kraftlosen Wintersonne funkelte die große goldene Kuppel der Isaakkathedrale, linker Hand den Kai hinab lagen massige, braunrote Gebäude — das Winterpalais der Zaren.

Er war herzlich in der deutschen Botschaft aufgenommen worden. Arbeit gab's nicht viel, seine Karte hatte er bei den Großwürdenträgern, dem Kommandeur des Regimentes, dessen Chef der deutsche Kaiser ist, bei einigen Botschaften und Gesandtschaften anderer

Staaten und den Spitzen der deutschen Gesellschaft abgeworfen.

Petersburg ist eine Stadt, in der man zu leben weiß. Neben riesigem Reichtum gibt es fürchterliche Armut, mit der hatte er nichts zu tun. Selbst die Deutschen, die in Bedrängnis gerieten, verschuldet oder unverschuldet, hatten sich an das deutsche Generalkonsulat zu wenden, nicht an die Botschaft.

Drei Stunden sollte er auf dem Bureau des Militärattachés arbeiten. Meistens waren nur Kleinigkeiten zu erledigen, Ersatz- und Meldeangelegenheiten der Reservisten und der sich zur Aushebung Stellenden unter den deutschen Reichsangehörigen.

Es blieb ihm genügend Zeit, sich zu amüsieren.

Das gesellschaftliche Leben begann hier vor neun Uhr Abends nicht, die Theater schlossen erst nach Mitternacht, und dann speiste man in einem eleganten Restaurant auf dem Newskyprospekt, oder sprach bei einer befreundeten Familie vor, trank dort seinen Tee. Hatte man noch nicht genug, fuhr man um zwei, drei Uhr früh nach den „Inseln", die außerhalb der Stadt liegen, und vergnügte sich dort bis früh um sechs in den verschiedensten Lokalen. Neben den elegantesten Palästen mit guten Darbietungen stehen schmutzige Buden für das Volk.

Roßdorff verlernte das Wundern.

Hier mußte man einen ganz anderen Maßstab anlegen als im lieben deutschen Vaterlande. Die Auffassungen waren weit laxer, über ein Skandälchen zuckte man die Achseln und drückte dem Helden mit einem nachsichtigen Lächeln die Hand. Die Zeitungen traten es ja nicht breit — also!

Am Geburtstag des deutschen Kaisers wurde er mit dem Botschaftspersonal zum Frühstück beim Zaren

befohlen und den allerhöchsten Herrschaften vorgestellt. Er bekam einen Händedruck und den Stanislausorden dritter Klasse. Abends feierte man den Tag im Deutschen Klub. Dort lernte er eine Menge scharmante Menschen kennen. Die Reichsangehörigen hatten befreundete Familien eingeladen, besonders stark waren Russen und Österreicher vertreten. Er fing bald an, warm im kalten Petersburg zu werden. Aus dem leichtfertigen Leben machte er sich nichts. Ein frisches deutsches Mädchen wartete in der masurischen Ecke auf ihn. Sehr oft setzte er sich an seinen Schreibtisch und schüttete Mannchen sein Herz aus, und weil der wenig nach Tampischkehnen kam, erzählte er Sollenstern, was in dem letzten Briefe Roßdorffs gestanden hatte, und das war dem Verliebten ganz recht. Onkelchen nahm sicherlich kein Blatt vor den Mund. —

Eines Tages, Ende Februar, war er bei der Gemahlin des Botschafters zu einem Plauderstündchen. Exzellenz betrat den Salon, einen offenen Brief in der Hand tragend.

„Eine Neuigkeit, angenehm für dich, liebe Frau, wie für uns, Herr v. Roßdorff. Wir bekommen einen jung verheirateten Legationssekretär, einen Herrn v. Wullnow."

„Wullnow?"

„Kennen Sie ihn?"

„Gewiß. Auch seine Frau kenne ich. Ich habe im Hause ihrer Eltern verkehrt — eine bildhübsche Erscheinung. Sie ist die Tochter des Wirklichen Geheimen Oberregierungsrats v. Dittmark."

„Das ist ja herrlich! Ich habe so gern Jugend um mich," beteuerte Exzellenz.

Natürlich mußte Roßdorff sofort ausführlich erzählen. Und während er das hastig und verlegen tat, beobachtete ihn der Botschafter scharf.

Als Roßdorff gegangen war, sagte er zu seiner Frau: „Mir scheint, dein Schützling hat mit dieser jungen Frau v. Wullnow eine Herzensaffäre durchgemacht."

„Das wollen wir nicht hoffen."

* * *

Roßdorff rief einen Schlitten an, fuhr geraden Weges nach Hause und schrieb einen langen Brief an Herrn v. Sollenstern.

Schon nach wenigen Tagen lief die Antwort ein.

„Mannchen habe ich nichts davon gesagt, erwähnen Sie auch in Ihren Briefen an ihn Wullnows vorläufig nicht, es hilft doch nun nichts mehr, und sattelfest ist der gute Junge noch lange nicht wieder. Die Nerven gehen alle Augenblicke mit ihm durch, aus seinem Bau ist er überhaupt nicht mehr herauszubekommen, direkt menschenscheu scheint er zu sein. Hoffentlich macht der Frühling mit seiner Arbeit den Schaden nach Möglichkeit wieder gut!" —

Auf sein Zusammentreffen mit Wullnows war Roßdorff sehr gespannt. War es eine Fügung des Schicksals, daß sie gerade hierher geschickt wurden? Er wollte die Augen aufmachen und ihre junge Ehe scharf beobachten, denn nach seiner Ansicht war der sarkastische Wullnow nicht der Mann, der eine Frau auf die Dauer glücklich machen konnte. Und in absehbarer Zeit wurde dessen Frau seine Base. Wenn er im Herbste zu Sollenstern fuhr, wollte er klar sehen, wie es mit Gunild stand. Hatte er erst um Agathe Dittmarks Hand in aller Form angehalten, dann ließ sich vielleicht doch noch etwas für Mannchen tun.

Schließlich mußte er über seine Grübeleien selbst lachen. Man heiratet doch nicht, um sich zu trennen,

und Wullnow war sicherlich der allerletzte, der sich an den Wagen fahren ließ.

* * *

Capri — Ende Februar!

Die Veilchen blühen und erfüllen die Luft mit ihrem feinen Duft. Das Meer liegt still zu Füßen des Felsens, der tiefblaue Himmel spiegelt sich im Wasser, einzelne Fischerbarken kreuzen hie und da. Nordöstlich, in violette Schleier gehüllt, ruht noch traumverloren das Festland, nur der Vesuv reckt trotzig seine Glieder der jungen Sonne entgegen, dünner Rauch steigt senkrecht aus dem Krater und legt sich breit wie ein Hut auf den Gipfel.

Im Hafen von Neapel, dessen Häusermassen deutlich sichtbar werden, je höher die Sonne steigt, fängt das Leben an sich zu regen, kleine Dampfboote schießen wie Pfeile aus dem Mastenwald, vor dem ein paar mächtige, trotzige Kriegschiffe liegen, die dicke dunkle Rauchschwaden in den Frühlingstag schleudern. Drohend türmen sich die schwarzbraunen Wolken übereinander. —

Auf der Terrasse des Hotels sitzt im bastseidenen Anzug Wullnow, ein Stoß Briefe liegt auf dem Tische. Er blättert in einer deutschen Zeitung. Der Kellner bringt das Frühstück. Ungeduldig sieht der junge Ehemann nach der Uhr, seine Stirn legt sich in Falten. Lautlos verschwindet der dienstbare Geist wieder.

Es ist noch früh am Tage, und Gunild wird das Aufstehen schwer.

„Capri ist am schönsten frühmorgens und bei Sonnenuntergang. Bitte, richte dich danach!"

In einem Tone, der keinen Widerspruch duldet, hatte er es gestern abend zu seiner jungen Frau gesagt, und sie erfüllte seine Wünsche. Eben trat sie in

elegantem Gewande über die Schwelle, frisch und rosig wie dieser Frühlingstag selbst.

Ein befriedigtes Lächeln um den Mund, nickte ihr der junge Gatte zu. „Komm, das Frühstück wird kalt!"

„Einen Augenblick, Friedrich Karl."

In tiefen Zügen atmete sie die milde Luft ein, ihre Augen weiteten sich, sie legte ihrem Manne die Hand auf die Schulter.

Und er hatte seine Freude an ihrer Begeisterung.

Als sie sich aber nicht losreißen konnte von dem Bilde, wurde er doch ungehalten.

„Nun ist's aber genug, ich habe einen Bärenhunger!"

Ohne ein weiteres Wort nahm sie ihm gegenüber Platz. Er stellte dies mit Befriedigung fest. Die schöne Gunild war wirklich ein Weib nach seinem Herzen geworden; ein paarmal hatte sie opponieren wollen, in Florenz und Rom, aber ihr Widerstand war schnell zusammengebrochen.

„Liebes Kind, vertrau dich nur ruhig meiner Führung an, ich weiß, was ich will, und kenne Italien!"

Und sie hatte bis heute nicht zu bereuen gehabt, daß sie sich seinem Willen fügte. Er verstand es, dem Leben die besten Seiten abzugewinnen, erziehen wollte er sein Weib zu seinen Ansichten, und wenn sie dann in ihrer temperamentvollen Art sich über dies und jenes freute, so sagte er mit einem überlegenen Lächeln: „Siehst du wohl — ich wußte, welche Freude ich dir bereiten würde!"

Ihr stürmisches Danken hatte ihn immer sehr befriedigt. —

„Es sind Briefe gekommen, Gunild, von denen dich der eine interessieren wird — aus St. Petersburg!"

„Wer hat geschrieben?"

Er sah sie erst einige Augenblicke an, um seine

Mundwinkel zuckte ein Lächeln. „Ein alter Bekannter von uns. Du kennst ihn auch — sehr gut sogar!“

Sie sann nach, dann wurde sie ungeduldig. „Ich wüßte faktisch nicht — bitte, gib mir den Brief!“

„So neugierig, kleines Frauchen?“

„Ach, spann mich nicht auf die Folter!“

„Du siehst so lieb aus, wenn du dich erregst!“

Da schoß Gunild eine Blutwelle ins Gesicht.

Er lachte hell auf. „Wie süß! — Nun sieh mich mal an, wenn ich dir den Namen nenne!“

Sie hob die Augenlider.

„Roßdorff!“

„Der Zietenhusar?“

„Ja.“

„Was macht der denn in Petersburg?“

„Kommandiert zur Botschaft — als Statist! — Ich wußte es schon lange.“

Gunild wurde verwirrt, sie wußte wohl, daß Roßdorff Plattangens bester Freund war.

„Merkwürdig, daß ich davon nichts erfahren habe!“

„Ich bat die Eltern, dir es vorläufig nicht zu sagen. Er machte seinen Abschiedsbesuch, als du nicht zu Hause warst.“

Sie wollte heftig werden, ihrem Mann vorwerfen, daß sie Mangel an Vertrauen in diesem Verschweigen erblicken müsse, aber sie hielt doch lieber den Mund, sonst fertigte er sie höchstens mit ein paar sarkastischen Redensarten ab. Das Gespräch kam vielleicht gar auf Plattangen. Das wollte sie unter allen Umständen vermeiden, weil ihr Mann geradezu mit Wollust über diesen herzog, als habe ihm der kleine Zietenhusar eine persönliche Kränkung zugefügt, als müsse er ihn in ihren Augen herabsetzen.

Wie zufrieden sie auch an Wullnows Seite war,

eine Demütigung des ehrlichen Plattangen würde sie immer als ein ihr zugefügtes Unrecht empfunden haben.

„Was schreibt denn Roßdorff?"

„Er bietet sich an, uns bei der Wohnungssuche zu helfen und so weiter — lies nur selbst!"

Es war ein langer Brief. Sie reichte ihn ihrem Gatten zurück.

„Sehr nett hat er geschrieben."

„Nun ja — Mannchens Freund!"

Er lachte spöttisch — siegesbewußt.

Das kränkte sie. „Friedrich Karl, tu mir den einzigen Gefallen und rede nicht so leichthin über Plattangen!"

„Liebes Kind, es war nicht böse gemeint! Weiß der Himmel, ich muß immer lachen, wenn ich an ihn denke!"

Da biß Gunild die Zähne zusammen und schwieg. —

An diesem Tage war sie sehr wortkarg.

Aber am folgenden Morgen hatte der Sturm ausgetobt.

Und Wullnow empfand Freude, sie von Zeit zu Zeit ein wenig zu quälen. Das machte ihm sein Weib nur noch begehrenswerter.

* * *

Der Nordexpreß fuhr in die mit hellem, elektrischem Lichte beleuchtete Petersburger Bahnhofhalle ein.

Wullnows kamen an, erwartet von Roßdorff und dem Hausmeister der deutschen Botschaft.

„Willkommen in St. Petersburg, meine gnädigste Frau!"

„Hu, ist's hier kalt, Herr v. Roßdorff!"

Er lachte. Man schüttelte sich die Hand, der Hausmeister bekam die Gepäckscheine, Roßdorff fuhr mit

den Herrschaften zur deutschen Botschaft, in welcher das junge Paar vorläufig, bis es eine Wohnung gefunden, Absteigequartier nehmen sollte.

Der Botschafter und seine Gattin hießen den „Zuwachs" herzlich willkommen. Schnell nahm man heißen Tee, ein Schnäpschen und ein paar Delikatessen zu sich, dann überließ man Wullnows vorläufig ihrem Schicksal, denn die anstrengende Reise hatte sie gewiß recht müde gemacht.

Roßdorff plauderte noch ein halbes Stündchen mit Exzellenz, dann empfahl er sich. —

Am nächsten Vormittage holte er Wullnows ab zur Wohnungssuche. Unweit von ihm, in Wassili Ostrow, war bald eine schöne Etage gefunden, die Möbel mußten in wenigen Tagen ankommen.

Der Legationssekretär wurde wieder einmal sarkastisch.

„Ich denke, nun frühstücken wir mal echt russisch! Herr v. Roßdorff, Sie werden ja die Lokalitäten hier bereits gut kennen, vertrauensvoll überlassen wir uns Ihrer Führung. Das dicke Ende kommt heute noch, wenn wir beim Diner in der Botschaft unseren ‚Mitarbeitern' vorgeführt werden!"

„Friedrich Karl — immer deine Witze!"

Es sollte neckisch klingen, aber es kam doch vorwurfsvoll aus Gunilds Mund.

„Herrje, wir jungen Leutchen werden doch unter uns reden dürfen, wie uns der Schnabel gewachsen ist! — Nicht wahr, Herr v. Roßdorff?"

Der erwiderte leichthin: „Jede Geige läßt sich auf einen bestimmten Ton einstellen!"

„Also!" Wullnow reichte ihm die Hand. „Machen wir unter uns aus unserem Herzen keine Mördergrube. Ich hoffe, wir drei werden gut Freund."

Da hatte Roßdorff mit warmen Worten gedankt.

Auf dem Newskyprospekt frühstückten die Herrschaften in einem großen Delikateßgeschäft, welches mehrere kleine, luxuriös ausgestattete Zimmer für seine Gäste bereit hielt.

„Hm," meinte Wullnow, „ich habe von dieser großartigen Petersburger Einrichtung schon gehört. Nach der Rückseite gibt es einen diskreten Ausgang — für verheiratete Frauen!"

„Vielleicht — ich weiß es nicht."

„Na, na, tun Sie nur nicht, als hätten Sie von der hiesigen Welt keine Ahnung!"

Roßdorff bekam einen roten Kopf. In Berlin war er niemals gut Freund mit dem Legationssekretär gewesen, und hier redete der vor seiner Frau ungeniert über Dinge, deren Sinn durchaus nicht zweifelhaft war.

Gunild fühlte sich beleidigt. Kerzengerade saß sie auf dem Sofa und wollte von der ganzen Schlemmerei nichts mehr wissen.

Roßdorff dachte sich sein Teil. Waren die Flitterwochen schon zu Ende?

Man trennte sich bald.

Zu Hause kam es zwischen Wullnow und seiner temperamentvollen Frau zu einer erregten Aussprache.

„Ich wünsche, daß du dir in meiner Gegenwart etwas mehr Reserve auferlegst, Friedrich Karl!"

„Vor dem Jungchen, dem Roßdorff?"

„Er wird nicht viel jünger sein als du!"

„Aber hier oben!" Er zeigte nach der Stirn. — „Ach so, Verzeihung, ich vergaß, er ist Plattangens Freund!"

„Mithin ein ehrenwerter Mann!"

„Na ja!"

Wullnow rekelte sich in einen Stuhl und gähnte. —

Gunild war beim Diner sehr zurückhaltend, ihr Mann aber ließ alle Puppen tanzen.

Als sie wieder in ihren Räumen waren, machte ihr Friedrich Karl Vorwürfe.

„Dringend muß ich dich bitten, gerade diesen Herrschaften gegenüber mehr aus dir herauszugehen, sie sind zum größten Teile meine Vorgesetzten, von denen meine Zukunft abhängt!"

„Ich war nicht in Stimmung," erwiderte Gunild.

„Nun, dann zwingt man sich eben!"

Sie zuckte die Achseln und schwieg. Er sah Gunild an, sie hatte ein Buch in der Hand und starrte hinein. Wie schön sie war! Das ausgeschnittene helle Kleid, der stolze Nacken, die volle goldfarbige Haarkrone hoben wirkungsvoll ihre stolze Gestalt. Wullnow stand auf und drückte einen Kuß auf ihre Schulter.

Da wandte sie sich heftig ab und verließ das Zimmer.

Er steckte sich eine Zigarette an, warf sich in einen Ledersessel und schlug die Beine übereinander. Er konnte ja warten, sie würde schon wiederkommen.

Eine halbe Stunde verstrich — sie kam nicht. Da wurde er ärgerlich.

Diesmal hatte sich der Menschenkenner Friedrich Karl v. Wullnow verrechnet!

* * *

Gunild stand auf einer Leiter und wollte einen Haken einschlagen. Die Hände in den Rocktaschen sah ihr Mann mit spöttischem Lächeln zu. Der Schlag ging daneben, die Tapete sprang, Kalksand rieselte die Wand herunter.

„Versuch dich lieber nicht weiter in solchen Künsten, Kind!"

Ihr Gesicht war gerötet. Vorsichtig drehte sie sich

auf der Leiter um. „Laß mir doch die Freude, Friedrich Karl, mein Heim selbst mit einzurichten! Du glaubst gar nicht, wie selig ich darüber bin!“

„Wie du siehst, kommt nicht viel dabei 'raus. Stell dich lieber als Feldherr zwischen die Möbel und gib deine Befehle!“

In diesem Augenblicke trat Roßdorff über die Schwelle.

Alle drei brachen in lautes Gelächter aus.

„Sehen Sie nur meine Frau! Sie wird noch das ganze Haus kurz und klein schlagen!“

Gunild kletterte von der Leiter herunter und stöhnte. „Wie langsam die Leute hier sind! Dabei haben wir die Einrichtung dem ersten Spediteur Petersburgs übergeben!“

„Ja, hier nimmt man sich zu allem Zeit, gnädige Frau. Aber warten Sie, ich werde die Arbeiter antreiben!“

Er zog ein kleines rotes Buch aus der Tasche, blätterte hin und her, und dann rief er laut ein paar russische Worte durch die Zimmer.

Richtig! Es wurde jetzt herzhafter zugefaßt. Ein Vorarbeiter verstand sogar Deutsch, er trieb die Leute an.

„Was haben Sie denn gesagt?“ fragte Wullnow.

„Meine Täubchen, wenn ihr fleißig seid, bekommt ihr — Wodka! — Den Sinn meiner Worte wenigstens scheinen die Arbeiter verstanden zu haben, wie der Augenschein lehrt.“

Gunild lachte hell auf. „Täubchen nennt man hier die Leute?“

„Vorläufig! — Erstes Stadium, gnädige Frau! — Dann wird man deutlicher, und wenn das nichts hilft, vertragen sie auch ein wenig körperlichen Schmerz!“

Sie schüttelte den Kopf. War dieses heilige Rußland eine komische Welt! Selbst mit dem Droschkenkutscher wurde gehandelt, bevor man einstieg. „Was kostet die Fahrt nach dem Newskyprospekt?“ — „Einen Rubel vierzig Kopeken!“ Man ging bis zur nächsten Laterne, der Kutscher folgte mit dem Wagen. — „Einen Rubel!“ — Ein paar Schritte weiter. — „Achtzig Kopeken!“ — „Schön, mein Täubchen!“ — In allen Geschäften wird so gehandelt, das ist nun einmal russische Sitte.

Wullnow sah nach der Uhr. „Ich muß jetzt zum Dienst. Kommen Sie mit, Herr v. Roßdorff?“

„Hab' nichts zu tun. Wenn die Herrschaften erlauben, mache ich mich hier nützlich.“

„Herrlich, Herr v. Roßdorff!“ jubelte Gunild.

Ihrem Manne war das nicht angenehm, aber es blieb ihm nichts anderes übrig, als dem Zietenhusaren mit freundlichen Worten zu danken.

„Meine Frau weiß, wie die Möbel gestellt werden sollen. Hoffentlich werden Sie besser mit den Leuten fertig wie wir, Herr v. Roßdorff!“

Wie ein Feldherr stand der junge Offizier zwischen den verschiedenen Gegenständen, den Vorarbeiter an der Seite. Hin und her wurden die Stücke geschoben. Dekorateure machten sich an den Fenstern und Wänden zu schaffen, ein Heidenlärm begann, mit lautem Krachen sprangen Kistendeckel auf.

Gunild eilte von einem Zimmer in das andere. Mit Diener und Zofe, die sie aus Berlin mitgebracht hatten, paßte sie auf, daß nichts gestohlen wurde.

„So, gnädige Frau, nun machen wir eine Pause und lassen Schnaps für die Arbeiter holen!“

„Ihnen selbst vermag ich leider gar nichts vorzusetzen.“

„Wenn Sie gestatten, erzähle ich Ihnen unterdessen im Salon — er sieht ja schon ganz passabel aus — ein kleines Geschichtchen.“

Gunild wurde verlegen. Roßdorff würde doch nicht etwa anfangen, von Plattangen zu reden? Vorsichtig deutete sie in ihrer Antwort darauf hin.

„Ist es traurig?“ fragte sie.

„Im Gegenteil. Sie werden sich wundern, gnädige Frau!“

„Dann kommen Sie!“

Und während die Arbeiter auf den Kisten hockten und die Schnapsflasche kreisen ließen, saßen Gunild und Roßdorff im Salon einander gegenüber.

„Vor allem muß ich um Diskretion bitten, gnädige Frau — gegen jedermann!“

Da bekam sie Angst. „Werde ich meinem Manne auch dadurch kein Unrecht zufügen?“

„Nein.“

„Da bin ich gespannt.“

(Fortsetzung folgt.)

Scherben bringen Glück.

Humoreske von Fritz Ratzow.

Mit Illustrationen von Th. Dolz.

(Nachdruck verboten.)

Es war um die Zeit, da die oberen Zehntausend der Mittagsruhe pflegen. Das ganze Kunsthaus J. A. Lucanus wies keinen einzigen Käufer auf. Gelangweilt gingen und standen die Verkäuferinnen umher. Die Geschäftsstille und die Mittagshitze machten sie schläfrig.

„Pst — pst, Majestät, ist die Luft rein?“ erscholl es im Flüsterton aus einem entlegenen Winkel. Die Sprecherin, ein zierliches Persönchen mit einem hübschen, pfiffigen Gesicht, stand hoch oben auf einer Leiter und fuhr nachlässig mit dem Staubwedel über eine Marmorbüste.

Die Angeredete, eine schlanke, beinahe hoheitsvolle Erscheinung, die fast ihren Spitznamen verdiente, sah sich ein wenig um und entgegnete: „Ich denke schon, verehrtester Philosoph.“

„Narren denken, gescheite Leute wissen! — Nehmen Sie einmal Ihre Augen in die Hand und sehen Sie nach!“

Die Majestät gehorchte und kehrte nach wenigen Augenblicken mit dem Bescheid zurück, die Luft sei rein wie frisch gefallener Schnee.

„So, Majestät, nun trommeln Sie einmal Faßner, den Bücherwurm und die Lachtaube zusammen — die

anderen kommen schon von selbst. Ich habe eine große Neuigkeit auf Lager, die ich mitzuteilen wünsche."

Also sprach der Philosoph, setzte sich auf der obersten Sprosse der Leiter zurecht, pfiff die Melodie: „Ein freies Leben führen wir," und schlug mit dem Staubwedel den Takt dazu.

Einen derartigen Auftrag ließ sich die Majestät nicht zweimal geben. Fafner, die Kassiererin, war schleunigst zur Stelle, desgleichen Bücherwurm, die Buchhalterin. Lachtaube, die Lageristin, ließ nicht auf sich warten. Max und Moritz, ein Schwesternpaar mit den gutmütigsten Mopsgesichtern, die je die Sonne beschien, gesellten sich zu den schon Versammelten.

„Nun, meine verehrten Patenkinder, seid ihr alle da?" fragte aus erhabener Höhe der Philosoph. „Nein — ich vermisse noch den Schillerfalter und die Mehlsuppe."

Da kamen auch schon die beiden. Erstere verdankte wohl ihren Namen der allzufarbigen Kleidung, die andere ihrem blassen Gesicht.

„So, nun ist die heilige Zahl unserer Altvordern seligen Angedenkens zusammen. Nun kann's losgehen! — Also der Gefürchtete, unser allverehrter Chef, von dem ich lieber die Ferse als die Fußspitzen sehe, und mein bescheidenes Ich haben wieder einmal ein — hm, sagen wir, eine kleine Aussprache miteinander gehabt."

Die Lachtaube kicherte.

„Sie ecken aber auch alle naselang mit dem Gefürchteten an," meinte der Schillerfalter.

„Je nun, gäbe es keinen Krieg, wüßte man den Frieden nicht zu schätzen," entgegnete der Philosoph.

„Was haben Sie denn mit dem Alten vorgehabt?" fragte Fafner.

„Heute vormittag bin ich im Bilderzimmer und

ſtöbere in den Gemäldekarten. Zu tun habe ich ja eigentlich nichts da, aber es iſt doch jetzt eine ſolche Geſchäftsſtille, außer Fliegen kommt kaum ein Lebeweſen zur Tür herein. Soll man ſich da nicht

einmal ein bißchen dahinten umſehen dürfen? Na, ich fand ein paar Karten, die mich intereſſierten, weil ich die Originale davon in Paris und London geſehen habe.

Auf einmal steht der Gefürchtete vor mir und sieht mich an, als wolle er mich auf der Stelle mit Haut und Haar auffressen. ‚Was tun Sie hier, Fräulein Römer?‘ brüllt er mich an — gerade wie einen Sträfling.

‚Ich sehe mir Karten an, Herr Lucanus,‘ entgegnete ich mit größter Seelenruhe.

‚Wer hat Ihnen das geheißen?‘

‚Das tue ich ungeheißen —‘“

Die Lachtaube kicherte.

„Nee, über Sie und Ihre Ruhe!“ meinte der Bücherwurm.

„Ich wäre vor Schreck gestorben,“ sagte Max.

„Ich wäre in den Boden gesunken,“ sekundierte Moritz.

„Sooo!“ machte der Gefürchtete, gerade als schlössen sich an das s wenigstens tausend o. Ich wundere mich, daß er überhaupt mit dem Wort wieder fertig geworden ist. ‚Fräulein Römer, ich muß Sie dringend ersuchen, nur das zu tun, was Ihnen geheißen wird. Ich kann nicht gestatten, daß Sie sich mehr herausnehmen als das übrige Personal!‘ sagte er, oder vielmehr schrie er.

‚Herr Lucanus, ich muß Sie dringend ersuchen, mich nicht so anzuschreien. Ich kann nicht gestatten, daß Sie sich gegen mich mehr herausnehmen, als gegen das übrige Personal!‘ sagte ich, machte meinen besten Hofknicks und rauschte stolz wie eine Kaiserin aus dem Bilderzimmer hinaus.“

Die Lachtaube kicherte.

„Das haben Sie wirklich gesagt?“ fragte die Majestät.

„Haben Sie gewiß einen richtigen Hofknicks gemacht?“ rief in maßlosem Erstaunen die Mehlsuppe.

„Wo kriegen Sie nur den Mut her?“ riefen Max und Moritz wie aus einem Munde.

Schillerfalter und Bücherwurm waren überhaupt sprachlos und schüttelten nur die Köpfe.

Fafner aber meinte: „Über Sie darf man sich überhaupt nicht mehr wundern. Nächstens stellen Sie noch die Welt auf den Kopf!“

„O, über euch Krämerseelen!“ schrie entrüstet der Philosoph auf seiner Leiter und fuchtelte verwegen mit dem Staubwedel umher. „Traut ihr mir denn wirklich nicht zu, daß ich meine Zunge gebrauche, wenn Gelegenheit dazu vorhanden ist? Beurteilt ihr denn alle nach euren eigenen Hasenherzen? Was kriecht ihr denn vor dem Gefürchteten ins Mauseloch! Hat der etwa mehr Berechtigung, auf diesem unserem miserablen Planeten sich seine Füße zu vertreten, als ihr und ich? — O, wenn ihr durch das Leben gegangen wäret wie ich, wenn euch der Wind so rauh um die Nase gefahren wäre wie mir, hättet ihr andere Gedanken! Donnerwetter, Kirschenessen war es nicht. Ich bin die Älteste von sechs Kindern. Noch nicht sechzehn war ich, als uns die Mutter starb. Da hieß es: angepackt. Halbes Kind, das ich noch war, ruhte der ganze Haushalt auf mir. Ich hab' furchtbar gearbeitet und hatte unser Hauswesen gut im Schwung. Mein Vater hätte zufrieden sein können. Aber kaum war unsere Mutter ein Vierteljahr unter der Erde, ging er auch schon wieder auf die Brautschau. So schnell wird eine brave Frau vergessen! Vater konnte kaum die Zeit abwarten, bis das Trauerjahr um war, damit er seine zweite Frau heimführen konnte. Was hab' ich in jenen Tagen geweint! Eine Fremde auf dem Platz meiner verewigten Mutter zu sehen, hab' ich nicht fertig gebracht. Am Tag vor meines Vaters Wiederverheiratung bin ich auf und davon und hab' mir mein Brot gesucht. Schwere Tage hat es für mich gegeben. Wenn ich

nur an die Jahre im Ausland denke — was hab' ich gelernt und gearbeitet, was hab' ich gedarbt und entbehrt, nur um voran zu kommen! — Und ich soll mich jetzt knechten lassen von einem Menschen, dem alles mühelos in den Schoß gefallen ist, der nicht weiß, was es heißt, dem Leben millimeterweise den Platz abringen! Gegen euch ist er ja ganz anständig. Warum muß mich denn das Scheusal immer anbrüllen, als sei ich auf einem Ohr ganz taub und auf dem anderen dreiviertel!"

Wie beschwörend hob der Philosoph die Arme in die Höhe. Der Staubwedel fuhr mit kühnem Schwung durch die Luft.

Die Lachtaube kicherte.

„Ja, denkt denn das Ungeheuer, das Scheusal gar nicht daran, daß ich bereits das ehrwürdige Alter von sechsundzwanzig Jahren erreicht habe, und keine unmündige Göre mehr bin!"

„Wahr ist's," meinte zustimmend die Majestät, „unserem armen Philosophen spielt der Alte übel mit."

„Ein Pechvogel sind Sie halt!" warf Fafner ein. „Was Sie alles ausgefochten haben! Ich möcht' es nicht durchmachen."

„Schön ist es gerade nicht, so in der Welt umherzufahren," sagte der Bücherwurm. „Ich habe es am eigenen Leibe erfahren. Ich kann mich aber noch lange nicht mit unserem Philosophen vergleichen."

„Na, ich möchte mich jedenfalls nicht Abend für Abend hinter Büchern vergraben und mir den Kopf vollstudieren," ließ sich der Schillerfalter vernehmen.

„Kinder, nun hört aber auf, sonst wird mir's übel!" rief der Philosoph herab. „Ihr meint es alle ja herzlich gut, ändern könnt ihr aber meine Lage nicht. Warum so viele Worte darum machen!"

„Wenn es Ihnen nicht gut geht, warum heiraten Sie denn nicht lieber?“

„Mehlsuppe, dieser Ausspruch sieht ganz aus wie Sie!“ ereiferte sich der Philosoph. „Ich und heiraten! Ja, wissen Sie, meine Damen, ich wäre doch das verbohrteste, verdrehteste, verrückteste, prügelwerteste Geschöpf, das unter der Sonne umherkraucht. Ich habe dem Leben meinen Tribut bezahlt. Ich darf mir das Martyrium einer Ehe schenken. Ehe ist etwas für Haustöchterchen, damit sie erkennen lernen, daß sie noch zu etwas anderem als Faulenzen und Klavierklimpern auf der Welt sind!“

„Aber hören Sie einmal, Philosoph!“ fiel die Majestät ein. „Wenn man einen guten Mann bekommt, der sein Auskommen hat, und den Mann lieb hat, hat man es verheiratet doch viel besser als so!“

„Ja — wenn! Wenn wir im Sommer die überflüssige Wärme auf Flaschen füllten, könnten wir im Winter statt in Kohlen unser Geld in Pralinen und seidenen Blusen anlegen. Wie ihr Schafköpfe mich dauert, daß ihr noch an solch vorsündflutliches Zeug wie Eheglück glaubt! Eheglück existiert nur in Romanen. Den Federfuchsern schwebt das als unerreichbares Ideal vor. Weil es eben nicht zu verwirklichen ist, sucht es jeder auf einen Fetzen Papier zu zaubern und die Menschheit damit zu betrügen. Wenn ich etwas in dieser Angelegenheit zu befehlen hätte, müßten mir sämtliche Federfuchser wegen Betrug eingelocht werden. Schade, daß die Folterkammern nicht mehr existieren, dahinein gehörten sie. Ehe ist geistiger Selbstmord für eine Frau. Ich hab' genug junge Mädchen gekannt, geweckte, patente Mädels, mit denen sich ein Wort reden ließ. Einmal verheiratet, wußten sie von nichts als Kochtöpfen, Windeln und Kinderkrankheiten zu er-

zählen. Mein ärgster Feind kann mir nicht nachsagen, daß ich Partei für die Männer nehme, aber wahrhaftig, ich begreife es vollkommen, daß viele Männer ihre Freizeit lieber im Wirtshaus statt in ihrer Familie zubringen. Den nie endenden Quatsch über Kochtöpfe und Windeln Tag für Tag anzuhören, kann keinem menschlichen Wesen zugemutet werden. Behüte und bewahre mich die allschaffende Naturkraft, daß ich solch kochtopfscheuerndes, windelwaschendes Etwas werde! Einen geeigneten Namen weiß ich überhaupt nicht für solch ein Wesen."

„Aber Sie können doch einen Mann heiraten, der Ihnen ein Dienstmädchen hält, dann brauchen Sie weder Kochtöpfe zu scheuern noch Windeln zu waschen!" meinte Mehlsuppe.

„Ich — einen begüterten Mann heiraten? Ich Pechvogel? Und wenn der Mann über Millionen verfügte, ich nähme Gift darauf, daß er sie am Tag vor unserer Hochzeit verlöre. — Seien wir jetzt einmal ganz alltäglich und gehen der Reihe nach durch, was für Aussichten ich noch für eine Verheiratung habe. Also ich zähle sechsundzwanzig Jahre. Da kriegt man höchstens noch einen Witwer mit Kindern, der unbedingt eine Frau haben muß, die ihm diese großzieht. Gesetzt den Fall, man heiratet so einen Mann und plagt sich mit seinen Kindern. Was hat man als Dank dafür? Tagein, tagaus heißt es: Karline, meine gute Selige, hat es so gemacht. Karline hat den Kaffee für 1,60 gekauft, warum nimmst du den für zwei Mark? Karline hat mit einem Pfund Salz drei Wochen gelangt — du brauchst alle Woche ein Pfund. Karline ist auf einem Paar Sohlen ein ganzes Jahr gelaufen — du brauchst drei Paar in der Zeit. Karline hat ihre Kleider selber gemacht, warum kannst du das nicht?

Karline kochte viel besser. Karline machte das so. Karline hatte das viel besser an der Hand. — Mit einem Wort, man hat beständig den Totenkopf der guten Seligen auf dem Tisch liegen. Im Leben ist wahrscheinlich die gute Selige keinen Pfifferling wert gewesen und hat sich mit ihrem Eheherrn gezankt, daß die Wände bebten. Nun — alles in der Welt, aber nur keinen antiquarischen Ehemann und keinen Totenkopf auf dem Tisch! — Weiter gibt es hin und wieder einen Junggesellen in vorgerückten Jahren, der sich nach geordneten Verhältnissen und der ‚Gemütlichkeit eigener Häuslichkeit' sehnt. Behüte und bewahre mich der Himmel vor so einem! Einen Mann, der ein Vierteljahrhundert älter ist als ich, dessen Beine schon klapperig werden — nee, lieber nicht! Wenn ich schon heiraten soll, will ich einen Mann höchstens etwa zehn Jahre älter als ich. Wenn also vielleicht noch ein Mann dieses Alters käme, der mich zu ehelichen wünschte, bezweifle ich doch noch sehr, ob ich ihn wirklich nehmen würde. Er wäre ganz gewiß ein armer Schlucker. Ich müßte vier Treppen hoch ziehen und hätte als einzige Augenweide Nachbars Schornstein. Danke ergebenst! Ich bin auf dem Lande geboren und groß geworden. Ich kann mich nicht in einer Stadt lebendig begraben. Und aufs Land kann ich nicht heiraten. Ich verstehe nichts vom Landhaushalt. Mein Vater ist Lehrer, wir haben keine Landwirtschaft. Also Summa Summarum: Wir bleiben ledig auf der schönen Welt!" rief der Philosoph auf seiner Leiter und schlug kühn mit dem Staubwedel um sich.

Schallende Schritte ließen sich hören.

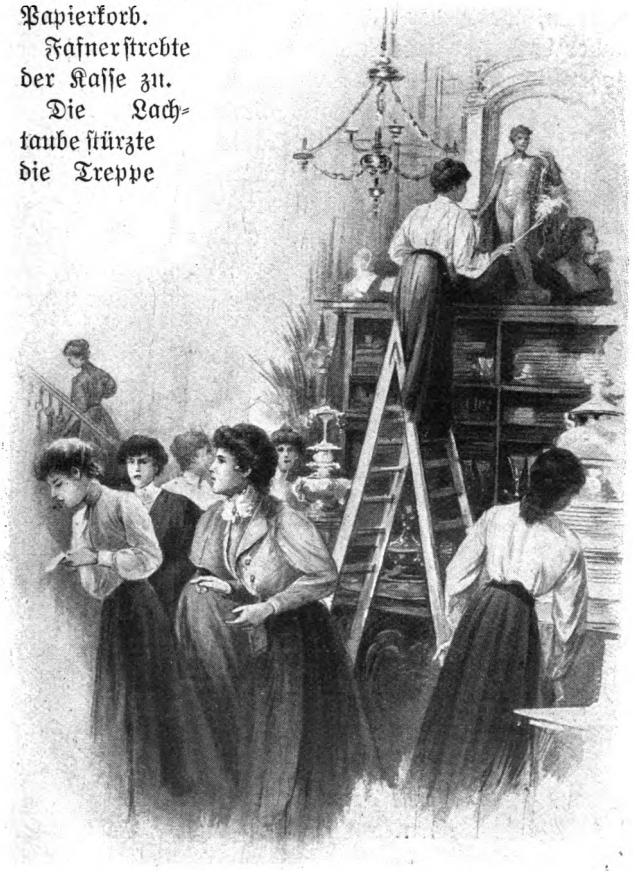
„Der Alte — der Alte!" Und wie im Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm.

Die Majestät ergriff ein winziges Stückchen Papier,

das am Boden lag, und stürmte damit nach dem Papierkorb.

Fafner strebte der Kasse zu.

Die Lachtaube stürzte die Treppe



hinab ins Lager. Der Bücherwurm bemächtigte sich in aller Eile eines Buches und suchte das Weite damit.

Alle brachten sich in Sicherheit.

Auch der Philosoph erhob sich hastig vom erhabenen Sitz und ergriff das Staubtuch, um in voller Arbeit zu sein, wenn der Gefürchtete vorbeikam. Um in voller Arbeit zu sein, mußte sie sich aber erst auf der hohen, schmalen Leiter herumdrehen.

Die Götter wollten ihr Verderben.

Beim Herumdrehen glitt Fräulein Philosoph aus, fiel gegen eine große, kostbare Meißener Figur, diese sauste in einen Glaskasten und zerschlug die darin ausgelegten Teller mit Dresdener Handmalerei. Fräulein Philosoph schwebte zwischen Himmel und Erde, griff, einen Halt suchend, um sich und erfaßte einen venezianischen Kronleuchter.

„Knack — klirr — bum — krach — klingelingeling!" sagte der und reiste in die Tiefe, im Fallen noch eine Sevresvase mit sich reißend.

Fräulein Philosoph stand jetzt aber wieder sicher auf ihrer Leiter und hielt sich die Hände über die Ohren. Der Schreck schien ihr schier die Besinnung geraubt zu haben.

Inmitten der Scherben stand der Gefürchtete. Um ihn scharte sich das Personal. Sie zitterten alle wie Espenlaub, und jede beglückwünschte sich von ganzem Herzen, daß nicht ihr dies passiert war.

„Fräulein Römer," erscholl des Gefürchteten strenge Stimme, „machen Sie, daß Sie herunterkommen! Oder wollen Sie sich dort oben für den Rest Ihres Lebens als Bildsäule bewundern lassen?" *)

Diese Worte brachten die Gerufene zur Besinnung. Langsam stieg sie die Leiter herab.

„Sofort die Scherben auflesen und alles aufschreiben, was zerbrochen ist!" herrschte der Gefürchtete das Per-

*) Siehe das Titelbild.

sonal an. „Und Sie, Fräulein Römer, kommen sofort in mein Privatbureau."

Der Philosoph lehnte wie eine geknickte Lilie an der Leiter. Was hatte sie nur angestellt, um einen solchen Schaden anzurichten? Sie war kontraktlich verpflichtet, alles, was sie zerbrach, zu bezahlen. Woher das Geld nehmen?

Zunächst aber mußte sie dem „Gefürchteten" gegenübertreten.

„Setzen Sie sich!" sagte er merkwürdig milde, als sie im Privatbureau erschien. „Ihre Nerven werden wohl etwas erschüttert sein."

Er schob ihr sogar einen Stuhl hin, und dann reichte er ihr ein Glas Wasser. Dann rückte er einen Stuhl dicht an ihren Sitz und begann in seinem gewohnten Geschäftston: „Der angerichtete Schaden beträgt, soweit ich die Sache übersehen kann, über tausend Mark. Ihren Kontrakt kennen Sie — nicht wahr? Was wird nun? Als Verkäuferin behalten kann ich Sie nicht. Der heutige Tag hat mich belehrt, daß Sie für einen derartigen Posten unbrauchbar sind. Sie verstehen, daß Sie entlassen sind?"

Der Philosoph nickte.

„Sie haben überhaupt schon viel bei mir auf dem Kerbholz. Von allem Anfang an. Ich habe zu viel Nachsicht mit Ihnen gehabt."

Der Philosoph warf den Kopf in den Nacken. „Was habe ich mir denn zu Schulden kommen lassen? Ich war weder unehrlich noch unpünktlich und habe gewiß meine Arbeit getan."

„Als ich Sie Ihrer Sprachkenntnisse wegen engagierte, setzte ich voraus, daß Sie sich in kurzer Zeit in die Ihnen bis dahin unbekannte Beschäftigung einarbeiten würden. Sie haben sich nicht eingearbeitet.

Nichts als dummes Zeug haben Sie im Kopf. Ich wette, daß Sie heute von der Leiter herunter dem Personal einen Vortrag gehalten haben, wie Sie es so gern tun. — Sie brauchen mich gar nicht so erstaunt anzusehen! Ich höre und sehe alles. Ich bin überall und gerade da, wo man mich gar nicht vermutet. Ich weiß längst, daß Sie das Personal aufrührerisch machen und zu allerlei Unheil anstiften."

„Inwiefern habe ich das Personal aufrührerisch gemacht? Weil ich den anderen die sklavische Furcht vor Ihnen austreiben wollte? Wir sind alle Glieder eines Leibes. Sie brauchen uns gerade so gut wie wir Sie. Wir haben dieselbe Lebensberechtigung, wie Leute mit einem großen Geldsack. Es ist gar keine Ursache vorhanden, daß man vor seinen Vorgesetzten ins Mauseloch kriecht. Die Welt ist kein Strumpf. Und wenn ich mit den anderen einmal einen unschuldigen Scherz gemacht habe, ist das doch kein Verbrechen! Wir sind doch in einem Geschäft und nicht im Zuchthaus!"

„Ich danke bestens für Ihre ‚unschuldigen Scherze'! Was wird denn aus den tausend Mark, die Sie mir schulden?"

„Ich werde sie Ihnen bezahlen. Allerdings auf einmal kann ich es nicht. Ich muß es ratenweise tun."

„Jawohl, und wie lange Zeit werden Sie dazu brauchen?"

„Etwa zwei Jahre."

Herr Lucanus lächelte überlegen. „In zwei Jahren erübrigen Sie noch nicht die Hälfte. Sie werden kaum wieder eine Stelle mit einer so hohen Besoldung finden wie hier."

„Nun — dann drei Jahre!"

„Sehr gut. Nehmen wir an drei Jahre. Aber auch das nur dann, wenn Sie sich ganz gründlich bessern

und statt allerlei Wind Ihren Beruf im Kopfe haben. Ich glaube Ihnen, daß Sie die gute Absicht haben, Ihre Schuld zu tilgen. Der Geist pflegt willig, aber das Fleisch schwach zu sein. Wenn Sie eine Zeitlang gespart haben und doch nur recht langsam abtragen können, wird Ihnen die Sache bald verleidet sein. Eines Tages verschwinden Sie spurlos, gehen nach Frankreich, nach England oder sonstwohin, und ich habe das Nachsehen. — Als was wollen Sie überhaupt gehen? Für ein Geschäft eignen Sie sich nicht, kaufmännische Kenntnisse haben Sie nicht, Lehrerinnenexamen haben Sie nicht gemacht, als Gesellschafterin verbrauchen Sie Ihr Monatsgeld für Kleidung. Also?"

Dem Philosophen sank der Kopf auf die Brust. Der Gefürchtete hatte leider recht.

„Fräulein Römer, ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Kommen Sie zu mir. Ich kann mir lebhaft denken, daß Sie herzlich wenig Erfahrung im Haushalt haben, aber ich will noch einmal Nachsicht mit Ihnen üben und Ihnen die helfende Hand reichen."

„Haushälterinnen werden ja noch schlechter bezahlt! Ich brauchte zwanzig Jahre, um Ihnen meine Schuld zu bezahlen, käme vielleicht überhaupt nicht wieder von Ihnen weg!"

„Und wenn Sie nicht wieder von mir wegkämen, wäre das wirklich ein Unglück? Der ‚Gefürchtete' ist durchaus nicht so fürchterlich, wie ein gewisser kleiner Philosoph behauptet!"

Sie wurde tief dunkelrot und fand zum ersten Male keine Antwort.

„In meinen vier Pfählen bin ich sogar ein sehr gemütlicher Kerl. Wenn eine kleine Frau ein wenig nett zu mir ist, wäre ich ihr gewiß ein guter Mann. Ich bin zwar nur ein antiquarischer Ehemann und habe

sogar den Fehler, ein Kind zu haben. Ich habe aber mit meiner ersten Frau nicht glücklich gelebt, und meiner zweiten Frau werde ich sie gewiß nie als Muster hinstellen. Einen Totenkopf bekommt sie somit nicht auf den Tisch gelegt. Mein armes Kind aber ist krank und befindet sich in einer Anstalt."

Der Philosoph wurde immer kleiner auf seinem Stuhle.

„Der Vortragende hat weiter gesagt, Ehe sei für eine Frau gleichbedeutend mit geistigem Tod. Das soll wohl mitunter so sein, aber es ist sicherlich meistens nicht so. Ich habe genug Elend mit meiner Frau durchgemacht. Ich weiß eine bessere zu schätzen. Ich kann mich freilich nicht verjüngen, um Ihren Bedingungen zu entsprechen, Sie kennen aber gewiß das Sprichwort: Von einem Alten wird man gut gehalten. — Mit einem jüngeren Manne würden Sie sich wohl manch liebes Mal bös zanken. Drei Treppen hoch wohne ich allerdings, und vom Fenster aus sieht man Nachbars Schornstein. Mit diesem Anblick müßten Sie sich eben aussöhnen, denn wegzaubern kann ich ihn nicht."

Der Philosoph hatte das Gesicht in den Händen vergraben. O, über dieses Ungeheuer, das sich hinstellte und horchte und jetzt jeden Ausspruch auf sich anwendete!

Herr Lucanus war aufgestanden und beugte sich über die Sünderin. „Liebes, kleines Mädel" — seine Hand strich leise über ihr Haar — „ich meine es wirklich gut und aufrichtig mit dir. Wenn ich dich auch oft gescholten habe, das mußte ich der anderen wegen, und du hattest es wirklich verdient. Nimm Rat von mir an. Heirate. Mit deiner Hände Arbeit richtest du nicht viel aus. Du bist zu zart, und im Geschäft bist

du wirklich kaum zu gebrauchen. Du trittſt jedem Kunden mit einer Miene entgegen, die nur zu deutlich

ſagt: Schimpfſt du dich Erlaucht, nenne ich mich Hoheit! — Sieh, das mögen die Leute nicht. Wenn deine hübſchen, luſtigen Augen es mir nicht in der erſten Stunde angetan hätten, wärſt du längſt ohne Flügel

geflogen. Ich habe Nachsicht über Nachsicht geübt, aber nach dem, was du heute angestellt hast, kann ich keine mehr üben."

Der Philosoph reckte sich wieder. Nein, so armselig war es gewiß nicht um sie bestellt! Der da vor ihr, der jetzt sogar die Keckheit besaß, sie am Kinn zu fassen und Miene machte, sie zu küssen, wollte sie sicher nur einschüchtern. Unwirsch stieß sie die liebkosende Hand zurück.

„Ich brauche Ihre Gönnerschaft nicht! Ich, ich finde mich schon allein durch die Welt!" stieß sie dem Weinen nahe hervor.

„Aber wie!" entgegnete lächelnd der Gefürchtete.

Jetzt rollten ihr wirklich die Tränen stromweise über die Wangen. Besonders glänzend war ihre Laufbahn ja bisher nicht gewesen. O, über dieses Scheusal von einem Mann!

„Verzeih, liebes Kind, daß ich dir weh tue. Aber ich kann nicht anders. Du hast dich jahrelang um deinen Feierabend gebracht, um dich weiter auszubilden, dafür hast du meine höchste Anerkennung. Du hast aber zuviel in deinen Kopf hineinbringen wollen, das hat das arme Köpfchen nicht alles fassen können. Statt gediegene Kenntnisse hast du von vielen Dingen nur einen recht blauen Dunst. Du hast alles wissen wollen und dich dabei zersplittert. Du weißt von hundert Dingen etwas, von manchen ein gutes Teil, von einigen sogar viel, von keinem aber genug, um dich davon zu ernähren. Dir hat durch dein ganzes Leben und Lernen die leitende Hand gefehlt. Sei einmal ehrlich gegen dich selbst, und du wirst mir recht geben müssen!"

Sie war ehrlich gegen sich selbst und empfand die Wahrheit seiner Worte. „Wenn ich zu nichts nutz bin, warum lebe ich dann überhaupt!" Ein Tränenstrom folgte ihren Worten.

Der Gefürchtete ließ sie ruhig gewähren. Der Frau geht es wie der Erde. Ab und zu tut ihr ein kräftiger Regen not.

Allmählich fiel der Regen sachter und hörte schließlich ganz auf.

Als auch das letzte Aufschluchzen verklungen war, fragte halb scherzend der Gefürchtete: „Was soll nun mit dem kleinen Missetäter geschehen? Strafe hat er wirklich verdient!“

Schüchtern sah der Philosoph ihren Vorgesetzten an. „Herr Lucanus, so ehrlich wie Sie hat noch niemand mit mir gesprochen. Sie meinen es gewiß sehr gut mit mir. Machen Sie mit dem Missetäter, was Sie für das richtige halten.“

Herr Lucanus hielt es für das richtigste, dem kleinen Philosophen einen Kuß auf den kecken, roten Mund zu drücken und in das kleine rosige Ohr zu flüstern: „In vier Wochen sind wir auf der Hochzeitsreise!“

— — — — — — — — — — — — — —

Auf der Terrasse des Heidelberger Schlosses steht ein großer, stattlicher Mann. Neben ihm lehnt an der Brüstung eine Dame, ein zierliches Persönchen mit einem hübschen, pfiffigen Gesicht. Der Mann hält die kleine Frau zärtlich umschlungen. Es ist noch früh am Morgen, sie sind ganz allein. Die Sonnenstrahlen tanzen auf Heidelbergs Dächern. Glitzernd zieht der Neckar seine Straße.

Sie sahen beide wonnetrunken hinab.

Lucanus zieht sein kleines Frauchen ein wenig fester an sich und fragt: „Nun, mein Herz, wie gefällt dir das?“

„O, es ist schön, sehr schön! Fast so schön wie an meiner Ostsee, die ich zu Hause von meinem Giebelstübchen so schön sehen konnte!“

Der junge Ehemann lacht: „Das heißt mit anderen

Worten: ich ſehne mich nach meiner Heimat! — Nun, dem iſt leicht abzuhelfen. Wir dehnen unſere Reiſe

ein wenig länger aus und machen noch einen Abſtecher an deine Oſtſee.“

„Iſt es wirklich dein Ernſt?“

„Aber gewiß.“

Jubelnd ſchlingen ſich zwei Arme um ſeinen Nacken.

„O du lieber, guter Mann! Du bist der beste, den die Sonne bescheint. Ich habe dich furchtbar lieb!“

Der „Gefürchtete“ sieht glückstrahlend auf den kleinen Philosophen herab und sagt neckend: „Und vor vier Wochen nanntest du mich allen Ernstes ein Scheusal, ein Ungeheuer!“

„Hans, ich kann es wirklich selbst nicht begreifen, wie ich dir habe so böse sein können. Du bist doch so furchtbar gut! Und ich bin so glücklich, so überglücklich!“

„Siehst du, unser Glück haben nur die Scherben verursacht. Ohne die hätte ich meinen Heiratsantrag gewiß nicht zu stande gebracht. Zu jeder anderen Zeit würdest du mich ganz herzhaft ausgelacht haben. Es ist und bleibt doch ein wahres Wort: Scherben bringen Glück!“

Im Säterstal.

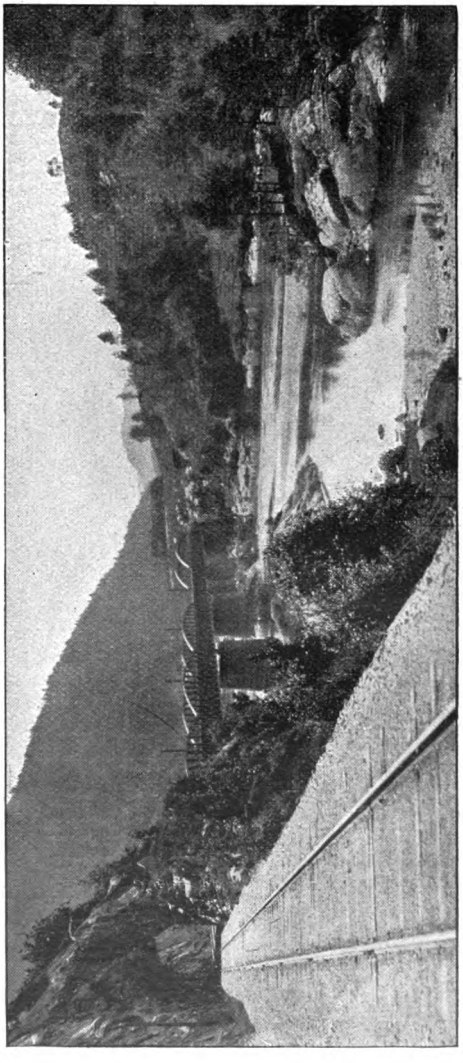
Norwegische Landschaftsskizze von Ernst Heiderich.

Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Ganz außerordentlich hat sich in den letzten Jahren dank der so reichlich gebotenen Gelegenheit zu „Nordlandfahrten“ auf schönen, bequemen Dampfern der deutsche Touristenverkehr nach Norwegen gehoben. Doch ist es natürlich, daß der Hauptstrom sich unmittelbar der vielgerühmten großartigen Alpenherrlichkeit des fjorddurchfurchten Westens zuwendet, wie sie sich in den Revieren des Romstals, des Hardangerfjords und des Sognefjords entfaltet und in die man am schnellsten direkt zur See gelangt. Auch der romantische Zauber, den die Mitternachtsonne des hohen Nordens auf uns ausübt, entzieht dem südlichen, uns doch viel näher gelegenen Norwegen viel von dem Interesse, das so manches seiner Täler verdient.

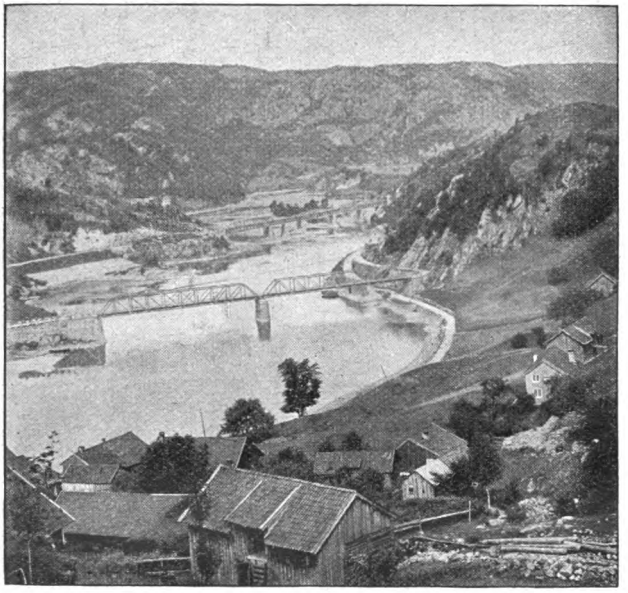
Wer das kernig-schlichte norwegische Volkstum in voller Unabhängigkeit vom Fremdenverkehr kennen lernen möchte, wer sich beim Bereisen eines Landes nicht nur für die Naturschönheiten, sondern auch für die Sitten und Lebensgewohnheiten seiner Bevölkerung interessiert, der sollte auf seiner Nordlandfahrt wenigstens eines dieser südlichen Täler besuchen, das Säterstal. Wie in keiner anderen Gegend Norwegens haben sich hier alte Lebensformen in ihrer Ursprünglichkeit erhalten, wobei eine Anmut und sittliche Tüchtigkeit in Erscheinung tritt, die den ästhetischen Sinn in hohem Grade befriedigt. Dazu führt die Reise

durch das nur ſanft anſteigende, allerdings 230 Kilometer lange Säterstal hinauf in eine von Waſſerfällen und Seen belebte, von Telemarken her auf einer neuen Fahrſtraße erreichbare, großartige Hochgebirgswelt, durch die man hinab nach dem Südende des in den Hardangerfjord mündenden Meerarmes gelangt. Wer den bequemeren Umweg über das ſchön gelegene Da-



Bahnſtrecke bei Mosly im vorderen Säterstal.

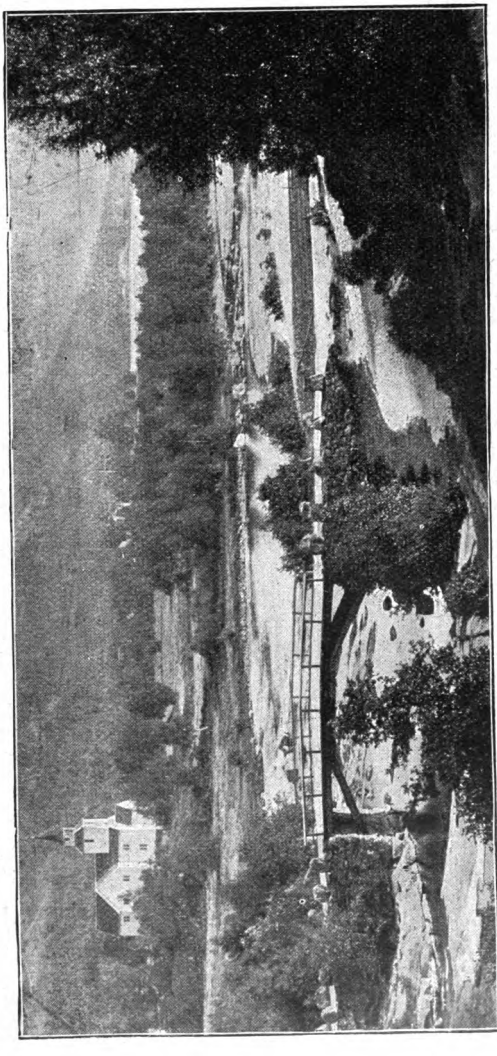
len in Telemarken ſich ſpart und durch den Talſchluß ins Hardangervidda aufſteigt, bekommt auf dieſem Landweg zu den gewaltigſten Gletſchern Norwegens auch den ſüdlichſten Vorpoſten der den Norden des Landes bewohnenden Lappländer zu ſehen. In der Umgebung



Bahnſtrecke im mittleren Säterstal.

von Bykle leben Lappen als Hüter der den dortigen Bauern gehörenden Renntierherden. Von den meiſten Beſuchern aber wird für die Rückreiſe aus dem oberen Säterstal eine öſtlich ſich wendende Fahrt durch das anmutige, fruchtbare Telemarken vorgezogen, deſſen Landſchaft gleichfalls wundervolle Waſſerfälle aufweiſt und aus dem man auf längeren Dampfſchiff- oder Eiſenbahnfahrten ans Meer, nach Skien, Drammen, Laurvik,

in die intereſſante Hauptſtadt Norwegens Chriſtiania gelangen kann. Auch Telemarken iſt ein Hort alter Sitte; Sagen und Lieder erhalten hier die Erinnerung an die Vorzeit lebendig, es iſt eine Schatzkammer altnorwegiſcher Volkspoeſie. Das Säterſtal ſelbſt iſt die ſüd-



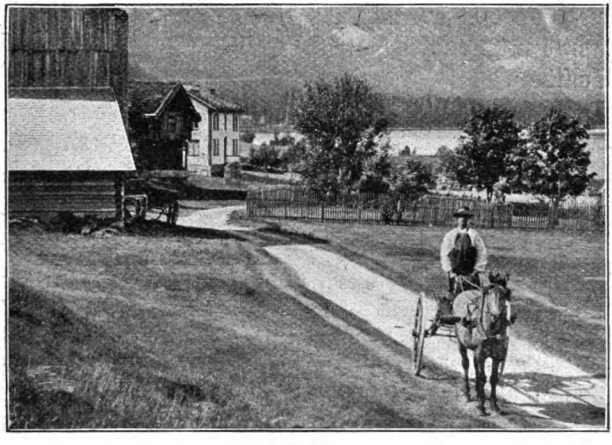
Am Byglandsfjord.

lichste von allen norwegischen Tallandschaften. Es wird in seiner ganzen Länge von dem Fluß Otteraa durchströmt, der an den Abhängen des Hardangervidda entspringt und bei Christiansand, also in der Nähe der südlichsten Spitze von Norwegen, in die Nordsee mündet.

Im Vergleich zu den anderen Tallandschaften des südlichen Norwegens ist das Säterstal am einfachsten gebaut; es verzweigt sich nur unbedeutend. In seinem oberen Teile hat es bei einer Höhe von 500 bis 600 Meter Talsohle Hochgebirgscharakter, doch nimmt es bald den eines offenen Mittelgebirges an. Im oberen Laufe ist der Fluß schmal, stürmisch und wild; bei Bykle bildet er den bedeutendsten Wasserfall des Tales, den Sarpfos. Vom 59. Grad nördlicher Breite südwärts hat die Otteraa zunächst einen so wenig durch Wasserfälle oder Stromschnellen gestörten Lauf, daß sie bei gutem Wasserstand mit kleinen Dampfern befahren werden kann. In ihrem Mittellauf bildet sie drei langgestreckte schmale Seen. In ihrem Unterlaufe ist sie dann reich an Stromschnellen; dafür aber führt seit einiger Zeit von Christiansand eine Eisenbahn, die schmalspurige Säterstalbahn, bis zur Dampfschiffstation Byglandfjord an dem gleichnamigen See hinauf.

Mit dem Wort „Säter" bezeichnet der Norweger eine Sennhütte, „Sätersdal" bedeutet also „das Tal der Sennhütten". Zu seinen Sehenswürdigkeiten gehören auch wirklich Sennhütten von einer besonderen altertümlichen Art, und die bäuerlichen Bewohner, die weit zerstreute kleine Gemeinden von acht bis zwölf großen Gehöften bilden, treiben auch Ackerbau und Viehzucht, wobei die Alpwirtschaft auf den Berghängen eine Rolle spielt. Aber seinen wesentlichen Charakter verdankt das verhältnismäßig doch noch wenig an-

gebaute Tal ſeinem außerordentlichen Holzreichtum. Zwiſchen den Anſiedlungen erſtrecken ſich große Tannen- und Kiefernwälder von zwanzig und mehr Kilometer Länge. Dieſer Reichtum an Holz iſt typiſch für die meiſten ſüdlichen Täler von Norwegen. Er iſt die Vorausſetzung der Verwendung des Holzes für Bauten jeder Art, ſelbſt für den Bau der Kirchen, wie ſie früher



Bei Oſe.

im ganzen Lande üblich war, und damit eines kulturhiſtoriſchen Zuges, den das Säterstal mit den Nachbartälern teilt. Das Holz iſt aber auch der wichtigſte Ausfuhrartikel der Hafenſtädte am Ende der Täler und die Grundlage des Wohlſtandes, der ſich in beiden im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hat.

Die Ausfuhr des wegen ſeiner durch enge Jahresringe bedingten Dichtigkeit beſonders geſchätzten norwegiſchen Nadelholzes übers Meer reicht in die Blütezeit der Hanſa zurück. Erſt 1857 aber wurde im Lande eine ordentliche Forſtverwaltung eingeführt, was für

manche Gegenden zu spät war. Das Holzfällen im Gebirge ist mühsam und wegen der Steilheit der Gehänge auch gefährlich. Den Transport der Stämme auf die oft weiten Entfernungen zu Tal erleichtert der lange strenge Winter. Auf Schneeschuhen besorgen die Holzfäller das Herabziehen der Stämme, und wo durch Stromschnellen und Wasserfälle auf den Flüssen das Flößen unmöglich ist, erfolgt noch heute, soweit es nicht zur Anlage von Kanälen, Schleusen und Eisenbahnen kam, der Transport an die See erst im Winter auf Schlitten.

Natürlich ist durch die Anlage der Bahn die touristische Bereisung des Tales wesentlich erleichtert worden. Während man früher vier bis fünf Tage dafür nötig hatte, kommt man jetzt, wenn Eile nötig, mit zwei bis drei Tagen aus. Damit die Reise aber lohnend wird, empfiehlt es sich, die interessanteren Strecken in alter Weise teils zu Fuß, teils zu Wagen — in den zweirädrigen Karren, der Stolkjaerre (Stuhlkarre) oder dem Karriol — teils auf einem der kleinen Dampfer zurückzulegen, welche die grünen Wasserflächen des Kilefjords, des Aardalsfjords und des eigentlichen Byglandfjords befahren. Nur so kommt man in Berührung mit dem Volke. Man muß die Reise auch womöglich vor dem 24. Juni oder nach dem 15. August machen, da in der Zwischenzeit fast die ganze Bevölkerung sich auf den Bergen befindet, und der Reisende Gefahr läuft, weder Pferde noch Führer, noch auch nur Essen zu erhalten, außer in den meist dürftigen Skydsstationen und den wenigen Sommerhotels. Überhaupt ist die Mitnahme eines kleinen Vorrats von Konserven, Zwieback, Kognak und dergleichen sehr zu empfehlen.

Für eine regelmäßige Dampfschiffverbindung zwischen Hamburg und Christiansand sorgen zwei nor-

wegiſche Dampfergeſellſchaften. Die Dauer der Fahrt beträgt dreißig bis fünfunddreißig Stunden; ſie führt an Helgoland vorüber. Der erſte Anblick der norwegiſchen Küſte iſt nicht ſehr einladend: kahle, niedrige

Säterstaler Bauernpaar.

Inſeln und Schären. Bei der Einfahrt in den Hafen von Chriſtianſand erfreut uns der Blick auf die tannenbedeckten felſigen Höhen der Umgebung. Im Hafen iſt immer Leben; er iſt Kreuzungspunkt vieler Dampferlinien. Südlich vor der Stadt erhebt ſich hart am Ufer die ovale Felſeninſel Otterö, die befeſtigt iſt. Außer-

dem liegt noch am Hafen das kleine Fort Christiansholm. Die einladende Stadt mit etwa 15,000 Einwohnern ist die größte der norwegischen Südküste und Sitz des Stiftsamtmanns und des Bischofs der Landschaft. Sie wurde 1641 von Christian IV. fast quadratisch auf der Landzunge angelegt, neben der sich die Otteraa (hier noch Torridalselv genannt) in das Meer ergießt. Die alten buntgestrichenen Holzhäuser sind nach den großen Bränden von 1880 und 1892 zum Teil durch moderne Ziegelbauten ersetzt. Auch die 1880 mit abgebrannte Domkirche ist in gotischem Stile neuerbaut. Schöne Anlagen umgeben die Stadt und ziehen sich auf die Höhen, wo sich mehrere lohnende Aussichtspunkte befinden. Rechts an der Mündung der Otteraa liegt die Landestelle der kleinen Dampfer, die den Fluß 10 Kilometer hinauf bis Mosby befahren. Gegenüber liegt die Kirche von Oddernaes; eine Holzbrücke verbindet die Ufer. In Ernsts Hotel, gleich beim Landeplatz der Seedampfer, auf der Vestre Strandgade, fanden wir gute Bewirtung und Unterkunft. Durch das untere und mittlere Säterstal zieht sich eine gute Fahrstraße mit festen Skydsstationen. Der „Skyds“ (sprich Schüß) ist die auf den Gemeinden oder einzelnen Bauern lastende Verpflichtung, den Reisenden auf den vom Staate erbauten Fahrstraßen zu jeder Zeit und zu bestimmten Preisen in Wagen weiter zu befördern. Auf allen Hauptstraßen gibt es feste Skydsstationen, wo eine größere Anzahl Pferde gehalten werden. Die landesüblichen, schon oben erwähnten Wagen sind zweiräderige Karren; die Stolkjaerren können außer dem Pferdelenker, dem „Skydsgut“, der auf dem hinten aufgebundenen Gepäck sitzt, auf ihrer Bank zwei Personen aufnehmen; die Karriolen dagegen nur eine Person, die in einer Art Sessel sitzend (die Beine in

Steigbügeln) und durch ein Spritzleder geſchützt, nach Belieben auch ſelbſt die Zügel führen kann.

Wer Land und Leute mit Behagen kennen lernen will, tut gut, ſich für dieſe Art der Reiſe einzurichten, wozu freilich auch einige Kenntnis der Landesſprache gehört.

Säterstalerin im Sonntagsſtaat.

Bis zur Eröffnung der Bahn nach Byglandsfjord war es jedenfalls allgemein üblich, das untere Tal im Wagen zu durchfahren. Das iſt auch heute noch lohnend, wenn auch die Hauptſehenswürdigkeiten tiefer liegen, zumal die Eiſenbahn ſelbſt mit ihren verſchiedenen Tunneln und Brücken der allerdings etwas gleichförmigen Talſtrecke manch neuen Reiz verliehen hat. Einen ſchönen Blick flußabwärts bietet Mosby, das, wie ſchon erwähnt, auch eine Dampferverbindung mit der Stadt hat.

Die Stromſchnellen der Otteraa beginnt man neuerdings für induſtrielle Zwecke zu verwerten. Die Waſſerkraft der ſchönen Fälle bei Station Vennesland, des Viglands- und des Hundsfos wird in Papier-

fabriken verwertet. Die ganze Fahrt bis Byglandfjord überwindet eine Steigung von 206 Meter bei 78 Kilometer Entfernung. Sie währt dreieinhalb Stunden. Den ersten der Talseen, den Kilefjord, 165 Meter hoch gelegen, passiert man auf einer langen Brücke. Fußgänger werden nun wohl immer das kleine Dampfboot benützen, das den 25 Kilometer langen See befährt und in dem man von Kile nach Fennefos in zwei Stunden gelangt.

Früher war es üblich, beim Kapitän des Dampfboots in Kile das erste Nachtquartier zu nehmen, so daß man am nächsten Tag alle drei Seen des mittleren Tals, den Kilefjord, den Aardalsfjord, den Byglandfjord, mit dem Dampfschiff durchfuhr, um am Nordende des letzteren in Ose bei Gunnar Drengson zu übernachten, der in seinem alten Haus ein wahres Museum von alten Trachten aufgestapelt hatte. Wer heute die Eisenbahn bis zur Endstation Byglandfjord benützt, wird schon am ersten Tag über den gleichnamigen See nach Ose gelangen. Das Dampfschiff legt die 35 Kilometer in dreieinhalb Stunden zurück. In der Nähe der Skydsstation Bygland ladet das Aussichtshotel „Säterdalens Sommerhjem" von L. Stumpf zu längerer Rast. Von hier aus lassen sich lohnende Ausflüge auf die umliegenden Berge unternehmen.

Besonders hübsche Bilder bei der Seefahrt bietet der 756 Meter hohe Aardalsnuten mit der Kirche von Aardal und dem Hof Fröirak, später die Kirche und der Pfarrhof von Bygland mit dem Lyseheim, der 845 Meter hoch ist. Ein stimmungsvoller Spaziergang führt unten den Kvaalsnut entlang nach dem Hof Näset mit alten Grabhügeln und heiligen Bäumen. Das genannte Sommerheim bietet den Gästen auch gute Gelegenheit zu Jagd und Fischfang. Als beste Unterkunft in Ose

gilt jetzt das Haus der Frau Heiſtad. In dieſer Gegend hat ſich in Sitte und Brauch, in Wohnart, Tracht und Lebensweiſe viel Altertümliches erhalten. So ſind in Oſe wie in den Nachbargemeinden die alten „Stabure“ zu ſehen, Blockhäuſer, deren Äußeres an die Sennhütten mancher Täler der Schweizer und deutſchen Alpen erinnert.

Nur im Säterstal haben ſich die alten Volkstrachten

Ungewohntes Vergnügen.

Norwegens ganz unverändert erhalten, wobei zu beachten iſt, daß dies vornehmlich vom oberen Tale gilt. Die Tracht der Frauen und Mädchen bildet ein reich an Hals und Bruſt verziertes, von einem Kragen am Hals geſchloſſenes Hemd nebſt einem weichen wollenen, ziemlich kurzen Rock, der durch breite farbige Schulterbänder und einen Ledergürtel um die Taille gehalten wird. Um den unteren Rand läuft ein breiter Beſatz in derſelben Farbe. Auf der Stirn der Frauen ſitzt

glatt eine gegen den Hinterkopf aufsteigende Mütze, die hinten mit Bändern geschmückt ist. Eine weite bauschige dunkle Hose, an deren Bund vorn und hinten ein Latz sitzt, der Brust und Rücken schützt und über den Achseln von kurzen Trägern gehalten wird, ist das Hauptkleidungsstück der Männer, die runde Filzhüte tragen. Der Anfertiger der schönen photographischen Aufnahmen, die unsere Bilder wiedergeben und deren eine den Künstler, Wilhelm Dreesen in Flensburg, bei der Arbeit zeigt, fügt seiner Schilderung des weiblichen Kostüms die Bemerkung hinzu: Korsette und andere künstliche, der weiblichen Formenverschönerung dienende Requisiten sind hier gänzlich unbekannt. Das hat seine gute Ursache. Man sieht die oft recht hübschen Trägerinnen der Tracht allenthalben bei der Arbeit im Freien, denn der Hauptanteil an der Feldarbeit fällt den weiblichen Mitgliedern der Familie und den Mägden zu, während der Mann daheim Haus und Hof bestellt. Selbst das Schwingen der Dreschflegel ist Sache der Frauen- und Mädchenhände. Im Winter spinnen und weben dieselben Hände fleißig daheim. Alle Stoffe für die Kleider, Leinen und Wolle werden im Hause hergestellt, und auch die Kleider werden von den Frauen verfertigt. Ebenso ist der Bauer auf seinem Hof in altüberlieferten Gewerkformen Schmied und Tischler, Zimmermann und Maurer für den eigenen Bedarf. Dadurch ist er sein eigener Herr auf dem eigenen Boden. Diesem Vorzug verdankt er die große Ruhe und Sicherheit, die Selbständigkeit seines Wesens. Eigentliche Wirtshäuser gibt es nicht im Tal, und die Branntweinpest zehrt nicht am Marke dieses kräftigen, biederen, fleißigen, bedürfnislosen Bauernschlags, der sich allgemein einer überraschend guten Schulbildung erfreut. Schlichte Frömmigkeit beseelt das Gemeindeleben der weit

auseinander wohnenden Familien, und von vielen fordert der regelmäßige Kirchgang große Opfer an Zeit.

Frei von Aberglauben ſind freilich auch dieſe ſo weltentlegen wohnenden Leute nicht. Bei Gaard (Hof) Sordal, der einige Meilen von Oſe aufwärts liegt,

Ernte im Säterstal.

wurden uns große Grabhügel gezeigt, wo alte vermoderte Bäume ſtehen, die niemand, aus Furcht vor den Geiſtern, zu entfernen wagt. Von den älteren Holzkirchen des Tals war lange Zeit die Stavekirche von Hilleſtad, 137 Kilometer von Chriſtianſand, beſonders berühmt. Als man ſie abbrechen mußte, wurden ihre Holzſkulpturen nach Chriſtiania geſandt, wo ſie im hiſtoriſchen Muſeum Aufſtellung fanden.

Auch an den einfachen, aber ſehr ſauber gehaltenen Holzhäuſern und Stadeln der Bauern finden ſich

primitive Schnitzereien, und die Art, wie man Bretter und Balken nach bestimmtem Muster bei jeder Art von Nutzbauten zusammensetzt, verrät einen gewissen Schönheitssinn. Gerade in dieser Beziehung sind die alten Stabure interessant, wie sie in Ose, Langeid und so weiter zu sehen sind, und die alten „Rauchstuben" aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, von denen die hinter dem Gasthof der Skydsstation Viken, 152 Kilometer von Christiansand entfernt und 307 Meter hoch gelegen, zum Maleratelier dient. Bei Gaard Aamli, von wo aus man das 1370 Meter hohe Svarvarfjeld besteigt, ist auch eine alte „Arestue" mit der ursprünglichen Feuereinrichtung zu sehen.

Viken, das im „Vallarheim" gute Unterkunft bietet, ist die letzte feste Skydsstation im Säterstal. Hier wohnt der Führer Olaf Sagneskar. In der nahen Kirche von Valle ist ein schönes Altarbild, das entweder von Federigo Barocci (1528—1612) direkt stammt oder nach dessen Entwurf, der sich jetzt im Pariser Louvre befindet, von einem seiner Schüler, wohl einem Norweger, gemalt ist.

So bietet die ganze Tallandschaft zwischen den Skydsstationen Ose und Viken viel des Ansprechenden und Interessanten, wozu auch die großen hochstämmigen Tannenwälder gehören, welche den Fluß oft meilenweit umsäumen. Bei hohem Wasser geht der Dampfer, der den Byglandfjord befährt, noch den Fluß hinauf bis zum Gaard Langeid. Meist aber wird die Weiterfahrt von Ose ins obere Säterstal mit Skyds bewirkt. Bei Langeid liegt das Sommerfrischhotel „Graneheim"; von hier kann man in acht Stunden mit Führer nach der guten Touristenstation Gaukheihytten in 800 Meter Höhe gelangen, wo Gelegenheit zur Forellenfischerei ist. Südwestlich führt von hier ein etwas mühsamer Weg

zum Lyſefjord nach Stavanger hinab. Auch wer im Wagen die Tagereiſe von Oſe bis Viken zurücklegt, ſollte hinter Hilleſtad ausſteigen und in dem ſich

Letzte Tagesarbeit.

nun immer mehr hochgebirgsmäßig verengenden Tal ein Stück zu Fuß gehen und ſich beim kleinen See Flaaen den prächtigen Waſſerfall Hallandsfos und die rieſigen Gletſchertöpfe anſehen. Hier herrſcht un-

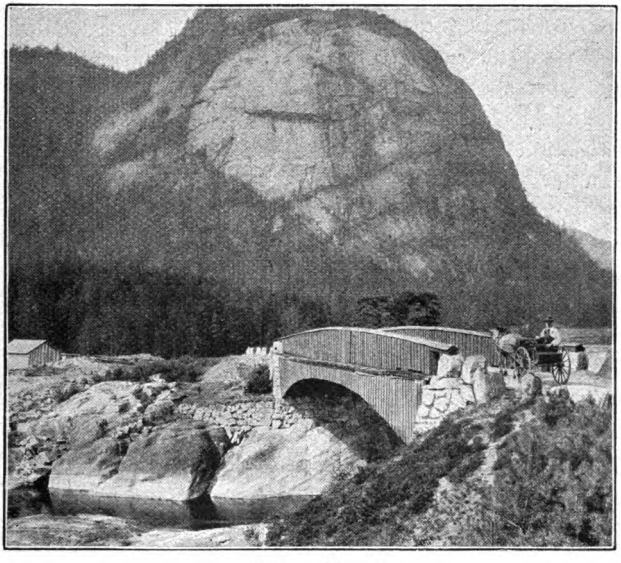
gemein maleriſche und echt norwegiſche Hochtal-ſtimmung.

Hinter Viken wird die Reiſe beſchwerlicher. 12 Kilo-

Staburhütte mit Raſendach.

meter weiter hinauf liegt Flateland, wo rechts, in nördlicher Richtung, der Gebirgsweg nach Dalen abzweigt. Er führt über Rygneſtad in das keſſelförmige Veiaagjuv mit ſeinem ſchönen Waſſerfall zum Lisle Björnevand und Store Björnevand, kleinen Gebirgſeen, über die

man ſich rudern läßt, und übernachtet in der Touriſtenhütte, die der Touriſtenverein Chriſtianſand am Store Björnevand hat erbauen laſſen. Der Pfad führt öſtlich weiter längs der drei Seen Kjönningsvikvand nach Fyrsſand. Die zweitägige Wanderung nach Dalen



Im hinteren Säterstal.

erfordert ſiebzehn Stunden. Man kann den Weg auch zu Pferd zurücklegen. Das freundliche Dalen mit ſeinen guten Gaſthöfen, wo Deutſch geſprochen wird, liegt an einem größeren See, dem Bandaksvand; es iſt die Endſtation für die Fahrt von Skien beziehungsweiſe Chriſtiania her durch Telemarken auf dem großen Norsjö-Bandak-Kanal, durch den ſeit 1892 die Binnenſeen Telemarkens mit dem Meer in Verbindung ſtehen.

Von Dalen führt die gleichfalls 1892 vollendete

Hochstraße über zahlreiche, mit Hotels oder Unterkunftshäusern ausgestattete Skydsstationen, über das von hohen Schneebergen umstarrte Haukelifjeld, das oft noch im Juli verschneit ist, zum See Staavand mit dem Gasthof Haukelisäter (951 Meter), und weiter an verschiedenen anderen Hochseen vorbei über den 1133 Meter hohen Paß Dyrskar hinab ins Röltal und von hier durch Haaretal zur Firnmasse der Breifonn hinauf, wo wieder ein Hotel Gelegenheit zum Übernachten bietet. Bei der Weiterfahrt über Seljestad hinab zum Moldefjord bieten sich wundervolle Ausblicke auf die gewaltigen Eis- und Schneemassen des Folgefonngletschers und die großartigen Wasserfälle, deren schönster der Doppelfall Skars- und Lotefos ist. Auf allen Skydsstationen der Straße herrscht in der Reisezeit reicher Fremdenverkehr, für den in den Hotels gut gesorgt ist.

Anstrengender, aber kürzer gestaltet sich die Weiterreise von Flateland in das Quellgebiet der Otteraa am Meienfjeld südlich vom Haukelisäter. Bis vor kurzem bildete der berüchtigte, aber nicht gefährliche Byklesti (Sti = Steig), der neben einer steilen Felswand am Flusse hinläuft, die einzige Verbindung zwischen dem Kirchspiel Valla und der „Annexkirche" Bykle. Jetzt führt eine neue Fahrstraße über Bjönneraa und Trydal dorthin, wo man bei Ole Drengsson einfache Unterkunft findet. Bykle liegt 28 Kilometer von Viken 550 Meter hoch am Fuße des 1410 Meter hohen Strandefjeld. In der Nähe bildet die Otteraa den 30 Meter hohen und 3 Meter breiten Sarvfos. Über Bykle hinaus führt der Weg auf noch fahrbarer Straße bis Hoslemo. Zu Fuß und über den 8 Kilometer langen Hartevand im Boot gelangen wir nach Breive, einem malerisch im Talschluß gelegenen, auch Breidvik genannten, einsamen Hof, wo wir einfache, aber gute Unterkunft

finden. Hier ſammeln ſich die Quellbäche der Otteraa, die aus den kleinen Hochſeen des Meienfjelds herabfließen. Von den lappländiſchen Renntierhirten in dieſer Gegend war oben ſchon die Rede.

Von hier aus kann man zu Pferde oder zu Fuß über das gewaltige, 1200 Meter hohe Meienfeld nach Jordbraekke im Sultal (34 Kilometer) gelangen, wo den Suldalsvand ein Dampfboot befährt. Wie hier gibt es auch im Hylsfjord und weiter Gelegenheit, um zu Schiff vorwärts ans Meer und nach Stavanger zu kommen. Wir aber ſchlagen den Weg öſtlich zum Haukeliſäter ein, wo wir nach allerdings recht anſtrengendem, langem Marſch die Wahl haben, die neue Straße nach Odde und zum Hardangerfjord zu Wagen oder zu Fuß auf einer der ſchönſten und bequemſten Touriſtenſtraßen der norwegiſchen Alpenwelt zurückzulegen.

Die Nachtreiter von Russelville.

Erzählung aus Kentuckys jüngsten Tagen. Von Gerd Harmstorff.

(Nachdruck verboten.)

1.

Die Überraschung, die Miß Hattie Desmond ihrem Vater zugedacht hatte, war auf das vollständigste gelungen, allein die Wirkung ihrer unvermuteten Heimkehr hatte nicht ganz den von ihr gehegten Erwartungen entsprochen. Sie war voll herzlicher Wiedersehensfreude gewesen während der schrecklich langen Eisenbahnfahrt von Boston bis in das Herz von Kentucky, und sie war recht müde geworden, sich das fröhliche Erstaunen ihres geliebten Pa auszumalen, wenn er so ganz unverhofft nach beinahe anderthalbjähriger Trennung sein auf dem College schier übermenschlich gelehrt gewordenes Töchterchen in die Arme schließen dürfe.

Vor acht Tagen noch hatte er ihr geschrieben, daß er es für besser halte, wenn sie die Ferien mit einer befreundeten Familie in Saratoga zubringe und nicht vor Weihnachten nach Hause käme, und obwohl sie bei ihrem großen Heimweh schon damals fest entschlossen gewesen war, sich dem väterlichen Wunsche nicht zu fügen, hatte sie ihm doch ihr Einverständnis erklärt, nur um den Spaß der Überrumpelung in seiner ganzen Köstlichkeit zu genießen. Zitternd vor freudiger Erwartung hatte sie in Russelville, ihrer letzten Bahn-

station, den Zug verlassen, und unter den freigebigsten Versprechungen hatte sie den Kutscher des Mietwagens, der sie nach New Feliciana, der großen Tabakpflanzung ihres Vaters, bringen sollte, zu der größten Eile angespornt.

Als das leichte Gefährt vor dem stattlichen, villenartigen Wohnhause hielt, saß Mr. Rowland M. Desmond eben in Hemdärmeln bei seinem Frühstück auf der breiten Veranda, und Hatties scharfe Augen glaubten auf seinem tiefgebräunten, bartlosen Gesicht wirklich jenes beglückte Aufleuchten wahrzunehmen, auf das sie sich so und so viele langweilige Stunden hindurch gefreut hatte. Aber als sie sich dann am Fuße der Verandatreppe, bis wohin er ihr entgegengekommen war, mit einem lauten Jubelruf in seine Arme warf, da war in den scharf geprägten, beinahe harten Zügen des Tabakpflanzers nichts mehr von einer stärkeren Gemütsbewegung zu erspähen — und gewiß am allerwenigsten von einer fröhlichen. Die schlanke Hattie, deren geschmeidige Gestalt nur um ein geringes hinter dem Riesenwuchs ihres Vaters zurückblieb, hatte im Gegenteil den Eindruck, daß das Gesicht ihres geliebten Pa niemals ernster, strenger und undurchdringlicher gewesen sei als in diesem von ihr so heiß ersehnten Augenblick.

Einen Vorwurf wegen ihres Ungehorsams machte er ihr freilich nicht. Die bevorzugte Stellung des weiblichen Geschlechts in den Vereinigten Staaten bringt es mit sich, daß auch sehr jungen Damen von ihren Eltern bereitwillig eine Freiheit und Selbständigkeit eingeräumt wird, deren sie sich kaum in irgend einem anderen Lande zu erfreuen haben, und es gehörte überdies nicht zu Mr. Desmonds Gewohnheiten, über Dinge, an denen sich nichts mehr ändern ließ, viele unnütze Worte zu verlieren.

Hatties leichtes Gepäck, das zu einem sehr wesentlichen Teile aus Golf- und Tennisschlägern zu bestehen schien, wurde also von einem der herbeigeeilten farbigen Dienstmädchen ins Haus getragen, der Kutscher erhielt den ihm verheißenen fürstlichen Lohn, und die Heimgekehrte ließ sich mit der lachenden Versicherung, daß sie in der heimatlichen Luft auch schon wieder einen echten Kentuckyappetit verspüre, an dem einladend gedeckten Frühstückstische nieder. Ein zweites Dienstmädchen erschien, um in zierlichen Glasschalen frischen Honig aufzutragen, und Mr. Desmond war rücksichtsvoll genug, die eben angezündete riesige Zigarre über das Geländer der Veranda zu schleudern.

Während ihre festen weißen Zähnchen herzhaft in ein frisch gebackenes und noch warmes Weißbrot bissen, folgten Hatties helle Augen dem fortgehenden Mädchen, und als die Dienerin außer Hörweite war, fragte sie: „Wie geht es denn zu, Pa, daß ich bis jetzt nur fremde Gesichter hier auf New Feliciana gesehen habe? — Unsere gute alte Polly ist doch nicht krank?"

„Sie ist fort."

„Fort? — O! — Du hast sie entlassen, nachdem sie uns vierzehn oder fünfzehn Jahre lang so treu gedient hatte?"

„Ich habe sie nicht entlassen. — Vor drei Monaten hat sie sich aus eigenem Antrieb heimlich davongemacht."

Hattie war sehr erstaunt. „Das hätte ich ihr wahrhaftig nicht zugetraut. — Und Bridget?"

„Sie war schon etliche Wochen früher eines Morgens verschwunden."

„Ist es möglich? — Ja, mein Gott, warum denn? Sie konnten es doch nirgends in der Welt besser haben als hier."

Desmond zuckte die Achseln. „Vielleicht waren sie

darüber anderer Meinung. — Im übrigen wirst du dich schon noch mit einigen weiteren Veränderungen abfinden müssen. Außer der gichtischen und halbblinden Peggy, der das Fortlaufen wahrscheinlich zu sauer geworden wäre, wirst du weder unter den Dienstboten noch unter den Arbeitern der Farm ein bekanntes Gesicht wiederfinden. Anhänglichkeit und Treue haben augenblicklich keinen Kurs mehr im alten Kentucky."

Hatties Verwunderung war so groß, daß sie ihr beinahe den Appetit verdarb. Sie wußte, daß man in ihres Vaters Diensten nicht mehr als seine Pflicht zu tun brauchte, um bei seinem unerschütterlichen Gerechtigkeitssinn vortrefflich mit ihm auszukommen. Seine Schuld war es also gewiß nicht, wenn ihn in der kurzen Zeit ihrer Abwesenheit alle verlassen hatten, auch die, die schon seit den Tagen ihrer Kindheit gleichsam zum festen Inventar von New Feliciana gehört hatten. Irgend ein neuer schlimmer Geist mußte inzwischen seinen Einzug gehalten haben, und sie wäre keine echte Desmond gewesen, wenn sie bei solcher Vorstellung nicht eine Regung des Schmerzes und des Unwillens empfunden hätte.

Konnten doch die blaublütigsten Aristokraten im alten Europa nicht stolzer auf ihren Stammbaum sein, als es die Desmonds von New Feliciana auf ihre Vorfahren waren. Sie hatten auch Anlaß dazu, denn sie vermochten die ehrenvolle Geschichte ihrer Familie zurückzuverfolgen bis zu dem Colonel Boon, dem „großen Kentuckier", der sich als einer der ersten Pioniere in dem damals noch ausschließlich von Indianern bevölkerten Lande ansässig gemacht und seinem Namen durch eine ununterbrochene Reihe verzweifelter Kämpfe mit den Rothäuten unsterblichen Nachruhm gesichert hatte. Im weiten Umkreise gab es nicht viele, die

solchen Adelsbrief hätten aufweisen können, und alle, die Rowland M. Desmond kannten, wußten, daß das Blut seines heldenmütigen Ahnherrn in den dazwischen liegenden Generationen keine Verschlechterung erfahren hatte.

Die Desmonds lebten in dem stolzen Bewußtsein, daß jeder Fußbreit des Bodens, auf dem sie saßen, von ihren Vätern mit Einsetzung des Lebens hatte erkämpft werden müssen, und darum liebten sie ihn mit allem, was er an Lebendigem und Unlebendigem hervorbrachte, so heiß und so zärtlich, wie nur der feudalste Agrarier die angestammte Scholle lieben kann.

Hattie war überhaupt stolz auf die vermeintlichen besonderen Vorzüge ihrer engeren Landsleute, und sie hatte in Boston, wo man mit einiger Geringschätzung auf die „Hinterwäldler" von Kentucky herabzusehen pflegte, oft erbitterte Fehden zu Gunsten ihrer geliebten Heimat ausgefochten. Daß sie jetzt aus ihres eigenen Vaters Mund ein so hartes Wort vernehmen mußte, tat ihr darum sehr weh, und sie würde gewiß eine Begründung seines bitteren Urteils verlangt haben, wenn nicht ein unvermutetes Ereignis ihren Gedanken eine andere Richtung gegeben hätte.

Auf dem breiten Wege, den sie selber vor einer halben Stunde gekommen war, tauchte nämlich ein leichtes Gefährt, ein von einem feurigen Traber gezogenes Phaëthon, auf, und die Falkenaugen des jungen Mädchens glaubten schon in beträchtlicher Entfernung den schlanken, elegant gekleideten jungen Herrn zu erkennen, der es lenkte.

„Ist das nicht Charles Houston, Pa?" fragte sie lebhaft. „Wie gut er aussieht! — Und wie hübsch, daß er uns gerade heute besucht! — Da hab' ich unter all den neuen Gesichtern doch wenigstens eines, das mir nicht fremd ist."

Wenn ihre Aufmerksamkeit in diesem Augenblick nicht ausschließlich dem Ankömmling gegolten hätte, so würde es ihr kaum entgangen sein, daß der Vater ihre Freude über den Besuch offenbar durchaus nicht teilte. Denn Mr. Rowland Desmond schaute jetzt geradezu erschreckend finster drein, und er stürzte das große Glas Toddy, das er sich eben gemischt hatte, ganz gegen seine Gewohnheit mit einem einzigen Zuge hinunter, ehe er sich langsam erhob, um dem Gast, der eben seinem farbigen Groom die Zügel überließ, bis an die Verandatreppe entgegenzugehen.

Anmutig und elastisch wie ein Gymnastiker war Charles Houston von seinem hohen Sitz herabgesprungen, und wie er nun raschen Schrittes unter artigem Lüften seines Panamahutes auf den Pflanzer zutrat, da hätte ihm wohl in der Tat niemand die Anerkennung versagen können, daß er wirklich sehr gut aussah. Groß und fast hager, wie alle reinblütigen Kentuckier, zeigte er in Haltung und Bewegung jene geschmeidige Kraft, die nur durch eine unablässige Stählung des Körpers in allerlei sportlichen Übungen erworben werden kann. Der kühne Schnitt und der energische Ausdruck seines glattrasierten, tiefgebräunten Gesichts aber würden trefflich der romantischen Vorstellung entsprochen haben, die sich phantasiebegabte Leser von einem ritterlichen Indianerhäuptling aus den Zeiten des seligen „Lederstrumpfs" machen mögen. Dies jugendliche Männergesicht konnte ohne Zweifel zuzeiten sehr hart und gebieterisch aussehen, aber es hatte etwas unwiderstehlich Gewinnendes, wenn es sich, wie in diesem Moment, in einem liebenswürdig offenen Lächeln aufhellte.

Er reichte Mr. Desmond wie einem guten Freunde die Hand und entschuldigte sein Eindringen mit dem

Umstande, daß der in geschäftlichen Angelegenheiten beabsichtigte Besuch einer benachbarten Pflanzung ihn über New Feliciana geführt habe. Aber während er sprach, flogen seine Augen sehr oft zu der Veranda und zu der jungen Dame im hellen Reisekleide hinauf, die als wohlerzogene und ihres Wertes bewußte Amerikanerin von dem Besuch nicht im geringsten Notiz zu nehmen schien.

Mr. Rowland Desmond mußte diese verräterischen, beinahe sehnsüchtigen Blicke notwendig bemerken, und wenn er schon den Händedruck des jungen Mannes mit sehr mäßiger Wärme erwidert hatte, so war noch viel weniger Herzliches oder Ermutigendes in dem Klang seiner Rede, als er mit steifer Höflichkeit sagte: „In New Feliciana ist von jeher noch jeder willkommen gewesen, Mr. Houston, der als Gast anklopfte. Wenn Sie mir das Vergnügen machen wollen, eine kleine Erfrischung zu nehmen —"

Er hatte eine einladende Bewegung nach der Veranda hin gemacht, und der Besucher ließ sich nicht lange nötigen. Rasch war er droben, und ein auf dem Parkett des Hofes geschulter Kavalier hätte nicht mit ritterlicherem Anstand einer Prinzessin seine Reverenz machen können, als er sich vor Miß Hattie verbeugte.

„Ich bin hocherfreut, Sie wiederzusehen, Miß Desmond," sagte er. „Es ist mir ein besonderes Vergnügen, zu sehen, daß die Bostoner Luft Ihnen so vortrefflich bekommen ist."

Hattie neigte ein wenig das Köpfchen und erwies ihm dann nach einem ganz kleinen Zaudern zu seiner unverkennbaren Freude die Auszeichnung, ihm ihre Hand zu reichen. Daran, daß sein Vergnügen ein ganz aufrichtiges war, konnte sie nach seinem Aussehen und nach dem Ton seiner Rede nicht wohl zwei-

feln; ob aber ihre blühende Gesichtsfarbe, auf die er anspielte, ausschließlich der gesunden Bostoner Luft zuzuschreiben sei, schien ihr nach dem Brennen, das sie auf ihren Wangen verspürte, nicht ganz so sicher, und darum hielt sie es für zweckmäßiger, bei diesem Thema nicht erst zu verweilen.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Mr. Houston?“ sagte sie. „Darf ich Ihnen ein Beefsteak machen lassen — oder vielleicht Schinken mit Eiern?“

Aber er lehnte dankend ab. Ein Glas Limonade sei das einzige, das er allenfalls annehmen könne, und während Hatties schlanke Finger ihm mit dem zierlichen Geschick, über das jede Amerikanerin für derartige Verrichtungen verfügt, das gewünschte Getränk bereiteten, erzählte er mit einer Offenheit, die ein sehr günstiges Licht auf seine Wahrheitsliebe fallen ließ, daß er eigentlich nicht sehr überrascht gewesen sei, Miß Desmond hier zu finden, nachdem er vor beiläufig anderthalb Stunden das Glück gehabt habe, sie in den Straßen von Russelville an sich vorüberfahren zu sehen. Ein argwöhnisches Gemüt mochte daraus leicht den Schluß ziehen, daß jene Begegnung nicht ohne einigen Einfluß auf die Richtung seines „zufällig“ über New Feliciana führenden geschäftlichen Ausfluges geblieben sei.

Wenn es auch keineswegs den Anschein hatte, als ob Miß Hatties gute Laune durch eine etwaige Vermutung dieser Art irgendwie beeinträchtigt worden wäre, so hatten sich dafür die Falten auf Mr. Rowland Desmonds Stirn noch um ein erhebliches tiefer eingegraben, und er mischte sich plötzlich in das Gespräch mit der rauh klingenden Frage, ob Houston schon die jüngste Rede des Kongreßmitgliedes Sagerson über die Temperenzfrage gelesen habe. Dadurch wurde die

Unterhaltung aus dem Persönlichen in das Politische abgelenkt, und es gab einen kleinen Disput, bei dem Charles Houston unverändert artig und liebenswürdig blieb, während der Hausherr seiner von den Ansichten des Gastes abweichenden Meinung nicht eben in den freundlichsten Wendungen Ausdruck gab.

Wiederum wich die Fröhlichkeit auf Hatties hübschem Gesicht mehr und mehr einem Ausdruck schmerzlichen Erstaunens, und als eine Viertelstunde später der Pflanzer mit sichtlichem inneren Widerstreben die beiden verlassen hatte, weil ein vor der Veranda erschienener Aufseher sein sofortiges Erscheinen an irgend einem Punkte der Farm für unerläßlich hielt, wandte sich das junge Mädchen in amerikanischem Freimut an den Besucher mit einer raschen Frage.

„Was haben Sie denn nur mit meinem Pa gehabt, Mr. Houston? — So ist er doch sonst nur gegen Leute, die er nicht leiden mag, und das kann nach allem, was ich in der Erinnerung habe, in Ihrem Fall doch gewiß nicht zutreffen."

Charles Houstons Gesicht wurde ernster. „Es ist in der Tat möglich, Miß Desmond, daß ich mich des Wohlwollens Ihres Vaters nicht mehr in dem früheren Maße erfreue. Aber ich hoffe zuversichtlich, daß es sich nur um eine vorübergehende Entfremdung handelt, und ich wäre sehr glücklich, wenn Sie ein wenig dazu beitragen wollten, sie zu beseitigen."

„Von Herzen gern. Aber was könnte ich denn Ihrer Meinung nach dazu tun?"

„Sie könnten Mr. Desmond zureden, sich von den Hillibillies loszusagen und der Tabakunion beizutreten."

Miß Hattie, die sicherlich etwas ganz anderes erwartet hatte, machte große Augen. „Wollen Sie Ihren Scherz mit mir treiben, Mr. Houston? — Ich weiß

weder etwas von einer Tabakunion noch von Hillibillies, denen mein Pa zugehören soll."

„Ach, das ist eine dumme Geschichte. Ich weiß nicht so recht, wie ich sie Ihnen klarmachen soll. Von dem großen Trust, der den ganzen amerikanischen Tabakhandel in seine Hand bringen will, haben Sie doch vielleicht schon gehört?"

„Ich habe mich, ehrlich gestanden, niemals um diese langweiligen Dinge gekümmert. Das sind doch keine Sachen für junge Mädchen."

„Wenn diese jungen Mädchen die Töchter von Tabakpflanzern sind — doch vielleicht, Miß Desmond! Der Trust hat seine Fangarme heute schon über alle tabakbauenden Staaten der Union ausgestreckt. Um die Farmer zu ködern, hat er gleich den Agenten der italienischen Tabakregie, die seit langem unsere Hauptabnehmer sind, vor zwei oder drei Jahren die Praxis eingeführt, die Vorräte schon vor dem Schnitt von den Pflanzern aufzukaufen. Das hat für viele von uns etwas sehr Verlockendes gehabt, weil sie sich damit vor empfindlichen Verlusten gesichert glauben, falls die Ernte, wie es ja sehr oft vorkommt, nicht den nach dem Stande der Pflanzen gehegten Erwartungen entspricht. Daß es im Grunde aber doch nur auf eine Spitzbüberei hinausläuft, weil sie dabei in guten Jahren viel mehr einbüßen, als sie in schlechten gewinnen können, wollen die Trustfreunde, denen man in Kentucky den Namen der ‚Hillibillies' gegeben hat, trotz der üblen Erfahrung des verflossenen Jahres durchaus nicht einsehen. Als nun wir anderen, die unseren Grund und Boden, unsere Freiheit bewahren wollen, und die wir bei weitem in der Mehrzahl sind, uns vor fünfzehn Monaten gegen den Trust und die Agenten der italienischen Regie zu einem Pflanzerverbande

zusammenschlossen, haben sie sich auf die Seite unserer Gegner gestellt und verharren nun dabei, durch ihre direkten Abschlüsse mit dem Trust unsere guten Absichten zu durchkreuzen. Ganz Kentucky und halb Tennessee ist dadurch heute schon in zwei feindliche Lager gespalten, und mein persönliches Mißgeschick will es, daß Mr. Desmond und ich nicht dem nämlichen Lager angehören."

Hattie hatte zwar seiner Auseinandersetzung aufmerksam zugehört, nun aber schüttelte sie sehr energisch den Kopf. „Das mag sich ja alles so verhalten, wie Sie da sagen, aber wenn mein Pa bei den Hillibillies ist, so sind für mich die Hillibillies im Recht, und Ihre Tabakunion ist für mich im Unrecht. Außerdem möchte mein Pa mich schön anschauen, wenn ich anfangen wollte, ihm geschäftliche Ratschläge zu geben. Ich werde mich wohl hüten, eine solche Dummheit zu begehen."

Mit einer gewissen Verlegenheit, die ihm sonderbar genug zu Gesicht stand, blickte Charles Houston vor sich nieder. „Und doch hatte ich alle meine Hoffnungen auf Sie gesetzt, Miß Desmond! — Ich war so froh, als ich Sie vorhin in Russelville erblickte. O, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich darüber war! — Nun, meinte ich, wird doch vielleicht noch alles gut werden. Ich weiß ja, wie lieb Ihr Vater Sie hat, und ich hoffte, daß er Ihnen zuliebe von seinem Eigensinn abgehen würde."

„Von seinem Eigensinn, Mr. Houston?"

„Verzeihen Sie, daß ich seiner Hartnäckigkeit diesen Namen gebe, aber sie verdient wirklich keinen anderen, denn es ist meine heilige Überzeugung, daß Mr. Desmond in seinem Herzen viel mehr auf unserer Seite ist als bei den Truftfreunden. Er hat im verflossenen

Jahre dadurch, daß er seine Ernte, die nicht sehr verheißungsvoll aussah, lange vor dem Schnitt an den Trust verkaufte, einen Schaden von vielen tausend Dollars erlitten, und er würde unter anderen Umständen ein viel zu guter Geschäftsmann sein, um sich derselben Gefahr noch einmal auszusetzen. Aber er ist der Meinung, daß der Pflanzerverband ihn durch Gewaltmaßregeln zum Beitritt habe zwingen wollen, und das ist für seinen eisernen Kentuckykopf Grund genug, sich gegen seine bessere Überzeugung diesem Beitritt zu widersetzen. Sie aber, Miß Hattie, denen sein Herz zugänglich ist wie keinem anderen Menschen, Sie könnten gewiß einen wohltätigen Einfluß auf ihn üben, wenn Sie es nur wollten."

„Nicht in seinen Geschäftsangelegenheiten, Mr. Houston! Selbst wenn ich es könnte, würde ich mich hüten, es zu tun. Aber die ganze Sache ist doch auch gar nicht so wichtig. Sie verkaufen Ihren Tabak, an wen Sie wollen, und mein Pa verkauft ihn eben auch, an wen er will. Damit ist die Geschichte für beide Teile abgetan."

„Leider ist sie damit nicht abgetan. Sie wissen, mit welcher Erbitterung derartige wirtschaftliche Kämpfe in unseren Staaten zuweilen geführt werden — und nun gar im heißblütigen alten Kentucky. Die Unfreundlichkeit, mit der Mr. Desmond mich vorhin behandelt hat, muß Ihnen Beweis genug gewesen sein für den Groll, den er gegen mich hegt. Sie begreifen, daß ich mich einem solchen Empfang nicht zum zweiten Male aussetzen kann. Und es — es tut mir so weh, zu denken, daß mir die Türen auf New Feliciana für immer verschlossen sein sollen."

Diese Aussicht schien auch für Miß Hattie nicht viel Erfreuliches zu haben, denn ihr Gesicht verdüsterte

sich, und nachdem sie eine kleine Weile mit dem Obstmesser gespielt hatte, meinte sie: „Pa war nicht nett mit Ihnen, das ist wahr. — Das hat mir sehr leid getan. Aber wenn es nur wegen dieser Tabakgeschichten gewesen ist, so ließe sich doch wohl alles bald wieder ins gleiche bringen."

In freudiger Überraschung hob Charles Houston den Kopf. „Sie wollen's also doch versuchen? — O, Miß Hattie, wie ich mich freuen würde, wenn es Ihnen gelänge —"

Aber sie ließ ihn nicht ausreden. „Ich kann in dieser Sache gar nichts tun, das habe ich Ihnen doch schon gesagt. — Wenn Ihnen wirklich daran liegt, das alte freundschaftliche Verhältnis wiederherzustellen, müssen Sie eben Ihrerseits ein kleines Opfer bringen, Mr. Houston!"

„Und worin sollte es bestehen?" fragte er in beklommener Vorahnung dessen, was er hören würde.

„Darin, daß Sie Ihrer Union den Laufpaß geben und mit fliegenden Fahnen zu den Hillibillies, oder wie sie heißen, übergehen. Da Sie so viel jünger und jedenfalls auch unerfahrener sind als mein Pa, ist das Nachgeben doch wohl an Ihnen, nicht an ihm."

„Was Sie da von mir verlangen, Miß Desmond, ist leider ganz und gar unmöglich, denn der Pflanzerverband ist zum nicht geringen Teil mein Werk — ein Werk, auf das ich einigermaßen stolz bin. Ich bin auch Mitglied des geschäftsführenden Vorstandes. Ein Abfall würde mich um jedes Vertrauen bei meinen Mitbürgern bringen, ganz abgesehen davon, daß ich in der Achtung Ihres Vaters dadurch schwerlich gewinnen würde. Ein charakterloser Mensch gilt nicht viel in Mr. Desmonds Augen. Und daß ich mich auf dies bedenkliche Wagnis einlassen sollte, um mir sein

Wohlwollen zu erschleichen, das — nicht wahr, meine liebe Miß Hattie? — das werden Sie mir doch gewiß nicht zumuten!"

Die Gefragte setzte eine abweisende Miene auf. „Ich mute Ihnen gar nichts zu, Mr. Houston! — Aber als die Tochter eines Mannes, den Sie für Ihren Feind halten, möchte ich Sie bitten, mich nicht immerfort mit ‚Miß Hattie' oder gar mit ‚liebe Miß Hattie' anzureden. Ich bin niemandes liebe Miß Hattie, der einen Kampf mit meinem Pa führt."

Sie hatte bei dieser feierlichen Erklärung sicherlich nicht die Absicht gehabt, besonders nett und verführerisch auszusehen, aber sie hatte nicht verhindern können, daß es doch so war, oder daß wenigstens Mr. Charles Houston sie in diesem Augenblick ausnehmend nett und verführerisch fand. Auch wurde sie der unbeabsichtigten Wirkung ihrer Haltung und Rede erst inne, als der junge Mann sich über den Tisch hinweg zu ihr neigte und, mit flehendem Blick ihre Augen suchend, halblaut erwiderte: „Ich bekämpfe nicht Ihren Vater, den ich hoch verehre, sondern einzig den Irrtum, an dem er heute nur noch aus altem Kentucky-Eigensinn festhält und von dem er sich nach meiner Überzeugung in demselben Augenblick lossagen wird, da er es tun kann, ohne sich etwas damit zu vergeben. Ich kann Ihretwegen nicht zum Abtrünnigen werden, aber ich würde mich unfehlbar in den Ohio stürzen, da, wo er am tiefsten ist, wenn Sie mir etwa ernstlich verbieten wollten, Tag und Nacht an Sie als an meine liebe, meine allerliebste und angebetete Miß Hattie zu denken."

„Mr. Houston!"

Sie hatte vor Schreck oder aus irgend einem anderen Grunde das Dessertmesser fallen lassen. Er beeilte sich

natürlich, es aufzuheben. Da sie aber ebenso natürlich dieselbe Absicht gehegt hatte, kamen ihre Köpfe einander so nahe, wie sich bei dem verhängnisvollen Messer ihre Hände nahe kamen. Ob sie nun gleichzeitig beide von einem Schwindelanfall heimgesucht worden waren, oder ob es eine andere geheimnisvolle Ursache hatte — jedenfalls verharrten sie höchst sonderbarerweise in dieser unbequemen Stellung so lange, bis ihre Lippen sich gefunden, und ihre Hände sich verflochten hatten.

Als sie sich wieder aufrichteten, waren sie beide sehr rot, aber Rowland Desmonds Tochter erhob weder einen feierlichen noch einen unfeierlichen Einspruch, als sich Charles Houston trotz des ausdrücklichen Verbots abermals herausnahm, sie als seine liebe Hattie anzureden — und das nicht nur einmal, sondern mindestens ein halbes Dutzend Mal hintereinander, wie wenn es ihm unsägliches Vergnügen bereite, ihrem Willen zu trotzen. Auch daß er ihre weichen Hände mit unendlicher Zartheit streichelte, ließ sie sich unbegreiflicherweise ruhig gefallen, so lange wenigstens, bis unten in der Allee Rowland M. Desmonds Riesengestalt sichtbar wurde, die mit langen Schritten dem Hause zustrebte.

„Pa kommt! — Setzen Sie sich ganz artig wieder auf Ihren Stuhl! Er wird sonst vielleicht noch unfreundlicher, als er's vorhin schon gewesen ist."

Charles Houston gehorchte, aber er nützte die wenigen Sekunden, die ihm noch dazu blieben, um Hattie zuzuflüstern: „Heute nicht, aber noch ehe der Sommer zu Ende geht, soll auch er erfahren, wie lieb, wie unermeßlich lieb ich dich habe. — Ach, ich habe ja seit anderthalb Jahren voll Sehnsucht auf den Tag deiner Wiederkehr gewartet. — Daß Ihre Freundin Nellie Henderson sich mit dem rothaarigen George Mac Clure verlobt hat,

wissen Sie noch nicht, Miß Desmond? — Ah, wie viele interessante Neuigkeiten werden Ihnen da in diesen ersten Tagen Ihres Hierseins noch bekannt werden!"

Die beiden letzten Sätze waren natürlich weniger für Miß Hatties als für ihres Vaters Ohren bestimmt gewesen.

Daß er sie vernommen hatte, verriet die in recht anzüglichem Tone gehaltene Bemerkung, mit der er die Stufen der Verandatreppe erstieg: „Fürchte, es werden der Neuigkeiten mehr als genug sein, Mr. Houston! Vielleicht nicht alle so erfreulich oder so gleichgültig wie Nellie Hendersons Verlobung. — Aber du hast dir ja noch nicht einmal das Haus von innen angeschaut, Hattie! Wirst dich freuen, wenigstens da drinnen alles beim alten zu finden. Es gibt am Ende nicht mehr viele Dinge in Kentucky, von denen man das sagen kann."

Charles Houston verstand den zarten Wink, der ihn verabschieden sollte. Er erhob sich mit einigen artigen Dankesworten für die genossene Gastfreundschaft und machte Miß Hattie eine sehr förmliche Verbeugung, eine so förmliche, daß auch der einfältigste Beobachter, wenn er sie mit der Wärme der vorigen Begrüßung verglich, die Verstellung merken mußte. Daß aber Rowland M. Desmond einfältig sei, hatten ihm bisher nicht einmal seine erbittertsten Feinde nachzusagen gewagt. Das Thermometer seiner Freundlichkeit war denn auch vollends bis auf den Gefrierpunkt gesunken, als er sich von seinem jungen Gaste verabschiedete, und von einer Einladung zum Wiederkommen war mit keiner Silbe die Rede.

2.

Gegen Abend begleitete Mr. Desmond seine Tochter auf einem Spazierritt durch die weit ausgedehnte Farm,

und die wahrhaft kindliche Freude, mit der Hattie jedes unvergessene Lieblingsplätzchen begrüßte, schien auch seine Stimmung so weit zu verbessern, daß er wieder dem in ihrem liebevollen Herzen gehegten freundlichen Bilde ähnlicher wurde als zuvor.

Aber die gute Laune des Pflanzers und das innige Vergnügen, das er unverkennbar ein paar Stunden lang an der Gesellschaft seines klugen, munteren Töchterchens gehabt hatte, waren nicht von langer Dauer. Als sie bei einbrechender Nacht wieder auf der Veranda des Wohnhauses saßen, zeigte er sich im Gegenteil noch ernster und einsilbiger als am Vormittag. Finsteren Blickes hingen seine Augen an dem langsam sinkenden Sonnenball, und jetzt konnte Hattie nicht mehr zweifeln, daß es sehr ernste Sorgen sein mußten, die seinen Geist beschäftigten.

Gern hätte sie eine Frage an ihn gerichtet oder ihm liebkosend die häßlichen Falten von der Stirne gestreichelt, aber sie kannte ihren Pa zu gut, um nicht zu wissen, daß weibliche Einmischung in männliche Angelegenheiten ebensowenig nach seinem Geschmack war als übergroße Zärtlichkeit. Ihre vor vier Jahren verstorbene Mutter war ihr ein mustergültiges Beispiel gewesen für die Art, wie man den Herrn dieses Hauses behandeln müsse, um ihn nicht zu verstimmen, und sie hatte frühzeitig gelernt, im rechten Augenblick zu schweigen.

Sie erhob denn auch nicht den geringsten Widerspruch, als Mr. Desmond die Meinung aussprach, daß sie nun nach der durchreisten Nacht und dem anstrengenden Tage müde genug sein müsse, um sich zur Ruhe zu begeben.

Sie küßte den Vater auf die Stirn und schlüpfte in ihr Zimmerchen hinauf. So weit aber, daß sie sich

sofort ins Bett gelegt hätte, ging ihr töchterlicher Gehorsam doch nicht. Denn sie fühlte sich so wenig ermüdet, als ob sie eben erst aus den Federn gekommen wäre, und ihr junges Herz war zudem so übervoll von dem großen und beglückenden Erlebnis des heutigen Tages, daß sie schon aus diesem Grunde viel lieber wachend als schlafend träumen mochte. Im wachen Zustande kann man ja seinen Träumen den Inhalt geben, der einem am besten gefällt, und kann sie mit den Gestalten beleben, die man am liebsten vor sich sieht.

Daß in Hatties Träumen alle diese Gestalten eine verzweifelte Ähnlichkeit mit Charles Houston hatten, wäre eigentlich ein recht bedenkliches Zeichen von mangelnder Ehrfurcht für die offen kundgegebene Gesinnung ihres Vaters gewesen, wenn Hattie nicht durch den Umstand entschuldigt worden wäre, daß sie Mr. Desmonds scheinbare Abneigung gegen Charles Houston unmöglich gar zu ernst nehmen konnte. Waren doch die Familien Desmond und Houston seit Generationen durch die herzlichste Freundschaft verbunden gewesen, und hatte sie doch zahllose Beweise für die Wertschätzung erhalten, die der Vater vor ihrer Abreise nach Boston dem jungen Charles entgegengebracht hatte. Er hatte ihn oftmals als einen echten und rechten Kentuckier vom alten Schlage bezeichnet und ihm damit das höchste Lob erteilt, das er zu spenden vermochte. Auch wußte jedes Kind im weiten Umkreise von Russelville, daß die über den ganzen Bezirk verstreuten Houstonschen Tabakpflanzungen als die wertvollsten und bestgepflegten in Kentucky gelten konnten. Die dumme Meinungsverschiedenheit in Bezug auf den Tabaktrust konnte also unmöglich zu einer so tiefgehenden Entfremdung zwischen den beiden

Männern geführt haben, daß Hattie im Ernst für ihr Glück gezittert hätte.

Während sie jetzt, am offenen Fenster ihres unerleuchteten Stübchens sitzend, die prachtvollsten Luftschlösser baute, hatte sie diesen abscheulichen Trust, von dem sie sich überhaupt nur eine höchst unbestimmte Vorstellung zu machen vermochte, ganz und gar vergessen.

Es war eine mondhelle Nacht, und von ihrem Platze aus konnte Hattie alle Einzelheiten in der nächsten Umgebung des Hauses fast so deutlich wie am lichten Tage erkennen. Anfangs hatte sie in ihren süßen Träumereien nicht viel Aufmerksamkeit für das, was unten vorging. Da sie aber bei all ihren Vorzügen doch eine neugierige Evastochter war, erregten gewisse sonderbare Vorgänge, deren Ursache und Zweck sie sich durchaus nicht erklären konnte, nach und nach ihr immer lebhafter werdendes Interesse. Aus der Richtung her, wo die kleinen Häuser der zumeist farbigen Arbeiter und die Wohnungen der Aufseher lagen, näherten sich nämlich dem Hause einzeln und in kleinen Trupps immer mehr dunkle Gestalten, die sich unmittelbar unter ihr vor der Veranda zu einer ansehnlichen Gruppe vereinigten. Hattie sah ganz deutlich, daß einige von den Männern mit Flinten ausgerüstet waren, während andere mächtige Knüttel oder sonstige, nicht eben nach einer friedlichen Bestimmung aussehende Gegenstände in den Händen trugen.

Als die Tochter eines alten Kentuckiers aus dem Blute des Colonel Boon war sie so wenig furchtsam, als man es von einem jungen Mädchen nur immer erwarten kann, aber die Sache fing doch schließlich an, ihr unheimlich zu werden. Erst durch das Erscheinen

ihres Vaters wurde jeder Sorge um ihre eigene Sicherheit ein Ende bereitet. Unter seinem Schutze würde sich Hattie auch vor einer ganzen Armee nicht im mindesten gefürchtet haben.

Rowland M. Desmond war über die Stufen der Veranda herabgeschritten, aufrecht und gewaltig wie einer der sagenhaften Recken, von denen Hattie im Nibelungenliede gelesen hatte, den breitrandigen Panamahut in den Nacken geschoben, und die doppelläufige Flinte unter dem Arm. Er trat zu den versammelten Männern und richtete eine kurze Ansprache an sie, die in tiefem Schweigen entgegengenommen wurde. Mit seiner mächtigen Gestalt und mit der imponierenden Ruhe seiner Bewegungen erschien er Hattie wie ein siegesbewußter Feldherr vor der männermordenden Schlacht.

Je aufmerksamer sie hinabspähte, desto mehr verstärkte sich für sie der Eindruck, daß es wirklich eine Art von Schlachtplan sein müsse, der da unten kundgegeben wurde, denn lautlos, wie sie gekommen waren, entfernten sich die Männer zu je dreien oder vieren nach den verschiedensten Richtungen hin, in die ein Wort oder eine Gebärde des Vaters sie gewiesen zu haben schien, und zehn Minuten, nachdem er von der Veranda herabgestiegen war, befand sich vor dem Hause niemand mehr als Rowland M. Desmond selbst. Auf seine Waffe gestützt, stand er unbeweglich wie eine Bildsäule inmitten des kleinen freien Platzes, und sein Blick war ersichtlich immer nur in dieselbe Richtung gebannt.

Plötzlich erhob er den Arm und schüttelte die geballte Faust wie in heftigem Zorn oder in wilder Drohung nach eben jener Richtung hin, und nun sah auch Hattie dort etwas, das vor einer Viertelstunde jedenfalls noch nicht dagewesen war, nämlich eine glut-

rote Stelle am Horizont, die nichts anderes sein konnte als der Widerschein eines großen Feuers am blassen nächtlichen Himmel.

Da litt es sie nicht länger in der Einsamkeit ihres Zimmers, und auf die Gefahr hin, gescholten zu werden, warf sie ein leichtes Tuch über Kopf und Schultern und eilte hinab.

„Sei nicht bös, Pa, daß ich noch auf bin," schmeichelte sie, als sie neben dem wieder ganz regungslosen Manne stand. „Ich bin wirklich noch nicht müde genug, um zu schlafen. Aber was ist denn das dort drüben? Eine Feuersbrunst?"

Rowland Desmond kehrte ihr sein Gesicht nicht zu, und wie dumpfes Grollen kam es aus seiner breiten Brust: „Die Nachtreiter sind bei ihrer Arbeit. Sie sind wieder auf eine Memme gestoßen, die nicht Mut genug hat, ihnen das Handwerk zu legen."

„Die Nachtreiter? — Um Gottes willen, Pa, was für schreckliche Leute sind denn das? — Es gibt doch wohl keine Räuber- und Mordbrenner mehr in Kentucky?"

„Mordbrenner — gewiß, mein Kind! — Du kannst es nun mit eigenen Augen sehen, weshalb ich dich nicht hier haben wollte. — Heute ist's John Daskams Pflanzung, die in Flammen aufgeht, morgen oder übermorgen oder in einer Woche wird die Reihe vielleicht an mich kommen. Ist's doch wohl nur noch die blasse Furcht vor dem letzten echten Kentuckier, die sie bis jetzt bestimmt hat, sich in respektvoller Entfernung von New Feliciana zu halten."

All ihre Tapferkeit hatte nicht verhindern können, daß Hattie ganz gewaltig erschrocken war. „Wie ist das nur möglich, Pa? — Wir leben doch nicht mehr in den Zeiten der Indianerkriege, von denen so viele

fürchterliche Dinge erzählt werden! Gibt es denn keine Polizei, die das verhindert?"

Ein rauhes Auflachen begleitete Rowland Desmonds Antwort. „Den Nachtreitern tut keine Polizei und keine Obrigkeit was zuleide. Denn wenn's auch alles in allem nicht mehr als ein paar hundert verwegener Burschen sein mögen, hinter ihnen stehen die fünfundsiebzigtausend Mitglieder des Pflanzerverbandes. Unsere Beamten hüten sich weislich, es mit den einflußreichen Gentlemen an der Spitze der Tabakunion zu verderben. Hat man doch in Washington unseren Abgesandten achselzuckend erklärt: Helft euch selbst! — Und ich meine, der schlechteste Rat wäre das eben nicht gewesen, wenn's in Kentucky heute noch Männer gäbe wie zur Zeit der Indianerkämpfe oder des Sklavenkrieges. Aber die Furcht vor den Brandstiftern und Verwüstern beherrscht den ganzen Staat wie eine Fieberepidemie. Wo sie erscheinen, kriecht man vor ihren Revolvern ins Mauseloch, statt sie zu empfangen, wie sie's verdienen. Wenn's noch ein paar Monate so fort geht wie bisher, gibt's in ganz Kentucky kein Farmhaus und keine Tabakpflanze mehr außer denen, die den Mitgliedern des Verbandes gehören."

Hatties anfängliche Bestürzung hatte sich während dieser Rede ihres Vaters in einen Zorn verwandelt, der dem seinigen kaum sonderlich nachstehen mochte. Die blanken Augen unter dem Kopftuche blitzten, und ihre Stimme bebte vor Erregung, als sie fragte: „Und du meinst, daß die Leute vom Pflanzerverband diese Untaten anstiften? — Ja, dann sind doch sie die eigentlichen Verbrecher!"

„Ohne Zweifel! — Erst haben sie's ja mit allen möglichen anderen Mitteln versucht. Sie haben uns unsere Leute abwendig gemacht, so daß wir uns unsere

Arbeiter von wer weiß woher kommen lassen und ihnen das Doppelte zahlen müssen. Dann haben sie den Ärzten verboten, uns und unseren Familien in Krankheitsfällen Hilfe zu leisten. Und als das alles nicht ausreichte, ihnen mehr als ein paar tausend abtrünnige Feiglinge zuzutreiben, erschienen eines Tages die Nachtreiter auf dem Plan. Von da an ist's Ernst geworden, und jetzt heißt's für die, die noch aufrecht stehen: Kampf bis aufs Messer und bis auf den letzten Blutstropfen! Es sind ihrer nicht mehr allzu viele, mein Kind! Aber ich kalkuliere, daß Rowland M. Desmond der allerletzte sein wird. Und hier sollen sie einen Empfang finden, der ihnen, wie ich hoffe, das Wiederkommen verleidet."

Hattie hatte ihren Arm unter den des Vaters geschoben und sich mit einer Zärtlichkeit, die er nicht zurückwies, an seine Seite geschmiegt. „Sag mir nur noch eines, Pa! Glaubst du, daß auch — daß auch Charles Houston an diesen Abscheulichkeiten beteiligt ist?"

„Vielleicht noch mehr als alle anderen. Er gehört zum ausführenden Komitee der Tabakunion, und in Russelville ist er recht eigentlich die Seele des Verbandes. Anmerken läßt er sich natürlich nichts; im persönlichen Verkehr spielt er sich heute wie immer als den vollkommenen Gentleman auf, und welche Galgengesichter hinter den schwarzen Masken der Nachtreiter stecken, will er so wenig wissen, als ich es weiß. Aber die Verantwortung für alles, was in der Umgebung von Russelville schon geschehen ist und noch geschehen wird, fällt darum doch allein auf ihn. Was mich am meisten empört, was mich mit der tiefsten Verachtung erfüllt, ist die erbärmliche Feigheit, die in dem allen steckt. Die Nachtreiter mögen Schufte und Ban-

diten sein, aber sie haben doch wenigstens Mut genug, bei der Sache ihr eigenes Leben einzusetzen. Unterdessen aber sitzt so ein geschniegelter Bursche in seinem Klub gemütlich beim Bridge oder tänzelt um irgend eine Schürze herum. Anderen Leuten von bezahlten Desperados das Haus über dem Kopfe anzünden zu lassen, dazu reicht seine Beherztheit noch eben aus, aber geradeaus in das schwarze Loch eines Revolverlaufes zu blicken, dazu fehlt's ihm natürlich an Mut. Ah — pfui Teufel!"

Miß Hattie war eine zu gesittete junge Dame, um ihren Empfindungen etwa durch ein ähnliches Kraftwort Ausdruck zu geben. Aber im Grunde drückte es so ziemlich dasselbe aus, als sie sagte: „O, Pa! — Wie konntest du dann diesem Mr. Houston erlauben, sich heute an deinen Tisch zu setzen! — Ich muß mich ja jedes freundlichen Wortes schämen, das ich ihm gesagt habe."

„Ah, laß es gehen, Kind! — Ich denke, er kommt nicht wieder."

„Nein, er kommt gewiß nicht wieder!" stimmte Miß Hattie in einem Tone zu, der beredt genug für die Unerschütterlichkeit ihrer Überzeugung sprach.

Dann aber — fast noch im nämlichen Augenblick — gab sie den Arm ihres Vaters plötzlich frei, um sich ohne ein weiteres Wort in das Haus zurückzuflüchten. Sie hatte nämlich gefühlt, daß es ihr verdächtig feucht in die Augen stieg, und um nichts in der Welt hätte sie dem Vater zeigen mögen, daß sie ihrem so rasch in nichts zerronnenen Liebestraum auch nur eine einzige Träne nachweine.

Oben in der unbelauschten Einsamkeit ihres Zimmers wurden es dann freilich viel mehr als eine, und es währte ziemlich lange, bis sich Miß Hattie so weit auf

ihren Stolz besonnen hatte, daß sie dem salzigen Strome mit energischem Entschluß Einhalt zu gebieten und die brennenden Augen zu trocknen vermochte. Dann aber, als der Stolz erst einmal über den Kummer gesiegt hatte, war ihr auch die Kraft entschlossenen Handelns zurückgekehrt. Sie zündete ihre Lampe an, setzte sich an den Schreibtisch und verfaßte mit fliegender Feder einen ebenso kurzen als unzweideutigen Brief, der die Adresse des Mr. Charles Houston trug, und dessen Inhalt die arme Hattie wohl zu der gewissen Erwartung berechtigen konnte, daß der Empfänger nie wieder nach New Feliciana kommen werde.

3.

Am folgenden Tage war Hattie Zeugin einer Unterhaltung zwischen ihrem Vater und seinem Nachbar John Daskam, dessen Pflanzung wirklich während der verflossenen Nacht mitsamt den gefüllten Scheunen in Flammen aufgegangen war. Der Mann war sehr niedergebeugt, denn wenn auch der Schaden, den er durch die Vernichtung seiner Vorräte erlitten, durch die Versicherung reichlich gedeckt war, so bedeutete doch die von den Nachtreitern mit Gründlichkeit besorgte Verwüstung der bebauten Felder einen Verlust, der vielleicht erst in einer Reihe von Jahren wieder eingebracht werden konnte.

Die Schilderung, die er von dem Hergang der nächtlichen Ereignisse entwarf, hatte für Mr. Desmond ersichtlich nicht viel Überraschendes, während sie in Hatties Herzen die Empörung aufs neue in hellen Flammen auflodern ließ. Bald nach Einbruch der Dunkelheit waren die Brandstifter auf der Pflanzung erschienen, ein Trupp von etwa dreißig gut berittenen Männern mit geschwärzten oder verlarvten Gesichtern.

Die als Wachen ausgestellten Neger hatten sich von den vorgehaltenen Revolvern der verwegenen Burschen sofort einschüchtern lassen, und da er sich auf Beistand von seiten seiner Leute keine Rechnung machen durfte, hatte John Daskam als ein Mann, der sein Leben liebte, ebenfalls klüglich auf jeden hoffnungslosen Versuch eines Widerstandes verzichtet.

Ohne Zeit zu verlieren, waren die Nachtreiter an die Arbeit gegangen, und so lange waren sie auf der Farm geblieben, bis das von ihnen entfesselte verheerende Element genugsam um sich gegriffen hatte, um jede Möglichkeit einer erfolgreichen Bekämpfung auszuschließen. Dann hatten sie sich auf einen Pfiff ihres maskierten Anführers wieder in die Sättel geschwungen und waren gleich einem bösen Geisterspuk in der Richtung auf die Stadt Russelville verschwunden. Gestohlen hatten sie nichts, und irgend einer Gewalttat gegen die Familie des Pflanzers oder gegen die geängstigten Leute der Farm hatten sie sich nicht schuldig gemacht. Alles war in so „musterhafter Ordnung" vor sich gegangen, wie wenn man es mit einer wohlgeschulten militärischen Truppe zu tun gehabt hätte.

„Ich bin ein ruinierter Mann," sagte John Daskam seufzend, „und daß ich's bin, habe ich keinem anderen zu danken als Ihnen, Mr. Desmond! — Als ich vor fünf Tagen mit dem Briefe zu Ihnen kam, der mir die bevorstehende Verwüstung meiner Farm ankündigte, haben Sie mir einen schlechten Rat gegeben. Gott weiß, wie sehr ich's bereue, darauf gehört zu haben!"

Dem Nachkommen des Colonel Boon schwollen die Adern an den Schläfen. „Einen schlechten Rat?" fuhr er auf. „Wie können Sie ihn schlecht nennen, da Sie ja gar nicht versucht haben, danach zu handeln! — Habe

ich Ihnen etwa geraten, sich zu verkriechen und die Burschen gewähren zu lassen?"

„Nein! — Aber was Sie mir von einem Widerstande bis aufs Messer sagten, war doch alles Unsinn. Wenn Sie's für Ihre Person damit versuchen wollen, so werden Sie dieselbe Erfahrung machen wie ich. Die jammervollen Kerle, die wir uns da aus allen Himmelsgegenden haben verschreiben müssen, denken nicht daran, ihr Leben für uns zu riskieren."

„Mag sein!" stimmte Desmond finster zu. „Hab' auch verdammt wenig Vertrauen in ihre Courage, aber ich habe desto größeres in die meinige. Ehe auf meinem Grund und Boden ein Feuerbrand angelegt oder eine einzige Tabakpflanze zertreten wird, wird mancher der Banditen ins Gras beißen müssen — darauf können Sie sich verlassen!"

„Wird Ihnen auch nicht viel nützen, Mr. Desmond! Am Ende bleiben Sie doch immer nur einer gegen dreißig oder fünfzig. Besser ein paar Ernten einbüßen als das Leben."

„Darin hat mit Ihrer Erlaubnis jeder seine eigene Meinung, Mr. Daskam!"

„Wohl! — Aber Sie werden mir gestatten müssen, auszusprechen, daß Ihre Meinung eine falsche ist. Daß wir uns gegen den Beitritt zum Pflanzerverband hauptsächlich auf Ihre Veranlassung so lange gesperrt haben, ist doch, um es beim rechten Namen zu nennen, nichts weiter als Starrköpfigkeit und echter Kentucky-Eigensinn. Denn was die Leute wollen, ist im Grunde ganz vernünftig. Der Teufel hole den Trust und die italienischen Agenten, denen es zuletzt ja doch nur darum zu tun ist, uns das Fell über die Ohren zu ziehen!"

Rowland Desmond hatte sich aus seinem Schaukelstuhl erhoben und ging mit dröhnenden Schritten auf

und nieder, um seine Erregung zu meistern. „Wir leben in einem freien Lande, Mr. Daskam! Da kann, wie ich meine, jeder mit dem Seinigen tun und lassen, was ihm gefällt. Starrköpfigkeit und Kentucky-Eigensinn — meinetwegen! Liebe den Trust so wenig, wie Sie oder die Gentlemen vom Pflanzerverbande ihn lieben mögen. Hat aber nichts zu schaffen mit dem Kampf, den ich gegen die Union führe. Nicht für die New Yorker Gauner stehe ich ein und nicht für die italienische Tabakregie, sondern für die Freiheit, nach meinem Ermessen zu handeln. Wenn das Kentucky-Eigensinn ist, so bin ich stolz darauf, mich einen echten Kentuckier zu nennen."

John Daskam stand auf, um sich zu verabschieden. Davon, daß mit diesem Eisenschädel nichts anzufangen sei, mochte er hinlänglich überzeugt sein. Aber als er schon in der Tür stand, konnte er sich doch nicht enthalten zu sagen: „Es steht Ihnen sicherlich frei, nach Ihrem Belieben zu handeln, Mr. Desmond! — Ich aber erkläre noch heute meinen Beitritt zur Union. Dann wird man mich für meinen Verlust entschädigen, und das Wohl meiner Familie liegt mir doch schließlich mehr am Herzen als persönlicher — Eigensinn!"

Rowland M. Desmond würdigte ihn keiner Erwiderung. Als sich die Tür hinter dem Fortgehenden geschlossen hatte, spuckte er aus und stieß ein paar Worte der tiefsten Verachtung zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor.

Hattie, die während des ganzen Gespräches zugegen gewesen war, enthielt sich jeder Meinungsäußerung, aber als der Vater nach einer kleinen Weile auf sie zutrat und sie mit mehr Zärtlichkeit, als er sonst zu zeigen liebte, fragte, ob sie unter den obwaltenden Umständen nicht doch lieber nach Boston zurückkehren

oder nach Saratoga gehen wolle, erklärte sie mit der größten Entschiedenheit, daß sie sich jetzt durch nichts in der Welt bestimmen lassen würde, New Feliciana auch nur auf einen einzigen Tag zu verlassen.

„Solltest dir's doch noch überlegen, Darling!" meinte der Vater, obwohl ihm die Freude über ihre Antwort auf dem Gesicht geschrieben stand. „Sind verteufelte Burschen, diese Nachtreiter. Da — ich habe mir eine kleine Sammlung angelegt von den Berichten über ihre Heldentaten, wie sie in den Zeitungen zu lesen waren. Vielleicht wirst du anderer Meinung, wenn du das gelesen hast."

Er legte die Zeitungsausschnitte, die er einem Fach seines Schreibtisches entnommen hatte, vor sie hin und verließ das Zimmer.

Hattie machte sich mit großem Eifer an die Lektüre, die wohl für jedes junge Mädchen in ihrer Lage etwas sehr Aufregendes und einigermaßen Beängstigendes gehabt haben würde, denn es waren in der Tat recht schlimme Stücklein, die da von den Streifzügen der Nachtreiter erzählt wurden, und sie lasen sich stellenweise beinahe wie ordentliche Kriegs- und Schlachtenberichte. Gewöhnliche Strauchdiebe oder diebische Mordbrenner waren die verwegenen Gesellen sicherlich nicht. Es handelte sich vielmehr unzweifelhaft um eine wohlorganisierte Truppe unter der Leitung eines Führers, dessen Namen niemand kannte, der aber ein Mann von außerordentlicher Energie und ungewöhnlichem Mute sein mußte. Hatte er doch in einer Dezembernacht mit dreihundert Reitern die ansehnliche Stadt Hopkinsville, den Hauptsitz der Hillibillies, regelrecht eingenommen und mit aller Willkür eines strengen Eroberers behandelt. Wie aus der Erde gewachsen, waren die Maskierten um zwei Uhr Morgens

plötzlich erschienen, hatten die Straßen gesperrt und alles gefangen genommen, was sich noch außerhalb der Häuser bewegte. In unglaublich kurzer Zeit waren das Polizeiamt, der Bahnhof, die Post und das Telegraphenbureau von ihnen besetzt worden, so daß die gute Stadt Hopkinsville von jeder Verbindung mit der übrigen Welt abgeschnitten war. Eine Viertelstunde später hatten die Stapelräume des Trusts und der italienischen Agenten in hellen Flammen gestanden. Sogar die mit versandfertigen Tabakvorräten gefüllten Güterwagen auf dem Bahnhofe waren in Brand gesteckt worden, und die zu ihrem Schutze herbeigeeilten Eisenbahnbeamten hatten vor den keineswegs spaßhaft gemeinten Revolverschüssen der Nachtreiter rasch die Flucht ergriffen. Niemand durfte einen Versuch machen, dem Feuer Einhalt zu tun, und erst als es auf Privathäuser überzugreifen begann, gestatteten die Eindringlinge der so lange zur Untätigkeit verurteilten Feuerwehr, ihre Pflicht zu erfüllen. Von den Tabakspeichern war da schon längst nichts mehr zu retten, und die Nachtreiter konnten zufrieden sein mit dem, was sie innerhalb weniger Stunden fertig gebracht hatten. Ein weithin tönendes Signal hatte sie dann wieder zusammengerufen; ein rascher Appell hatte ergeben, daß keiner fehlte, und auf ein Kommandowort ihres kaltblütigen Anführers waren sie davongesprengt.*)

Mit geringen Abweichungen hatten sich dieselben Ereignisse dann während der folgenden Monate in Sherburne, Bethel, Fredonia und einer Reihe anderer Städte von Kentucky abgespielt, von der Unzahl zu nächtlicher Stunde überfallener und verwüsteter Pflanzungen gar nicht zu reden. Immer aber mußte es

*) Bericht nach Tatsachen. D. V.

derselbe tollkühne Führer gewesen sein, dessen Befehlen die unheimlichen Reiter gehorcht hatten, und Miß Hattie Desmond hätte nicht ihres Vaters Tochter und nicht eine echte Kentuckierin sein müssen, wenn ihr die Gestalt dieses geheimnisvollen Befehlshabers nicht mehr und mehr im Glorienschein einer Ritterlichkeit erschienen wäre, die ihr viel mehr Bewunderung als Entrüstung abnötigte.

Als sie mit ihrer Lektüre zu Ende gekommen war, hatte zwar ihr Entschluß, auf New Feliciana zu bleiben, keine Erschütterung erfahren, aber sie war beim besten Willen nicht mehr im stande, so schlecht und geringschätzig von den Nachtreitern zu denken, wie es noch eine Stunde früher der Fall gewesen war. In einem Winkel ihres Herzens regte sich vielleicht sogar eine Stimme, die schüchtern ein freundliches Wörtchen für Charles Houston einlegen wollte.

Aber die Stimme mußte wenig Gehör gefunden haben, denn als am folgenden Tage in New Feliciana ein an Miß Hattie Desmond adressierter Brief eintraf, dessen Umschlag den Namen des erwähnten jungen Mannes trug, wanderte er ungelesen ins Feuer.

4.

Drei weitere Nächte verstrichen, ohne daß sich die von Rowland Desmond zur Verteidigung seiner Farm getroffenen Maßregeln als notwendig erwiesen hätten. Die Arbeiter aber, die immer einen Teil ihrer Nachtruhe opfern mußten, um sich auf den von dem Pflanzer ausgestellten Vorposten abzulösen, zeigten mit jedem Tage verdrießlichere Gesichter. Am vierten Morgen machte sich beinahe die Hälfte von ihnen ohne vorherige Aufkündigung aus dem Staube, und einer Äußerung, die ihrem Vater im ersten Ärger entschlüpft

war, hatte Hattie entnehmen können, daß nur die untauglichsten und unzuverlässigsten Elemente auf New Feliciana zurückgeblieben waren.

Wieder war die Nacht hereingebrochen, eine noch mondlose, aber dessenungeachtet ziemlich helle Sommernacht. Bis gegen die elfte Stunde hin hatte Miß Desmond am Fenster ihres Stübchens gesessen und bekümmerten Herzens über allerlei unerfreuliche Dinge gegrübelt. Dann aber waren ihr die Lider schwer geworden, und sie hatte ihr Lager aufgesucht, nicht ohne zuvor noch einmal sorgfältig den geladenen sechsschüssigen Revolver geprüft zu haben, der seit der zweiten Nacht ihres Hierseins stets im Bereich ihrer Hand auf dem Nachttischchen lag.

Sie entschlummerte bald, und sie hatte keine Vorstellung davon, wie lange sie schon geschlafen haben könne, als sie durch den scharfen Knall von Schüssen aufgeschreckt wurde, die in nicht sehr beträchtlicher Entfernung vom Hause abgegeben sein mußten. Die beherzte junge Dame brauchte kaum mehr als eine einzige Sekunde, um sich völlig zu ermuntern und sich darüber klar zu werden, daß dies nächtliche Schießen nichts anderes bedeuten könne als einen Überfall der Farm durch die gefürchteten Nachtreitor. Sie schrie nicht um Hilfe, und sie fing nicht an zu weinen, sondern sie sprang mit gleichen Füßen aus dem Bette, tastete nach ihrem Revolver und lief, ihrer leichten Bekleidung nicht achtend, an das offene Fenster.

Eben krachte und knatterte es wieder, wie wenn eine ganze Salve abgefeuert worden wäre. Dann sah sie ein halbes Dutzend Neger in so rascher Eile, wie sie noch niemals zweibeinige Wesen hatte laufen sehen, auf das Haus zu rennen. Sie hegte nicht den geringsten Zweifel, daß es einige der von ihrem Vater ausgestellte

Posten seien, und sie empfand in diesem Augenblick nichts anderes als ein Gefühl tiefster Verachtung für die Feigheit der jämmerlichen Burschen, die das Eigentum ihres Brotherrn ohne jeden Versuch einer Verteidigung schmählich preisgaben.

Sich lange mit derartigen Gedanken aufzuhalten, blieb ihr freilich nicht Zeit genug, denn fast unmittelbar hinter dem letzten der hasenfüßigen Flüchtlinge erschien auch schon der erste der unheimlichen Reiter, ein Mann, der eine deutlich erkennbare weiße Binde um den linken Arm und einen schwarzen Lappen vor dem Gesicht hatte. Mit trappelnden Hufen drängten wohl zwei oder drei Dutzend anderer Rosse seinem Pferde nach, und auf jedem von ihnen saß eine Gestalt, die der des Vorausſprengenden zum Verwechseln ähnlich sah.

Auf dem freien Platz vor dem Hause machten sie halt, und zwar in einer Entfernung, die vielleicht nicht ganz unbeeinflußt war durch die imponierende Erscheinung des einzelnen Mannes, der breit und gewaltig vor den Stufen der Verandatreppe stand, das Gewehr im Anschlag und zwei Revolver im Gürtel.

„Wer nur einen einzigen Schritt näher kommt, ist des Todes!“ hörte Hattie ihres Vaters dröhnende Stimme.

Niemand wußte besser als sie, daß es keine leere Drohung war, die er damit ausgesprochen. Für einen Moment überlegte sie, ob sie hinuntereilen und sich mit ihrem Revolver an seine Seite stellen solle; aber sie wußte, daß sie damit nur seinen Unwillen erregen, und daß er ihr befehlen würde, wieder ins Haus zu gehen. Darum zog sie es vor, zunächst auf ihrem Platze zu bleiben, fest entschlossen, ein wohlgezieltes Feuer auf die Angreifer zu eröffnen, sobald sie Miene machten, ihrem geliebten Pa zu Leibe zu gehen.

Aber man konnte sich dazu, wie es schien, nicht ohne weiteres entschließen. Hattie hörte den Mann, der den Anführer der Bande machte, mit dumpfer, offenbar verstellter Stimme zu ihrem Vater sprechen, wenn sie auch nicht verstehen konnte, was er sagte.

Um so deutlicher hörte sie Rowland Desmond zurückrufen: „Ich zähle bis drei. — Wer dann noch im Bereich meiner Kugeln ist, der mag seine Seele Gott befehlen!"

Die Reiter zogen sich etwas weiter zurück, wie wenn sie über ihr weiteres Verhalten zu Rate gehen wollten. Aber sie verließen den Platz nicht, und Rowland Desmond lieferte ihnen den Beweis, daß er nicht der Mann der unnützen Worte war. Mit lauter Stimme und ohne lange Zwischenräume zählte er: „Eins! — Zwei! — Drei!" und unmittelbar nachdem er die letzte Zahl ausgesprochen, krachte auch schon ein Schuß aus seiner Flinte.

Hattie, deren junges Herz jetzt doch in stürmischen Schlägen klopfte, konnte nicht sehen, ob er einen der Reiter getroffen hatte oder nur sein Pferd. Jedenfalls aber wälzte sich da, wo an der Spitze seiner Schar der einzelne Maskierte gehalten, ein dunkler Knäuel am Boden, und wilde Flüche schallten zum Hause herüber. Ein paar waren abgesessen, um dem Gestürzten Beistand zu leisten. In dem dicht zusammengedrängten Haufen der anderen aber blitzte es jetzt gleichzeitig an drei verschiedenen Stellen auf, und mit entsetzensweiten Augen starrte Hattie auf ihren Vater, der unbeweglich auf seinem Platze verharrte und sich den Kugeln der Angreifer als Zielscheibe preisgab, statt im Innern des Hauses Deckung zu suchen.

„Pa! — Lieber Pa!" rief sie hinunter. Aber ihr Aufschrei erstarb ungehört in dem Krachen des Schusses, mit dem der anscheinend noch unverletzte Pflanzer die Revolverschüsse erwiderte.

Nun mußte sie um jeden Preis hinunter zu ihm. Vielleicht würden diese Unmenschen doch Bedenken tragen, auf ein Mädchen zu schießen, und wenn sie brutal genug waren, es zu tun, so würde sie wenigstens mit ihrem Vater und an seiner Seite sterben.

Eben wollte sie das Fenster verlassen. Da sah sie aus anderer Richtung als aus der seiner früher erschienenen Spießgesellen in rasendem Galopp noch einen einzelnen Reiter heransprengen, einen Mann, der ebenfalls die weiße Binde am linken Arm trug, dessen Gesicht aber nicht maskiert, sondern nur unter der breiten Krempe eines Schlapphutes verborgen war. Er schwang etwas Blinkendes in der Hand, das nur ein Revolver sein konnte, und er lenkte sein Pferd gerade auf Rowland Desmond zu.

Nun, da sie ihren teuren Pa von zwei Seiten zugleich angegriffen sah, zögerte Hattie nicht länger. Sie erhob den Revolver, zielte, so gut sie konnte, auf den einzelnen Reiter und drückte zweimal hintereinander ab. Wahrscheinlich hätte sie in der furchtbaren Aufregung, die sich ihrer bemächtigt hatte, alle sechs Schüsse ihrer Waffe abgefeuert, wenn sich nicht plötzlich die natürliche Schwachheit ihres Geschlechts geltend gemacht und den dunklen Schleier einer Ohnmachtsanwandlung vor ihre Augen gebreitet hätte.

Als Hattie wieder zu vollem Bewußtsein und zu klarer Erinnerung an das Geschehene gelangt war, hatte sich die Lage unter ihrem Fenster seltsam verändert.

Der Reiterhaufen war verschwunden, und das junge Mädchen hätte glauben können, daß sie nur von einem häßlichen Traum genarrt worden sei, wenn nicht mitten auf dem jetzt vom hellsten Mondlicht übergossenen Platze eine unbewegliche dunkle Masse gelegen hätte, die sie mit vollster Bestimmtheit als den Körper eines toten

oder verwundeten Pferdes erkannte. Von ihrem Vater aber sah sie ebensowenig als von dem Reiter, den sie nach ihrer festen Überzeugung erschossen hatte.

Aufs neue schnürte eine entsetzliche Angst ihr Herz zusammen. Sie raffte all ihre Kraft zusammen in dem Entschlusse, hinunterzugehen, um mit eigenen Augen zu schauen, was sich inzwischen Schreckliches zugetragen. Aber noch ehe sie bis an den Ausgang ihres Zimmers gelangt war, wurde die Tür von draußen geöffnet, und die Riesengestalt ihres Vaters erschien auf der Schwelle, in aufrechter Kraft wie immer und augenscheinlich ganz unversehrt.

Mit einem Aufjauchzen aus befreiter Brust warf sich Hattie in seine Arme, und Rowland Desmond hatte sein mutiges Töchterchen wohl kaum je zärtlicher an sich gedrückt als in diesem Augenblick.

„Mein Liebling!" sagte er, liebevoll ihr weiches Haar streichelnd. „Bist doch eine rechte Kentuckierin, wie sie sein soll. — Aber wir wollen immerhin dem Himmel danken, daß er's nicht schlimmer hat ausgehen lassen."

„O, Pa!" flüsterte Hattie. „Sind sie denn wirklich fort?"

„Ja — alle bis auf einen, den wir vorderhand werden hier behalten müssen. — Ich bin gekommen, dich zu ihm herabzuholen, denn ich meine, daß er eine leichte weibliche Hand augenblicklich besser brauchen kann als meine."

Hattie wußte seine Worte nicht zu deuten, aber sie sträubte sich nicht, seinem Verlangen zu willfahren. Als sie dann hinter dem Vater das erleuchtete Wohnzimmer im Erdgeschoß betrat, da war's ihr im ersten Moment nicht anders, als ob alle Erlebnisse dieser Nacht nur ein wüster Traum sein könnten.

Auf dem Ruhebett inmitten des Gemaches lag kein anderer als Charles Houston, den sie nimmermehr auf New Feliciana zu sehen erwartet hatte. Sein Oberkörper war halb entblößt, und er drückte die rechte Hand mit einem Tuche, das schon ganz von Blut durchtränkt war, gegen die linke Schulter.

Da vergaß Hattie all ihren Groll gegen den Widersacher des Vaters und eilte auf ihn zu. „O, Mr. Houston! — Was ist Ihnen? — Sie sind verwundet? — Aber es ist nicht schlimm? — Nicht wahr, es ist nicht schlimm?"

Er hatte ihr längst sein schönes, kühnes Gesicht zugewendet, und sein liebenswürdiges Lächeln war offenbar bestimmt, ihre Besorgnisse zu zerstreuen. „Nein, es ist gar nichts, Miß Hattie — und ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich Ihnen wegen dieser Kleinigkeit zur Last falle. Es geschah einzig auf Mr. Desmonds Wunsch, daß ich mich wegen der kleinen Schramme hier niederlegen mußte."

„Lassen Sie mich Ihre Wunde sehen!" bat Hattie. — „Wenn du Peggy rufen wolltest, Pa — sie versteht sich besser auf das Blutstillen und Verbinden als mancher Arzt."

Desmond, der den auf jeder Pflanzung bereit gehaltenen Verbandkasten schon auf den Tisch gestellt hatte, nickte und ging hinaus.

Seine Tochter aber hatte doch Mühe, einen Schreckensruf zu unterdrücken, als sie die Wunde sah. Wenn es sich auch offenbar nur um einen Streifschuß handelte, so hatte die Kugel doch ein ansehnliches Stück Fleisch aus der Schulter gerissen, und der Blutverlust des Verletzten mußte ein recht beträchtlicher gewesen sein.

Charles Houston las die Bestürzung auf dem Gesicht des jungen Mädchens, und in dem Wunsche, sie zu

beruhigen, sagte er scherzenden Tones: „Es sieht sicherlich schlimmer aus, als es ist, und ich würde von Herzen froh sein, Miß Hattie, wenn Ihre Feder ebenso harmlose Wunden schlüge als Ihr Revolver.“

Ihre Augen waren noch größer geworden. „Mein — Revolver? — So wäre ich es gewesen, die — — O, Mr. Houston, warum haben Sie das getan? — Und wie ist es nur möglich, daß Sie meinen Vater töten wollten — Sie, gerade Sie!“

„Ich? — Mr. Desmond töten? — Darum also, weil Sie mir eine solche Absicht zutrauten, haben Sie auf mich geschossen? Nun, dann war's immerhin gut, daß das Blei nicht ein paar Zoll tiefer gegangen ist, denn mein Andenken wäre in Ihren Augen dann wohl für immer mit diesem Schandmal behaftet geblieben. — Nein, meine liebe Hattie, nicht um Mr. Desmond zu töten, war ich gekommen, sondern um ihn und seine Pflanzung vor Schaden zu bewahren.“

Hattie faltete unwillkürlich die Hände. „Ist das wirklich — wirklich wahr?“

„Freilich ist es wahr. — Aber Sie dürfen mich darum beileibe nicht für besser halten, als ich bin. Die Nachtreiter würden sich heute verwünscht wenig um mich und um meine Befehle gekümmert haben, wenn sie's nicht seit Monaten gewöhnt wären, diesen Befehlen zu gehorchen.“

„Charles! — Mr. Houston — Sie sind doch nicht am Ende gar der, von dem die Zeitungen immer erzählen?“

„Es wird wohl nicht anders sein. — Sehen Sie, Miß Hattie, Ihr Vater ist nicht der einzige im Staate, dem noch der alte Kentucky-Starrsinn im Kopfe steckt. Weil ich aber unsere Sache für die gute Sache halte, darum will ich ihr zum Siege verhelfen, es koste, was

es wolle. Ein kurzer Krieg scheint mir immer noch besser als ein endloses Aushungern und Schikanieren. So habe ich denn in aller Stille ein paar hundert tüchtiger Burschen zusammengebracht und habe sie so weit gedrillt, als es nötig war, um ihnen auf der einen Seite den gehörigen Respekt zu verschaffen und sie auf der anderen fest im Zügel zu behalten. Vom Standpunkt einer strengen Moral betrachtet, war es am Ende nicht sehr schön, was wir in Hopkinsville und anderwärts angestellt haben, aber Krieg ist Krieg — und der unserige ist der schlimmste immer noch nicht, weil ich bis heute alles daran gesetzt habe, unnützes Blutvergießen zu vermeiden."

Jedenfalls ließ sich Hattie, da Peggy unerwartet lange ausblieb, durch Charles Houstons offenes Geständnis nicht abhalten, behutsam seine Wunde zu waschen und sich mit einem großen Aufwand von Verbandwatte um die Stillung des noch immer reichlich fließenden Blutes zu bemühen. Ihre Unterhaltung stockte währenddessen nicht ganz, und Hattie erfuhr aus den Mitteilungen des Verwundeten, daß er bis zum heutigen Tage all seinen Einfluß aufgeboten habe, um Rowland Desmonds Pflanzung vor einem unwillkommenen Besuche durch die Nachtreiter zu bewahren.

„Es war ein schweres Stück Arbeit," sagte er, „und mehr als einmal fürchtete ich allen Ernstes, daß mein Ansehen bei den Leuten darüber in die Brüche gehen würde. Weil Mr. Desmond in dieser Gegend für den einflußreichsten und hartnäckigsten Mann der Hillibillies gilt, meinten die Leute nicht ohne einigen Grund, daß man eigentlich bei ihm hätte den Anfang machen müssen. Ich konnte ihnen doch unmöglich sagen, daß es meine sehnsüchtige Liebe zu dem fernen Töchterchen

dieses Mannes war, die mir verbot, ihm einen Schaden zufügen zu lassen."

Hattie drehte den Kopf zur Seite, um ihm die Glut auf ihren Wangen zu verbergen. Erst nach einer Weile fragte sie beklommen: „Und warum sind sie heute dennoch gekommen?"

Houston lächelte. „Es sind eben auch ein paar echte Kentuckier unter den Unserigen, die ihren Kopf für sich haben. Dazu, sich offen gegen mich aufzulehnen, fehlte ihnen zwar das Herz, aber sie dachten, daß an einer vollendeten Tatsache am Ende auch mein Unwille nichts mehr würde ändern können. Darum unternahmen sie in aller Stille auf eigene Faust den Ritt nach New Feliciana. Glücklicherweise war einer von denen, die sie dafür gewonnen hatten, noch im letzten Augenblick anderen Sinnes geworden und setzte mich von ihrem Vorhaben in Kenntnis. Da warf ich mich denn natürlich ebenfalls aufs Pferd. Dem Himmel sei Dank, daß ich noch rechtzeitig ankam und meine rebellischen Reiter zu schleunigem Abzug bestimmen konnte, ehe anderes Blut als das eines armen, von Mr. Desmond erlegten Gaules geflossen war."

„Und das Ihre!" fügte Hattie mit tränenverschleierter Stimme hinzu. „O, Charles, wenn ich denke, daß ich Sie beinahe getötet hätte! — Daß ich Ihnen so viel Schmerzen bereitet habe, können Sie mir ja gewiß nie — nie verzeihen!"

Nach solcher Unversöhnlichkeit klang die Antwort des jungen Mannes nun freilich nicht, und ob es als ein Zeichen ingrimmigen Hasses anzusehen war, daß Miß Hattie bei Rowland Desmonds Wiedereintritt vom gesunden Arm des Verwundeten eng umschlungen war, mochte dem Pflanzer mit Recht zweifelhaft erscheinen.

Aber er behielt die Gedanken, die er sich etwa

darüber machte, jedenfalls für sich und begnügte sich, der alten schwarzen Peggy, die ihm auf dem Fuße gefolgt war, einige kurze Anweisungen für die weitere Behandlung seines hilfsbedürftigen Gastes zu geben.

Da auch nach seiner Überzeugung von einer Gefahr für das Leben des Patienten vorläufig nicht die Rede sein konnte, durfte ihn Mr. Desmond nach Anlegung des Verbandes für den Rest der Nacht getrost sich selbst überlassen. Er zog sich mit Hattie zurück, und der Gutenachtkuß, den sie von dem Vater erhielt, war ein unzweideutiger Beweis dafür, daß er ihr nicht zürnte.

— — — — — — — — — — — — — —

Da sich im Verlauf der nächsten vierundzwanzig Stunden doch ein kleines Wundfieber eingestellt hatte, blieb Charles Houston noch volle drei Tage auf New Feliciana. Und am dritten Tage hatte er eine längere, ziemlich ernsthafte Unterredung mit Mr. Rowland M. Desmond. Sie war im Anfang von seiten des älteren Mannes ein wenig steif und gezwungen, und sie schien sogar, als Charles Houston mit all der freimütigen Wärme seines Naturells um Miß Hatties Hand geworben hatte, eine recht bedenkliche Wendung nehmen zu wollen.

Desmond, der am Fenster stand und angelegentlich in die Landschaft hinausblickte, erwiderte auf diese Werbung nach einem verdächtig langen Schweigen: „Meine Tochter ist eine freie Amerikanerin, Mr. Houston, und sie weiß, daß ich in Heiratsachen niemals einen Zwang auf sie ausüben werde. Ob sie aber eines Mannes Frau werden kann, der mir möglicherweise morgen im Kampf auf Tod und Leben gegenübersteht, darauf mögen als Gentleman Sie selbst sich Antwort geben."

„Wenn ich derartiges für möglich hielte, würde ich

mir allerdings lieber die Zunge abgebissen haben, als daß ich Miß Hattie von meiner Liebe gesprochen hätte. Aber ich meine, Sie könnten nunmehr ruhigen Gewissens das Kriegsbeil begraben, das Sie so tapfer gegen die Tabakunion geschwungen haben. Ihr Diener hat mir heute mehr als ein Dutzend Zeitungen aus meiner Office in Russelville gebracht, und ich habe daraus ersehen, daß man in ganz Kentucky und Tennessee von nichts anderem spricht als von der glorioſen Art, wie ein Urenkel des Colonel Boon mutterseelenallein einem ganzen Trupp von Nachtreitern die Stirn geboten hat. Sie haben der Welt bewiesen, Mr. Desmond, daß ein Kentuckymann vom alten Schlage sich zu nichts zwingen läßt. Kein Mensch in den Vereinigten Staaten kann jetzt noch von feigem Nachgeben reden, wenn Sie nun, da Sie Ihre persönliche Freiheit so mannhaft gewahrt haben, ohne jeden Zwang Ihrer besseren Überzeugung folgen."

Es war ohne Zweifel eine kühne Rede, aber sie reizte seltsamerweise Rowland Desmond nicht zum Zorn.

„Und wer sagt Ihnen, junger Mann," fragte er langsam und ruhig, „daß ich bis jetzt gegen meine bessere Überzeugung gehandelt habe?"

„Mein gesunder Menschenverstand sagt mir's, Mr. Desmond, und mein felsenfestes Vertrauen in den Ihrigen. Der Mann, der sich länger, als es ihm durch seine Ehre zur Pflicht gemacht wurde, von einem Spekulantenkonsortium begaunern ließe — nein, beim Himmel, der Mann ist Rowland Desmond nicht."

Er hatte das alles im Tone fröhlichster Zuversicht gesprochen, und es mußte ein Ton nach Mr. Desmonds Herzen gewesen sein, denn der Pflanzer wandte den Kopf, und ein Lächeln ging über sein Gesicht. „Meinen

Sie, Charles? — Nun, es mag sein, daß Sie recht haben."

„Na, dann ist ja alles wieder im rechten Geleise. Sie erklären Ihren Beitritt zum Pflanzerverbande, und ich —"

„Halt, junger Mann! — So scharf reiten wir nicht. Ihrem Pflanzerverband trete ich nicht bei — heute und morgen wenigstens noch nicht. Aber daß ich an den Trust oder an die Agenten der italienischen Regie kein Blatt mehr verkaufen werde, das ist allerdings schon seit Monaten so sicher wie das Amen nach der Predigt."

Die Sprache der Insekten.

Von Dr. Fr. Parkner.

Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

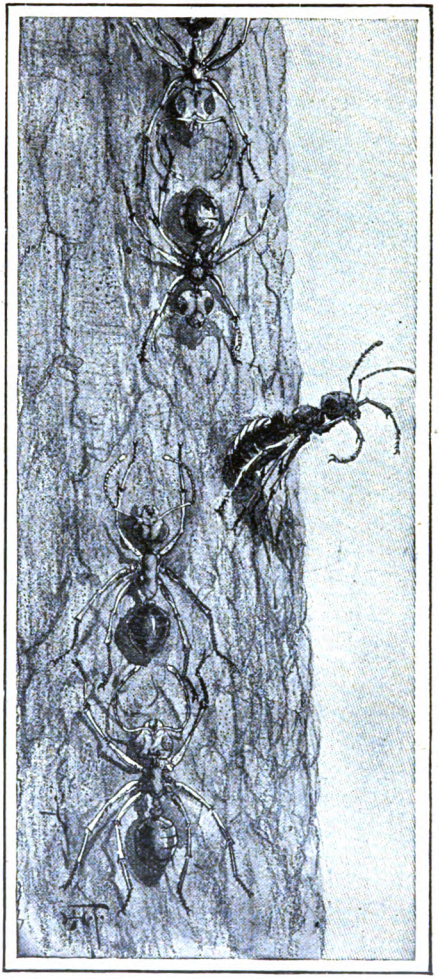
Die menschliche Sprache ist eine artikulierte oder, wie man es verdeutschen kann, eine gegliederte, da bei ihr die einzelnen Laute zu Wörtern aneinandergegliedert, und diese wieder zu Sätzen als Ausdrucksformen der Willensäußerungen und Gedanken zusammengeschlossen werden. Die Sprache der Tiere dagegen ist eine ungegliederte, indem sie nur aus gewissen Tönen besteht, die als zusammengehörige Klangbilder, wie bei den Schreien der Vierfüßler oder dem Gesang und dem Ruf der Vögel, zur äußeren Bekundung der verschiedenen Gefühlsregungen ausgestoßen werden.

Erachtet man als Sprache nur die artikulierte, so besitzen demnach die Tiere kein Sprachvermögen. Faßt man aber den Begriff Sprache in einem weiteren Sinn auf, indem man darunter ganz allgemein die Fähigkeit versteht, bestimmte Gefühle auf irgend eine Weise zum Ausdruck zu bringen und einander mitzuteilen, so muß man auch den Tieren eine Sprache einräumen. Von diesem Gesichtspunkt aus sind auch die Insekten sprachbegabt, und zwar in einem bemerkenswerten Grade. Um ihre Gefühle erkenntlich und einander Mitteilungen zu machen, bedienen sich die Insekten gewisser Bewegungen ihres gesamten Körpers oder einzelner Körperteile, besonders der Flügel, Fühler und Kiefer, sowie einer Reihe von Tönen, die sie mit verschiedenen Organen hervorbringen.

Man kann daher bei den Insekten eine Gebärdensprache unterscheiden, eine Flügelsprache, bei der die Schwingungen der Flügel mitwirken, eine Atemsprache, bei der mittels der Luftlöcher oder Atemlöcher Töne erzeugt werden, eine Schrillsprache, die durch die Aneinanderreibung mehrerer Glieder zu stande kommt, und eine Fühlersprache, bei der die Fühler zur Verständigung benützt werden.

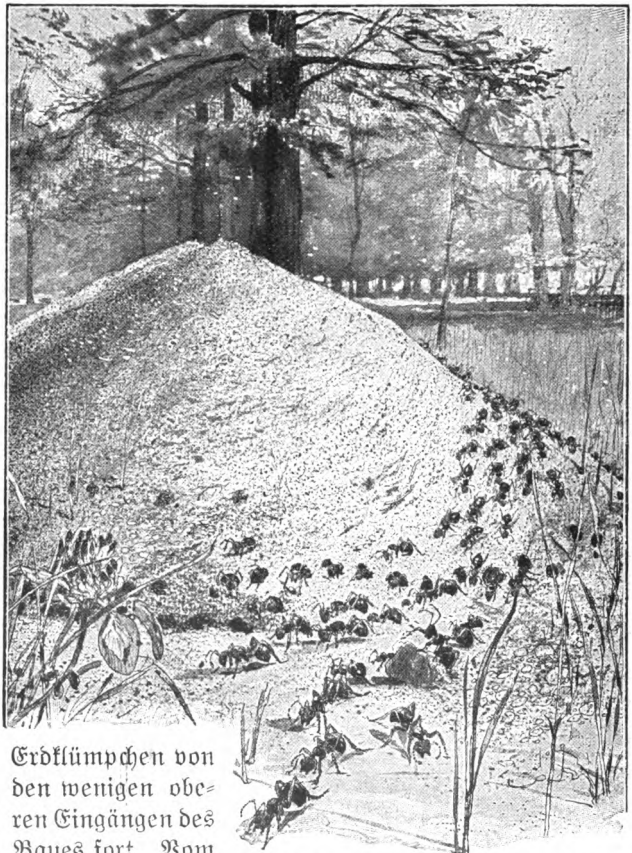
Die Gebärdensprache der Insekten ist zur Vermittlung der sie jeweilig beherrschenden Gefühle einer sehr feinen Abstufung fähig und zeichnet sich außerdem durch eine überraschende Deutlichkeit aus. Um dies zu verstehen, brauchen wir uns nur unserer eigenen Gebärdensprache zu erinnern. Wie klar und deutlich spricht nicht das Aufblitzen unserer Augen, das Zucken der Schultern, das Aufstampfen mit dem Fuß und das Aufschlagen mit der Hand für die Gefühle und Gedanken, die uns bewegen! Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse bei den Insekten, wenn auch hier natürlich der Bereich der geistigen Vorgänge, die durch die Gebärdensprache widergespiegelt werden, beträchtlich beschränkter ist. Fassen wir beispielsweise vor einer Eiche Posto, auf der ein doppelter Strom von Waldameisen zu einer Kolonie von Blattläusen auf und ab wandert, so erweckt sofort die Annäherung eines Fingers an den Stamm die Aufmerksamkeit einer der seitwärts von dem großen Haufen einherziehenden Schildwachen. Sie macht halt, streckt die Fühler aus und ist augenscheinlich erregt. Nähern wir dann unseren Finger dieser Ameise etwa bis auf einen Zoll, so beginnen ihre Fühler heftig zu zittern, und sie wirft den Kopf und Rumpf lebhaft hin und her. Sie streckt den Kopf vor, spreizt die Vorderfüße, bewegt unruhig die Kiefer und hebt und senkt die Fühler. Die ganze Haltung und jeder Körperteil be-

kunden deutlich die Absicht, wachsam zu sein, drücken Argwohn und Entschlossenheit aus und zeigen den Vorsatz, sich zur Wehr zu setzen. Es ist, als ob die Schildwache sagen wollte: „Ich mißtraue dir, ich beobachte dich und warte auf deinen Angriff.“ Wir schon verstehen diese Sprache, um vieles verständlicher aber noch wird sie den Ameisen selbst sein. Wenden wir uns jetzt nach dem kegelförmigen Erdhaufen, aus dem die Ameisen herauskommen. Wir verharren zuerst schweigend im Schatten der hohen Eichen, die den



Ameisen, die erschreckt und zur Verteidigung bereit sind.

Ameisenbau umgeben. Still und ruhig liegt er da. Nur eine kleine Schar von Arbeiterameisen wälzt träge einige



Ameisen, zur Verteidigung ihres Baues herbeieilend.

Erdklümpchen von den wenigen oberen Eingängen des Baues fort. Vom Fuß des Haufens, wo sich die Mehrzahl der Eingänge befindet, zieht ein Ameisenstreifen zu der die Blattläuse bergenden Eiche hin. Jetzt stoßen wir mit dem Fuß oder der Hand

leicht an den Haufen. Sogleich erfolgt ein vollständiger Wechsel. Im Augenblick ist die ganze Bewohnerschaft des Baues aufgerüttelt. Aus einem jeden Eingang

Untersuchung der Höhe der Insektentöne mittels einer Flöte.

stürzt ein strudelnder Gießbach von zornigen Soldaten hervor, denen andere Insassen folgen, bis in unglaublich kurzer Zeit der ganze Haufen von ergrimmten Insekten bedeckt ist. Sie laufen hin und her, und ihre

Körper beben. Jeden ungewöhnlichen Gegenstand auf ihrem Wege untersuchen sie. Sie stutzen, und bei einem jeden lauteren Ton steigert sich ihre Erregtheit, kurz, ihre Gebärden und ihr Verhalten sagen in nicht mißzuverstehender Weise: „Unser Haus wird angegriffen, wir sind in Gefahr! Sammelt euch zur Verteidigung! Tod den Feinden!“

Ähnliche Beobachtungen kann man an den ackerbautreibenden Ameisen von Texas machen. Kehren die Arbeiter auf den Pfaden, die von den Erntefeldern zu den Nestern hinführen, mit Graskörnern beladen zurück, dann zeigt eine jede Bewegung ihres Körpers, wenn sie dahinhasten, wie ernst sie ihre Aufgabe auffassen, und wie eifrig sie sich ihr hingeben. Aber man braucht sie nur mit der Spitze eines Pinsels zu berühren, und sofort ändert sich das Bild. Sie machen sofort halt, legen ihre Lasten ab, laufen zusammen, und ihre aufgerichteten Vorderleiber zeigen deutlich, daß sie erschreckt und zum Kampf bereit sind.

Noch ausdrucksvoller ist die Flügelsprache der Insekten für den geschickten Beobachter, der aus der verschiedenen Schwingungsschnelligkeit der Flügel den Gemütszustand der Tierchen sicher heraushört. Das behagliche Schwirren zwischen den Blüten, das unruhige Zucken bei einer Gefahr und das heftige Zittern bei dem Flug von dem Nest auf die Felder verraten ihm durch die damit verbundenen Töne die Zufriedenheit, den Zorn, die Angst und den ungestümen Eifer der Insekten.

Gardner, ein englischer Gelehrter, hat zuerst auf die Tonhöhe des Schwirrens aufmerksam gemacht. Er war überrascht, als er fand, daß in einem Bienenkorb das Flügelschwirren aller der zahllosen Insassen auf F abgestimmt war. Denselben Ton stellte er bei der

Stubenfliege fest. Bei der Hummel, dem Kontrabaß der ganzen Sippe, liegt der Ton um eine Oktave tiefer. Neuere Forschungen haben diese Beobachtungen erweitert und berichtigt. Allerdings ist der gewöhnliche Flügelton der Bienen und vieler anderer summender Insekten F, aber unter gewissen Umständen ist doch auch der Ton A zu hören. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn die Bienen über einem Blumenbeet oder einem Hortensienbusch schweben. Man kann dies mittels einer Flöte oder auch bloß nach dem Gehör feststellen.

Die Höhe des Flügeltons richtet sich nach der Zahl der Schwingungen, die die Flügel an ihrer Ansatzstelle machen. Durch 256 Schwingungen in der Sekunde wird der Ton C hervorgebracht. Die Stubenfliege macht bei dem Ton F 352 Schwingungen in der Sekunde. Die Honigbiene schwingt die Flügel bei dem Ton A 440mal in der Sekunde. Ist sie mit Blütenpollen beladen und auf dem Heimweg begriffen, so fällt der Ton auf E, wozu 330 Schwingungen in der Sekunde nötig sind. Man kann auch diese Untersuchungen mit Hilfe einer Flöte oder besser noch mittels einer Stimmgabel vornehmen. Ohne Zweifel wird die Flügelsprache von den anderen Insekten verstanden. Denn setzt man eine zornige Hornisse oder eine Wespe in einen Ameisenhaufen, dann wird aus dem ganzen Verhalten seiner Bevölkerung ersichtlich, daß sie aus dem Flügelton der Eindringlinge eine Bedrohung heraushört.

Weiterhin sind bei den Insekten die Luftlöcher geeignete Werkzeuge, um mit ihnen eine Reihe von Gemütsbewegungen auszudrücken. Die Luftlöcher sind Atmungsorgane, die sich paarweise am Leib und am Rumpf entlang ziehen. Hinter einem jeden Luftloch ist ein Häutchen oder eine kleine Hervorragung aus Chitin angebracht, die durch den Atemstrom in Schwin-

gungen versetzt wird und so einen Ton hervorbringt. Man bezeichnet diesen Ton als die Stimme der Insekten, und in gewissem Sinn läßt er sich in der Tat mit den Tönen vergleichen, die durch die menschliche Stimme erzeugt werden. Von der Beteiligung der Luftlöcher an der Hervorbringung der sogenannten Stimme kann man sich leicht überzeugen. Hält man eine Stubenfliege an beiden Flügeln fest, so hört man ein feines Summen, das nicht von den Flügeln, denn diese werden ja festgehalten, sondern von den Luftlöchern herrührt. Denselben Ton vernimmt man ferner, wenn die Fliegen mit den Flügeln an dem Fliegenleim festkleben oder wenn sie sich die Flügel an einer Lampe oder einem Licht verbrannt haben. In beiden Fällen kann natürlich der Ton nur von den Luftlöchern ausgehen.

Stimmbegabt sind von den Zweiflüglern ferner die Mücken und die Bienen. Die Imker bezeichnen die von den Bienen mittels der Luftlöcher hervorgebrachten Töne als Tuten. Der bekannte Bienenforscher Huber hat hierüber die ersten Beobachtungen veröffentlicht. Wenn die alte Königin mit einem Schwarm den Bienenstock verlassen hat, wird die neue Königin zu gleicher Zeit von dem Drang ergriffen, ihr Tuten erschallen zu lassen. Ihr Rumpf ist dabei gegen eine Wabe geneigt, während sie die Flügel auf dem Rücken gekreuzt hält, die sie heftig bewegt, aber nicht entfaltet. Ihr Tuten ruft bei den Arbeitsbienen eine merkwürdige Wirkung hervor. Sie wenden ihre Gesichter nach der Königin hin, senken die Köpfe, verhalten sich, als wären sie verzaubert, völlig regungslos und lauschen gespannt. Die anderen Königinnen, die noch still in ihren Zellen sitzen, hören das Tuten durch die Wachswände hindurch, die sie umschließen, und antworten

mit Tönen, die wie eine trotzige Herausforderung klingen.

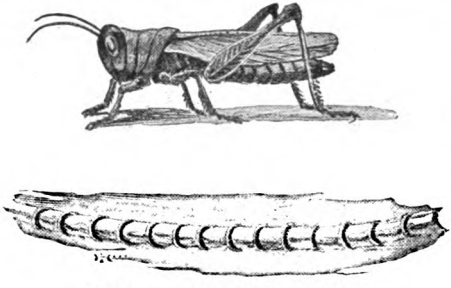
Aber auch abgesehen von diesem Ansporn lassen sich die zukünftigen Königinnen, die darauf warten, von den Arbeitsbienen befreit zu werden, hören. Der Ton, den

Ein Totenkopf, der das Tuten der Bienenkönigin nachahmt.

sie ausstoßen, ist ein ganz besonderer. Er erinnert an ein knirschendes Geräusch und wird in schnellster Folge oft wiederholt. Es ist dies offenbar ein Hilfsmittel der Natur, um anzuzeigen, daß die jungen Königinnen bereit sind, sich aus ihren Zellen befreien zu lassen. Dieses Amt liegt den Arbeitsbienen ob, die jedoch alle Königinnen bis auf eine töten, damit diese desto un-

beschränkter herrschen kann. Aber mag nun der Zweck dieser Töne sein, welcher er will, sicher ist es, daß sie ein Verständigungsmittel zwischen den Königinnen und den Arbeitsbienen darstellen und darum auch wirklich als Sprache gelten können.

Seltsam ist es, daß dieselben Töne den Bienen auch zum Verderben gereichen. Man hat lange Zeit furchtbare Verwüstungen in den Bienenkörben beobachtet, ohne daß es gelang, den Urheber derselben zu entdecken. Endlich fand man ihn in dem bekannten großen Schwärmer auf, der wegen der totenkopfähnlichen Zeichnung auf dem Rücken Totenkopf genannt wird*). Die Bienen sind, wenn er in einen Stock eindringt, gegen ihn keineswegs völlig machtlos, da sie ja ihre Stacheln gebrauchen können, gleichwohl aber unterliegen sie seinen Angriffen. Der Totenkopf ist nämlich im stande, ebenfalls einen tutenden Ton hervorzubringen. Sobald ihn die Arbeitsbienen vernehmen, sind sie wie gebannt, so daß nun der Schwärmer sein Vernichtungswerk ungefährdet verrichten kann. Der tutende Ton wird dadurch erzeugt, daß der Totenkopf Luft aus dem Saugmagen durch eine Spalte im Rüssel ausstößt.

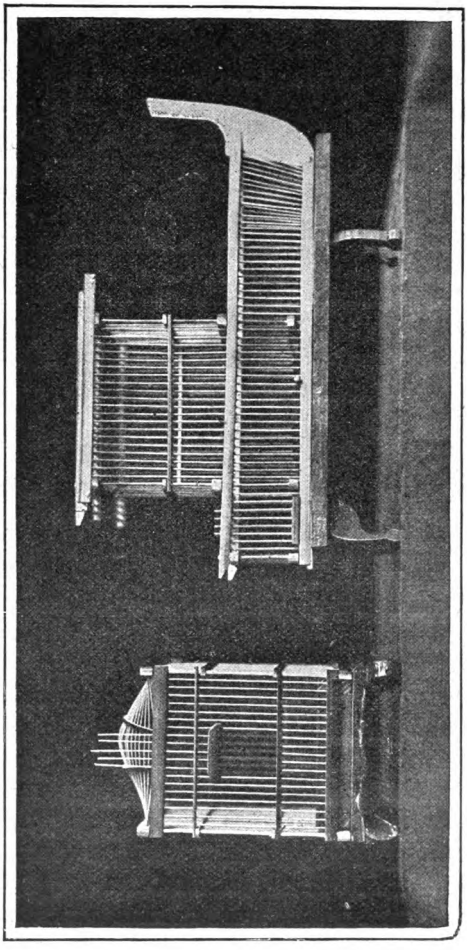


Schrillorgan einer Feldheuschrecke.

Auch die Schrilltöne, die eine Reihe von Insekten

*) Vergl. Band VIII S. 220.

von sich gibt, müssen als Sprache betrachtet werden. Die Organe, die diese verschiedenen Töne hervorbringen, sind nach dem Prinzip der Geige oder Mandoline gebaut. Daher sind die Töne die Folge von Reibungen. Bei der Feldheuschrecke tragen beispielsweise die Schenkel auf der inneren Seite eine Anzahl von kleinen Zähnchen,



Japanische Heuschreckenkäfige.

die man schon mit bloßem Auge oder einer Lupe erkennen kann. Indem nun diese Zähnchen gegen die Flügeldecken gerieben werden, entstehen die be-

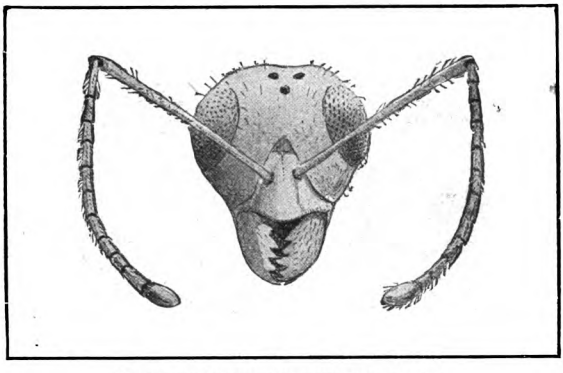
kannten schrillenden Töne. Sie werden aber nur von den Männchen hervorgebracht und dienen zur Anlockung der Weibchen. Mit ihnen hat bereits Brunelli im achtzehnten Jahrhundert experimentiert. Er setzte eine Anzahl von Heuschrecken in eine Kammer. Anfänglich schmollten sie, dann aber begannen sie tagtäglich zu geigen. Ein Schlag gegen die Tür machte sie verstummen, ließ aber der Naturforscher ihr Schrillen ertönen, was er gut nachzuahmen gelernt hatte, so antworteten ihm alsbald einige wenige, bis dann zuletzt der ganze Chor einfiel. Eines der Männchen wurde in einem Käfig in den Garten gebracht, und ein gefangenes Weibchen in seiner Nähe in Freiheit gesetzt. Sowie das Männchen seine Mandoline anstimmte, flog das Weibchen an seine Seite.

In Japan hält man übrigens Heupferdchen und Grillen ihres schrillenden Gesanges wegen seit vielen Jahrhunderten in kleinen Käfigen gefangen. Der Verkauf der Tierchen und ihrer zierlichen Käfige bildet in Tokio und anderen japanischen Städten ein einträgliches Geschäft, denn die Schrilltöne sind den Japanern ebenso angenehm wie uns der Gesang der Kanarienvögel. Eine gleiche Vorliebe für das Zirpen der Heupferdchen und Zikaden hegten die alten Griechen, weshalb diese Insekten auch dem Gott der Musik geweiht waren.

Wie die Heuschreckenarten, so sind auch die Ameisen mit Schrillorganen ausgestattet. Auf den Bauchdecken finden sich nämlich gekörnte und geriefte Stellen vor, durch deren Aneinanderreibung zirpende Töne entstehen. Höchst wahrscheinlich dienen diese zirpenden Töne zur schnellen Zusammenrufung des Volkes, wenn eines der herumkriechenden Tierchen auf Futter gestoßen ist. Erschallt sein zirpender Ruf, dann versammeln sich sofort alle in der Nähe verweilenden

Furagiere bei den aufgefundenen Nahrungsſtoffen, und ebenſo ſpielt vermutlich das Zirpen eine Rolle bei der ſchnellen Verſammlung der Soldaten und Arbeiter, wenn das Neſt bedroht iſt, und es gegen die erſchienenen Feinde verteidigt werden ſoll.

Das letzte und vielleicht das wichtigſte Verſtändigungsmittel iſt die Fühlerſprache. Die wiſſenſchaftliche Bezeichnung für die Fühler lautet Antennen. Die

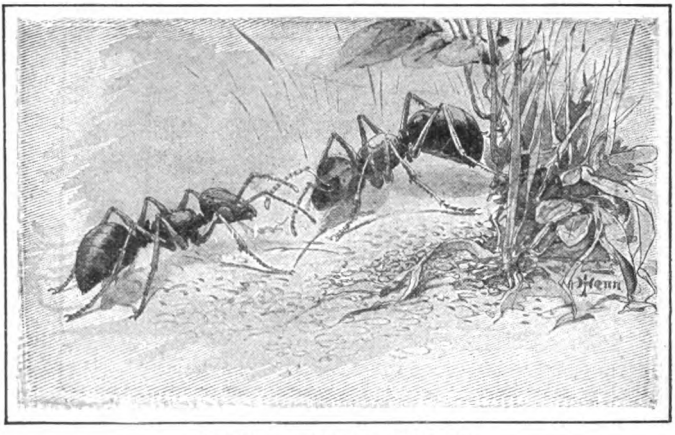


Der Kopf einer Ameiſe mit den Antennen.

Ameiſen, wie überhaupt die meiſten Inſekten, ſind mit zwei Antennen ausgerüſtet, die oberhalb des Mundes und mitten zwiſchen den Augen ſtehen. Äußerlich gleichen die Antennen zwirnförmigen Fäden von wechſelnder Länge und Stärke, die, um ihre Beweglichkeit zu erhöhen, mit Gelenken verſehen ſind. Bei den Ameiſen beſtehen ſie aus zwei Teilen, aus dem Schaft, der auf dem Kopf aufſitzt, und der Geißel, die ſich aus einer Anzahl von Gliedern zuſammenſetzt und in eine knollenförmige Spitze ausläuft. Die Antennen ſind äußerſt empfindliche Organe, die die Inſekten nach allen Richtungen hin bewegen können, und die auch

dann, wenn ſie ruhen, in Bewegung ſind. In künſtlichen Ameiſenneſtern kann man beobachten, wie ſich die Antennen ſelbſt bei ſchlafenden Ameiſen in einer ſchwachen, zitternden Bewegung befinden, ſo daß ſie gleichſam die Spähwerkzeuge für ihre argwöhniſchen Beſitzer darſtellen.

Volkstümlich nennt man die Antennen Fühler.



Ameiſen mit gekreuzten Antennen.

Damit trifft man in der Hauptſache das Richtige, aber nur die eine Seite ihrer Tätigkeit, denn die Antennen ſind zugleich auch Riechorgane, und zwar liegt der Sitz der Geruchswahrnehmung vorwiegend in der knollenförmigen Anſchwellung der Geißeln. Aus dieſen Gründen ſind die Antennen bei den wachen Inſekten beſtändig nach vorn gekehrt, um durch das Gefühl und den Geruch die Gegenſtände, die ſich ihnen in den Weg ſtellen, zu unterſuchen. Die Ameiſen insbeſondere ſtellen mit ihnen den Pfad feſt, den ſchon vorher andere ihrer Genoſſen gelaufen ſind, ſie er-

forſchen mit ihnen die Beſchaffenheit des Futters und anderer Dinge, und ſie unterſcheiden durch ſie den Freund von dem Feind. Wo ſich auch zwei Ameiſen begegnen, immer kreuzen ſie deshalb, um ſich gegenſeitig kennen zu lernen, die Antennen, und überall, auf den Straßen, die die Eichenſtämme hinaufführen, in ihren Erntefeldern und Jagdgebieten, beim Verlaſſen des Neſtes und bei der Rückkehr zu demſelben, kann man darum Ameiſen beobachten, die ſich mit gekreuzten Antennen über die Perſon der ihnen Entgegenkommenden zu unterrichten ſuchen.

Lilli hat gesagt ...

Novelle von Thusnelde Schuster.

(Nachdruck verboten.)

Der Vater trat zögernd in das Wohnzimmer. Seine Augen blickten kummervoll durch die Brille auf sein kleines Mädchen, das, in die Sofaecke gedrückt, herzzerbrechend schluchzte.

Er trat näher und streichelte leise ihr dunkles Haar. „Karla — was ist dir?“

Aber keine Antwort kam. Nur noch stärker rannen die Tränen. Der Vater hatte sie schon manchmal so geliebkost, aber immer hatte Karla ein dunkles Gefühl, daß er noch etwas Besonderes ausdrücken wollte. Heute verstand sie es. Mitleid lag darin.

Da legte der Vater beide Hände auf ihre Schultern und drehte sie um. Das Gesichtchen neigte sich tief. Er hob Karla auf seine Arme. Und wie sie es sonst mit ihrer Puppe machte, so trug er sie im Zimmer umher. Beruhigend streichelte er das Köpfchen, das sich auf seine Schulter gelegt hatte. Doch jedesmal, wenn er beim Spiegel vorbei kam, schaute das Kind über seinen Rücken in das Glas und begann von neuem zu schluchzen.

„Karla!“ Es klang eine Aufforderung in dem Ruf.

„Lilli hat gesagt, ich — ich könnte nie heiraten, weil —“

Weiter kam sie nicht. Tränen hemmten das Wort. Geduldig wartete der Vater.

„Lilli hat gesagt — hat gesagt — ich wäre bucklig!“

Aus dem gequälten kleinen Herzen kam ein tiefer Klagelaut.

„Nun hat mich niemand lieb —"

Über des Geheimrats Züge ging ein leichtes Lächeln. Er blieb stehen und versuchte das Köpfchen hochzuheben. Aber schwer sank es wieder an seine Brust und wühlte sich hinter seinen Bart. „Meine kleine Karla will also ihren Papa verlassen und heiraten? Hat Karla ihren Papa denn gar nicht lieb?" Mit den Fingern hob er ihr Kinn und küßte sie auf die Stirn. Dann scherzte er leise: „Hast du denn einen anderen lieb?"

Das Kind nickte eifrig, ohne sich zu besinnen. „Viele hab' ich lieb." Mit den Armen beschrieb es einen großen Bogen in der Luft: „Alles!"

„Siehst du — und alles hat dich auch lieb."

Das Weinen stockte. Ungläubig, wie forschend kam es aus dem kleinen Mädchenmund: „Und wenn ich nicht heirate, bleibst du bei mir, Papa, und hast mich immer lieb?"

„Wir bleiben zusammen!" Der ernste Ton beruhigte die ungestümen Herzschläge des Kindes. Es hielt ganz still, als ihm die Tränen getrocknet wurden. Langsam ließ der Vater Karla zur Erde gleiten. „Nun lauf zu deiner Puppe und frage sie, ob ich recht habe."

Die Lippen Karlas zitterten noch. Erst unschlüssig, ganz zögernd noch, aber sie ging zu der Puppe hin.

Als der Geheimrat wieder an seinem Schreibtisch saß, stützte er schwermütig den Kopf. Er hatte auf diese Stunde schon lange mit Bangen gewartet. Sein weiches Herz hatte ihn immer abgehalten, den Mund zu öffnen und Karla über ihr Geschick aufzuklären. Er konnte nicht seinem Kinde die erste Wunde schlagen, ihr sagen: von so und so viel Freuden des Lebens bist du ausgeschlossen. Seine Gedanken schweiften umher, und

immer, wo sie anhielten, sah er sein Kind. Wie es innig die Puppe an sich drückte! Wie es jauchzte, wenn das Kätzchen stillhielt und sich streicheln ließ! Blumen und Vögeln, allen brachte es sein Herz, und von allen forderte es Liebe.

Des Vaters Hand fiel geballt auf den Schreibtisch. „Die Natur ist grausam, in einen mißgestalteten Körper ein so heißes Herz zu legen."

Immer tiefer furchte sich seine Stirn. Er strich darüber, als wollte er häßliche Gedanken verjagen. Etwas Bitteres stieg in ihm auf. „Die Mutter wollte immer schön und begehrenswert bleiben — ist ja auch von mir gegangen!"

— — — — — — — — — — — — —

Karla saß bei ihrer Puppe und kam sich jetzt sehr bedeutend vor. Sie hatte ja ein Versprechen gegeben. Sie wollte immer bei ihrem Vater bleiben.

Mit aufgerissenen Augen starrte die Puppe Kudelgunde die kleine Mama an. „Schickt sich denn das? Bis aufs Hemdchen werde ich ja ausgezogen!" Die Puppe wurde vor Erstaunen ganz sprachlos.

„Kudelgunde, willst du einmal heiraten? — Nein, du darfst nicht. Du willst doch bei mir bleiben!" Und die kleinen Finger schoben einen Wattebausch nach dem Rücken der Puppe und formten einen Höcker. Befriedigt sah Karla ihr Werk an. „So, nun heiratest du nicht! — Weine aber nicht, denn ich bleibe ja bei dir. Wir bleiben zusammen!"

In die Puppenwiege wurde Kudelgunde gebettet, um ihren ersten Schmerz zu verschlafen.

Stumm stand Karla davor und überlegte, ob Lilli nun auch noch zum Spielen kommen würde. Der Schürzenzipfel schob sich schon in den Mund. Einzelne Tränen rollten über die Wangen. Aber da dachte sie

an des Vaters Worte, und sie wurde wieder zufrieden. „Wenn Lilli auch keinen Buckel hat, ich habe sie doch lieb."

— — — — — — — — — — — — —

Karlas und Lillis Freundschaft befestigte sich immer mehr. Sie wohnten in demselben Haus und waren bald unzertrennliche Freundinnen. Da fiel Lillis Vater, ein Offizier, im Duell, die Witwe zog aus. Doch bald darauf fanden sich beide in der Schule wieder. Zusammen machten sie die Klassen durch. Karla als Erste, Lilli gerade nicht als Letzte. Jedoch waren sie einander nicht über diesen Rangunterschied böse.

„Wie machst du's nur, daß du immer so vernünftig aussiehst?" Lilli sah etwas ärgerlich in Karlas blasses Gesicht. „Mutter hält dich mir immer als Muster vor!" Dann zuckte sie die Achseln. „Aber schließlich ist es doch zweierlei, denn du —"

„Du heiratest einmal nicht, wolltest du sagen," unterbrach sie Karla. „Ich möchte auch gar nicht. Es ist doch einer wie der andere —"

„Aber Karla, du beleidigst mich!" Lillis blaue Augen blitzten auf. „Fritz Baumgarten liebt nur mich! Ich will dir gleich einen Beweis geben. So kann nur jemand dichten, der rasend liebt." Hastig nestelte sie ihre Bluse auf. Sie trug auf der Brust ein gehäkeltes Täschchen aus roter Seide, ähnlich einer Geldbörse. Sie hatte es heimlich in der Schule unter der Bank angefertigt. Darin bewahrte Lilli alle Liebes- und Freundschaftsbeweise von „ihm". Mit spitzen Fingern öffnete sie es und holte ein Papier heraus.

Karla winkte ganz gelassen ab. „Ich glaub's schon. Das ändert aber nichts. Ich habe ihn schon mit einer anderen Flamme gesehen. Die hatte die Haare hochgesteckt —"

„Karla, du tötest mich!“ Lilli, die seit letzter Zeit immer auf dem Tisch saß, da es ihr Fritz so pikant fand, sprang so rasch herunter, daß Karla unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. „Nein, das tut er sicherlich nicht! Du irrst dich! Wo hast du ihn gesehen?“

„Als ich gestern mit dem Vater spazieren fuhr. Er sah weg, als er uns erkannte.“

Absichtlich ausführlich erzählte Karla, was sie wußte. Ihr bereitete es immer eine Art Genugtuung, Untreue zu entdecken.

Lilli packte die Freundin so fest an den Schultern, daß Karla die Fingernägel fühlte. „Ist das wahr? So ein — so ein —“ sie fand keinen Ausdruck, der vernichtend genug war.

Karla freute sich. Wußte sie doch, daß nun Lilli ihr wieder ganz allein gehörte. Aber nicht lange.

Lillis Vetter kam zu Besuch. Das kleine rote Täschchen blieb nicht leer. Karla sah mit an, wie von Tag zu Tag der Inhalt sich vermehrte. Da begann in ihr etwas Wurzeln zu fassen. Zuerst ganz schwach nur, aber es wuchs täglich. Sie wußte nicht, was es war. Sie konnte dem neuen Gefühl keinen Namen geben. Öfters blieben ihre Blicke auf Lillis lockigem blonden Haar haften. Sie glitten prüfend über die zarte Haut der Wangen und den kirschroten Mund. Dann glimmten die Augen heimlich auf. Die Figur! Ja, das war es. Auf Lillis gerade gewachsene Gestalt war sie neidisch, schon von Kindheit an, damals noch ganz unbewußt. Wenn Lilli im reizenden Mullkleid vor ihr herumtänzelte, ballten sich heimlich ihre Hände. Es zuckte in ihr, das Kleid der Freundin herunterzureißen. Aber dann schämte sich Karla tief, wurde sie sich ihrer Wahnidee bewußt. Ein Umschlag der Gefühle trat ein, sie konnte der Freundin nicht genug Gutes erweisen.

Lilli fühlte sich daraufhin wieder aus Dankbarkeit verpflichtet, ganz genau zu erzählen und zu erklären, wie oft Vetter Emil sie schon geküßt und wie er's gemacht hatte.

„So hat er mich umfaßt. Ach, so ein Kuß mit einem Schnurrbart ist doch herrlich!" Mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen beichtete Lilli.

Regungslos saß Karla dabei. Ihre Blicke saugten sich förmlich fest an den Lippen der Freundin. Keine Silbe sollte ihr entgehen. Dabei fühlte sie ganz genau, wie jedes Wort gleich Stacheln in ihr Herz griff. Manchmal wollte sie etwas dazwischenrufen, um nichts mehr zu hören. Aber sie tat es nicht. Ihre Phantasie war zu mächtig angeregt. Doch nie verriet ein Laut ihr Begehren. Verächtlich sagte sie schließlich: „Ich möchte nicht wissen, die wievielte du bist, die er küßt!"

— — — — — — — — — — — — — —

Lillis Mutter sah bald ein, daß es so nicht weiterging. Blumensträuße flogen ins Haus, die Fensterpromenaden nahmen kein Ende. „Lilli muß in Pension!" beschloß sie, ging zum Geheimrat und bat ihn, Karla auch mit nach Vevey zu geben.

Sie sah es dem alten Herrn an, wie schwer es in ihm kämpfte. Er brachte es auch nicht fertig, eine Zusage zu geben, trotzdem er sich sagte, daß für Karla ein Beisammensein mit jungen Mädchen sehr nötig sei. Für ihre siebzehn Jahre war sie viel zu ernst. Er ahnte, daß sie innerlich unter ihrem Naturfehler litt. Seine Bemühungen, ihr auf anderem Weg Befriedigung, Lebensfreude zu geben, schlugen in neuester Zeit fehl.

Manchmal hatte er sie in den Garten geführt von Beet zu Beet, hatte von der Natur erzählt, von den geheimnisvollen Kräften, der wunderbaren Lebensart der Pflanzen, ihrem Kampf um Sonne und Nahrung.

„Gerade so ist's wie bei den Menschen. Sieh, hier standen zwei Kirschbäumchen. Am Tage deiner Geburt hatte ich sie gepflanzt. Solange sie an den Pfahl gebunden waren, sahen sie sich ganz gleich. Doch dann brach das eine bei einem Sturm. Es war die edlere Art. Das Stämmchen hatte sich aber nicht fest genug verwurzelt. Nun machte sich das andere um so breiter und ist doch nur Dutzendsorte."

Karla hörte zu, aber keine Frage verriet Interesse für des Vaters Absicht. Bei jedem Liebesbeweis, den er ihr gab, argwöhnte Karla Mitleid. Sie fühlte sich gedemütigt. Immer mehr und mehr zog sie sich zurück. Lilli war ihre einzige Freundin geblieben. Und um diese Freundschaft nicht zu stören, gab der Vater schließlich seine Einwilligung. — —

Lilli war unermüdlich im Pläneschmieden für die Pensionszeit. Sie kam zu jeder Tageszeit zu Karla, um ihr etwas zu sagen, mit ihr etwas zu beraten. „Die Noten lasse ich aber selbstverständlich hier. Ich werde mich hüten, dort noch einmal Musikstunden zu nehmen — lieber Tanzstunde!"

Karla schüttelte den Kopf. „Ich wäre viel lieber hier geblieben. Doch ich soll fort. Tanzstunde werde ich nicht nehmen, Papa will mir als Ersatz dafür eine bessere Geige schenken. Darauf freue ich mich."

„Du willst wirklich nicht tanzen lernen? Ja, willst du denn eine alte Jungfer werden?"

Karla fühlte es heiß in sich aufsteigen, schroff meinte sie: „Ich bin ja dazu bestimmt."

— — — — — — — — — — — —

Lilli schrieb aus der Pension ihrer Mutter Briefe, in denen sie vor Heimweh zu vergehen schien, doch in Wahrheit fand sie das Leben jetzt „himmlisch". Die Tanzstunde hatte ja begonnen.

Karla saß dann oben allein in ihrem Stübchen und begann zu musizieren. Doch nicht lange. Wenn der Tanzmeister im Turnsaal seine französischen Kommandos rief, und die Paare sich nach den einschmeichelnden Walzermelodien drehten, schlich sie heimlich in den Garten.

Eine Treppenleiter schob sie unter die erleuchteten Fenster. Sie kletterte hinauf. Mit beiden Händen klammerte sie sich an die Steinfassung des Fensters und preßte ihren Körper dicht an die Hausmauer. Die leichten Tüllvorhänge versperrten nicht den Durchblick. Nichts entging ihr. In ihrem Gesicht waren alle Muskeln gespannt. Ihre Augen drangen förmlich aus den Höhlen. Sie konnte nicht genug sehen. Jeder Nerv begann zu zucken, wenn zum Tanzen angetreten wurde. Zwei Herren, Lehrer des Instituts, waren nur unter achtzehn Mädchen, und doch strahlten alle Augen. Was schadet es, daß es jetzt nur Lehrer sind? Die Phantasie zaubert bunte Röcke mit goldenen Knöpfen — übers Jahr tanzen sie mit Leutnants.

Lilli schien die Füße kaum zu spüren. Ihr war immer, als flöge sie. Besonders wenn Herr Schneider, der Lehrer mit den „Lenauaugen", sie engagierte. Etwas Undefinierbares schien dann hinüber- und herüberzuströmen. Die Hände konnten sich nach Schluß des Tanzes kaum trennen.

Karla sah es wohl. Es war keine Eifersucht auf Lillis Verehrer, sondern sie wurde nur gereizt durch das Äußere der Freundin. „Alle lieben sie wegen ihrer Fratze!" flüsterte sie. „Und sie ist doch so falsch! Wie ihr das Kleid steht — wie eine Apfelblüte sieht sie aus! Und ich! Verhutzelte Pflaume hat sie mich genannt."

Immer toller kreisten die Gedanken in Karlas Kopf. Sie vergaß vollständig ihre Umgebung. Wie ein

eiserner Reif legte es sich um ihr Herz. Sie empfand eine nie gekannte Qual. Die zurückgedämmte Natur bäumte sich wild auf. Die Jugend verlangte ihr Recht. Mittanzen, mitlachen wollte sie, sich auch schmücken, schön sein! Danach hatte sie brennenden Durst, danach schmachtete sie. Das war das wahre Leben, danach schrie ihr Herz.

Der Hofhund schlug an. Die Einsame kam wieder zu sich. Doppelt empfand sie ihr Elend. Wie eine Aussätzige zwischen Gesunden erschien sie sich. Langsam stieg sie von der Leiter. Jetzt merkte sie erst die schneidende Kälte. Ihre Füße, ihre Arme, alles war steif.

„Ich wünschte, ich erkältete mich, dann müßte man sich auch um mich kümmern!" Der Gedanke, wie sie dann Komödie spielen würde, brachte sie zum Lachen.

Sie ging ins Haus nach dem Bibliothekzimmer. Doch vor der Tür kehrte sie wieder um. Sie empfand Widerwillen vor den Büchern. „Heuchler und Scheinheilige — diese Romanhelden!"

Im Musiksalon brannten noch die Kerzen am Notenständer. Auf dem Flügel lag eine Geige. Karla sah nach dem braunen Ding, aber sie griff nicht danach. Etwas wie Scheu hielt sie ab. Ihr Blick ging nach dem Fenster. Jenseits des Sees hoben sich die Schneeberge scharf gegen den sternenklaren Himmel ab. Unnahbar, selbstherrlich standen sie da. Ihre Häupter trugen stolz den ewigen Schnee. Sie schauten bezwingend den Menschen in die Augen, die sich unten so wichtig taten, und deren Schmerzen und Freuden doch gleich Schneeflocken vergänglich waren. Karla war es plötzlich, als ob, wie schon so oft, eine Ruhe von da drüben herüberkäme, sich ihr kühlend auf die Stirn legte, sich still in ihr Herz stahl. Sie fühlte, wie alles Zwiespältige von ihr ging.

— — — — — — — — — — — — —

Die Tür flog auf. Lilli stürmte herein. „Steckst du schon wieder mit deiner Geliebten zusammen! — Na, es ist nur gut, daß du überhaupt nicht lieben kannst! — Und deine Stearinkerzen! Ach, wenn das Fräulein Langbein sieht! Die Erde voller Tropfen. Schnell ein Messer!“ Ohne ihr zartes Kleid zu schonen, kniete Lilli auf der Erde und kratzte geschäftig. Ihre Hände flogen vor Erregung. Karla lehnte stumm am Flügel. Man nahm also als selbstverständlich an, daß sie nicht lieben konnte, weil —

Hart lachte sie auf.

Lilli wurde ärgerlich. „Weil ich so ungeschickt bin, lachst du! Mach es doch selber! — Ach, und ich habe dir so viel zu erzählen. Aber nun ist mir die Lust vergangen.“

„Mich interessiert auch gar nicht zu wissen, wie oft Herr Schneider deine Hände gedrückt hat,“ spottete Karla.

Unten läutete es. Das Zeichen zur Versammlung im Wohnzimmer.

— — — — — — — — — — — — — —

„Bitte, liebe, gute Karla, zünde kein Licht an, ich habe dir so entsetzlich viel zu erzählen!“ flüsterte Lilli, als die Mädchen allein in ihrem Stübchen waren, und faßte die Hand der Freundin.

Karla war es zufrieden.

Anfangs hörte sie Lillis Schilderungen mit Aufmerksamkeit zu, doch dann liefen ihre Gedanken eigene Wege.

„Ist das wirklich Liebe?“ dachte sie. „Kommt die so? Mit solchen Künsten muß man sie locken? Das ist ja gerade, als ob man einen Hund ködert. Pfui, wie gemein, wie erbärmlich!“

Schroff rief sie: „Höre auf mit deinem Unsinn! Ich will schlafen.“

Aber sie fand keinen Schlaf. Unruhig warf sie sich hin und her. Zum ersten Male stand das Wort Liebe in anderer Gestalt vor ihr. Es war nicht mehr der bunte Ball, mit dem Lilli so gern spielte. Eine überwältigende, schier erdrückende Kraft wurde es ihr, eine Macht, die mit eisernen Klammern die Menschen aneinander kettete. Keiner konnte entrinnen.

Keiner? Das war ihr wie ein Alpdruck. Sich beugen, sich fesseln für immer — nein! Ein wilder Trotz kämpfte in ihr dagegen.

Da winkte ihr aber auch schon die kalte Beruhigung: „Das verlangt ja gar niemand von dir! Eine Bucklige wird nicht begehrt."

Mit der Faust schlug sie an die Wand. Sie wollte den seelischen Druck betäuben.

Schlaftrunken fuhr Lilli auf. „Was ist denn, Karla? Ich fürchte mich."

„Schlaf, kleines Schäfchen! Ich habe mich nur gestoßen."

— — — — — — — — — — — — — —

Im Frühjahr nahm die Tanzstunde mit einem großen Ball ihr Ende. An jenem Abend verlobte sich Lilli. Sie schwor ihrer Freundin, zum ersten Male wirklich zu lieben.

Bald darauf meldete sich der Geheimrat an, um die Mädchen aus der Pension abzuholen.

„Karla, es ist zu schrecklich, daß ich meinen süßen Karl verlassen muß! Ich werde dich nun immer nur Karl nennen. Dann denke ich an ihn. Ich glaube, ich sterbe vor Herzweh." In Lillis Augen standen dicke Tränen. Sie öffnete ihre Bluse und holte eine Photographie hervor. Das kleine, gehäkelte Täschchen hatte sich für diesen bärtigen Männerkopf als zu klein erwiesen. Stürmisch küßte sie das Bild, dann trocknete sie die

Augen. „Nicht wahr, liebe, gute Karla, du gehst heute abend mit mir in den Garten? Wir sagen, daß wir von unseren Lieblingsplätzen Abschied nehmen wollen. Karl erwartet mich hinten an der Mauer. Ach, Karla, ich sterbe morgen!“

Sie umarmte die Freundin, als sollte es das letzte Mal sein.

„Lilli, Fräulein Langbein kommt!“

Erschrocken steckte Lilli das Bild fort, dann machte sie der vorbeigehenden Lehrerin eine Faust nach. „Diese alte Schachtel wollte ihn mir abspenstig machen! — Nicht wahr, Karla, mein Karl wird noch was ganz Berühmtes? Weißt du noch, wenn er die Gedichte vortrug, oder von der Renaissancezeit sprach — war er da nicht süß? Zwar sagt er, er hat kein Geld. Aber ich liebe ihn trotzdem rasend, selbst wenn Mutter sagt, es wäre ein Unsinn. — Ach, es ist so schaurig schön! Ich sterbe dann aus Liebesgram!“

„So 'ne Dummheit gibt's nicht. Ich würde es sicher nicht tun. Es ist doch einer wie der andere.“

„Oho, Karla! Abscheulich bist du! Wenn mein Karl mir nicht treu wäre, würde ich sterben. Sicher, ganz bestimmt!“

Mit vielem Nachdruck stampfte Lilli mit dem Fuß, als wollte sie die Zweifel der Freundin zermalmen. —

Am folgenden Morgen holten die beiden jungen Mädchen den Geheimrat von der Bahn ab. Der Zug hatte Verspätung. Lilli lief unruhig hin und her. Ihr brannten die Füße in den engen Lackschuhen, die ihr Karl so niedlich fand. Das hellblaue Kleid hatte ihr Karl auch entzückend gefunden. Zwar war die Taille etwas eng und hinderte beim Atmen, aber das ist keine Liebe, der man nicht gern solche Opfer bringt, und das Blau stand ihr so sehr gut.

Karla hatte rosa Seide gewählt. Ihr Vater sollte sehen, daß sie Lilli nicht nachstand.

Als der Geheimrat kam, erschrak er im ersten Augenblick über den Kontrast. Dann besann er sich. Früher war der Rücken durch das herunterfallende Haar verdeckt gewesen. Jetzt trat seine Krümmung scharf hervor, da die Flechten, das Schönste an Karla, in einem Knoten unter den Hut gesteckt waren. Lilli hatte ihr diese Haarmode als besonders kleidsam empfohlen. Das Gesicht war dadurch frei, und die Nase sprang noch mehr hervor, der Mund erschien noch größer. Und doch — als der Vater sein Kind umarmte, hielt er sich für den reichsten Menschen auf Erden.

Vater und Tochter achteten unterwegs kaum auf Lillis Plaudereien. Sie sprachen auch nicht viel zusammen. Karla kämpfte heimlich mit Tränen. Sie empfand wieder dies niederdrückende Mitleid, das sie aus dem Verstummen des Vaters herauslas. Und der Geheimrat sah mit Bedauern der Tochter scheues Wesen. Im stillen vertröstete er sich auf die Heimat, die wieder ein freieres Leben in ihr wecken würde. Da hatte er die Zimmer der Tochter neu eingerichtet. Bei der Auswahl der Möbel waren dem Vater die Wünsche seines Kindes maßgebend gewesen. Ihre Lieblingsfarbe, Purpurrot, herrschte vor. Ganz zuletzt kaufte er einen Spiegel. Er hatte lange geschwankt zwischen einem großen breiten Glas für die ganze Gestalt und einem kleinen mit venezianischer Kunstarbeit, der fünfhundert Mark kosten sollte. Doch er dachte an Karlas Kunstsinn, und um ihr eine besondere Freude zu bereiten, nahm er den venezianischen.

— — — — — — — — — — — — — —

Karla war überrascht, als sie heim kam. Sie wurde nicht müde, zu betrachten und zu betasten. „Alles ist so

kostbar. Passe ich denn da hinein?" Dankbar fiel sie dem Vater um den Hals. „Und nun habe ich noch eine Bitte. Wirst du sie mir erfüllen?" Man merkte ihr an, daß sie sehr zweifelte.

Der Vater strich ihr über die Stirn. „Alles, was ich dir geben kann," lächelte er und meinte dann vorwurfsvoll: „Du weißt doch, Kind, daß ich dir nie etwas abgeschlagen habe."

Sinnend nickte Karla. „Weißt du, Papa," sagte sie, „ich möchte gern etwas lernen. Ich will arbeiten wie andere Menschen."

Betroffen stand der Geheimrat da. Ganz still war es zwischen beiden. Aus weiter Ferne schien er mühsam die Worte zu holen. „Du willst arbeiten und Geld verdienen?" Kopfschüttelnd ging er im Zimmer umher. „Aber warum denn? Du hast ja reichlich zum Leben! Willst du Armen das Brot wegnehmen? Warum denn?"

„Ich habe Langeweile." Karla zupfte an der Tischdecke. Ihr selbst kam diese Antwort nicht passend vor, aber sie war der ehrliche Grund. „Ich werde noch Klavier- und Geigenstunden nehmen." —

Als das Lilli erfuhr, schlug sie die Hände zusammen. „Ich bitte dich, Karla, wozu plagst du dich nur so unnütz! Ich bin froh, daß endlich die ewige Lernerei vorbei ist. Du solltest es machen wie ich. Lieber Himmel, ein reiches Mädchen wie du! Wenn du nur wolltest —"

Lilli war gerade in dankbarer Stimmung und gönnte ihrer Freundin etwas, denn sie hatte wieder einen Brief von ihrem heimlich Verlobten erhalten. Sie begann ihn zum vierten Male zu lesen.

Karla stand stillschweigend am Fenster. „Lilli hat gesagt: Wenn du nur wolltest —"

Wie das klang. Wie Trompetenruf zu einer siegreichen Schlacht. „Wenn du wolltest!" Ihr Herz klopfte laut

gegen die Brust. „Heute abend kommt er ja wieder. Wenn ich wollte, dann —“ Ihr wurde der folgende Gedanke nicht recht klar. Etwas Dunkles lag darüber. Ihr Wille tastete nach einem Halt, der ihren Wünschen entsprach.

Sie dachte an die Worte, die sie gestern abend hinter dem Türvorhang erlauscht hatte. Doktor Hellwig sprach sie, der während ihrer Pensionszeit Hausfreund bei ihrem Vater geworden war. „Nur auf das Herz kommt es an, Herr Geheimrat, das Äußere ist ganz nebensächlich. Die wahre Liebe geht nicht durch die Augen.“

Diese Worte hallten in Karla nach. Wo sie ging, was sie begann, wohin sie sah — die Worte waren mit dabei. Wie mit glitzernden Fäden schienen sie sich um ihr Herz zu schlingen. Ein wundersames Märchenschloß bauten ihre Träume. Und ihr war, als nahte da ein Glück, das sie schnell fassen mußte, um es nicht zu verlieren. Aber wie sollte sie es machen?

Sie sah Lilli an, als wollte sie um einen Rat bitten. Da gewahrte sie zu ihrem großen Erstaunen, wie viel Ähnlichkeit die Freundin mit Doktor Hellwig hatte. „Wie Bruder und Schwester sehen sie aus,“ dachte sie. „Dieselben blauen Augen, die gleiche blonde Haarfarbe. Beide können leicht lachen.“

Und von nun an begann Karla die Freundin anders anzusehen. Sie schien sie mehr zu lieben, weil ja immer sein Bild neben ihr stand.

Wenn sie dann die beiden zusammen sah, regte sich in ihr Neugierde, ob er auch so war wie die anderen alle; ob er sich auch so schnell gefangen gab von Lillis schelmischem Gesichtchen mit dem Grübchen im Kinn. Aber er wandte sich immer wieder zu Karla. Und sie suchte dann nach einem Gesprächsthema, das ihn, nur

ihn interessieren sollte. Dabei verwirrten sich ihre Gedanken. Seine Nähe machte sie fast zu einem unmündigen Kinde. Jedes Wort, das über die Lippen wollte, schien sich erst formen zu müssen.

Ihm ging es ähnlich. Verlegen ließ er den Schnurrbart durch die Finger gleiten, die so zart und rosig wie die einer Damenhand waren. Bereitwillig sprangen beide auf, wenn der Geheimrat nach Musik verlangte.

Diese Abende waren Karla am liebsten. Sie holte ihre Geige, und er setzte sich an den Flügel. Wie oft verglich sie innerlich das Zusammenspiel mit einem Fluß, der durch blumige Auen dahinfloß. Beides gehörte bei ihr zusammen.

Lilli saß dann in einer Ecke und langweilte sich. Daß sie unbeachtet stillsitzen mußte, verdarb ihr stets die Laune. Und sie war heimlich froh, als Karla einer Schnittwunde am Finger wegen nicht mehr spielen konnte. Sie kam mit Freuden der Aufforderung des Doktors zum Vierhändigspielen nach. Anfangs ging es herzlich schlecht. Hellwig mußte oft innehalten oder einige Takte allein spielen. Lilli senkte den Kopf und errötete. Wie eine hilflose Blume erschien sie immer dem Doktor. Er sprach ihr mit besonders weicher Stimme Mut zu, daß sie es noch einmal versuchte. —

Karlas Finger war bald geheilt. Sie sagte es nicht. Es fragte ja auch niemand. Lilli und Hellwig spielten weiter vierhändig. Sie saß lautlos dabei. Ihr Ohr horchte unwillkürlich scharf, und ihre Augen spähten unablässig. Sie glaubte Saiten mitschwirren zu hören, die den Unterton der banalen Neckereien gaben. Genau sah sie, wenn die Hände der Spielenden sich berührten. Sie rechnete nach, ob es nötig gewesen sei oder Zufall. Und sie war geneigt, immer Absicht dahinter zu finden. Manchmal kicherte Schadenfreude in ihr, wenn sie sich

vergegenwärtigte, wie bald der Doktor seinen Irrtum erkennen müsse, und Lilli ihre Rolle ausgespielt habe. Sie konnte dann nicht widerstehen, der Freundin ein leichtes Scherzwort hinzuwerfen, das auf den heimlich Verlobten anspielte. Lillis Verlegenheit amüsierte sie köstlich, und sie suchte sie noch zu steigern.

Hellwig bemerkte das Spiel und bezog den tieferen Sinn auf sich. Ihn entzückte diese weibliche Scheu.

Bei dem Geheimrat rief Karlas Übermut ganz eigene Vermutungen wach. Die Tochter sah wohl in seinen Augen das ausgeprägte Mitleid, und sie lachte in ihrem Siegesbewußtsein darüber. „Warum soll ich mich nicht verheiraten? Lilli hat gesagt, wenn ich nur wollte. — Und ich will! — Mein soll er werden. Der Himmel hat ihn mir ja zugeführt. Wir sind füreinander bestimmt."

— — — — — — — — — — — — — —

Da erzählte Lilli eines Tages ganz harmlos, daß Hellwig mit ihr daheim vierhändig geübt hätte, damit sie bald ein neues Stück vortragen könnten.

In Karla loderte sofort Argwohn auf. Sie beschloß, bei der nächsten Gelegenheit Lillis Mutter von Karl Schneider zu erzählen und darauf zu bringen, daß die Verlobung veröffentlicht werde. Doch bald empfand sie den Gedanken wie Verrat an der Freundschaft. Sie unterließ es.

Von der Zeit an ließ Karla ihr Haar vorteilhafter frisieren, wählte mit peinlicher Sorgfalt ihre Toiletten aus und tat alles, um den gekrümmten Rücken zu verbergen.

Der Vater freute sich wohl darüber, doch beschlich ihn ein unheimliches Gefühl, wenn er seine Tochter so elegant und geschmückt sah. Die Ähnlichkeit mit der Mutter trat dann scharf hervor. In den dunklen Augen

sah er dieses rätselhafte Leuchten wieder, das wie der Widerschein tiefgründiger Flammen war. Um den Mund sah er denselben herausfordernden stolzen Zug, der da sagt: Ich will gefallen!

Wenn Hellwig zum Abendbrot eingeladen wurde, gab jetzt Karla die Anordnungen für die Tafel. Sie sann immer auf neue Überraschungen. Einmal ließ sie den Tisch in den Erker rücken. Ringsum schlangen sich grüne Girlanden. Sie nickten von der Decke und schmiegten sich an die Wände, jeden Vorsprung umarmten sie. Die elektrische Beleuchtung war gänzlich ausgeschaltet. Das Mondlicht fiel durch die bunten Fenster und streute farbige Kugeln umher. Das Porzellan war durch schweres Silbergerät ersetzt, dessen matter Schimmer den traumhaften Reiz erhöhte.

Das nächste Mal war der Eßsaal in strahlendes Licht getaucht. In eitel Freude schien Kristall und Porzellan zu funkeln.

Der Geheimrat war ebenso überrascht wie sein Gast über Karlas unerschöpfliche Phantasie.

„Kommt Ihre Freundin heute nicht?“ fragte Hellwig während des Abendessens ganz nebenbei.

Karla warf den Kopf zurück. „Denkt er vielleicht, ich bin eifersüchtig?“ überlegte sie. Ihre Stimme klang etwas scharf: „Vermissen Sie Lilli? — Ich werde sie das nächste Mal bitten.“

Verwundert blickte Hellwig sie an, ihm war der fremde Ton nicht entgangen. Aber er lächelte bald und scherzte: „Ich kann mir Sie ohne den lichten Hintergrund nicht denken. Ich bewundere Ihre Freundschaft, sie ist eine seltene Blume, und ich möchte nicht der Grund des Welkens sein.“

Der Geheimrat brach lachend dem Zwischenfall die Spitze ab, er hob sein Glas. „Sie werden ja ganz

poetisch, mein Lieber. Stoßen wir an auf die zwei Unzertrennlichen!"

Die Gläser klangen zusammen. Als Karla ihr Glas dem Gaste zu hob, sah er sie so siegesbewußt überlegen an, daß sie seinem Blick auswich. Sie schämte sich ihrer kurzen Antwort. Sie glaubte sich verraten.

Besonders elegant war Karla zu dem nächsten Abendessen gekleidet. Sie hatte sich auch keine Mühe verdrießen lassen, den Abend anheiternd zu gestalten. Lilli war dazu eingeladen. Sie hatte ein Kleid angezogen, das durch seine Einfachheit etwas wie Rührung weckte, ihr ganzes Benehmen war auf einen bescheidenen Ton gestimmt. Sie fand sich wie im Feenreich und spielte das naiv ergötzte Kind meisterhaft.

Karla bemühte sich, liebenswürdig zu sein und unbefangen zuzusehen, aber ihr war, als hätte die Freude einen Gifthauch. Alles, was Lilli lobte, war ihr von der Zeit an verleidet. Sie wollte es sich nicht zugestehen, die Verstimmung sollte keine Macht über sie bekommen, sie suchte sich zu verkleinern und schalt sich: „Ich bin ungerecht gegen Lilli. Sie hat mir alles erzählt. Vom ersten Wort, das sie mit ihrem Bräutigam gewechselt hat. Wie häßlich von mir, alles für mich zu behalten. Wenn sie das nächste Mal einen Brief bei mir abholt, will ich ihr beichten."

Aber doch wußte Karla nicht, wie sie anfangen sollte, als der erwartete Moment eintrat.

Lilli las nicht mehr wie früher die Briefe sofort. Sie steckte sie in die Tasche. Ihre ersten Fragen galten der Musik. Sie wollte sich immer vorbereiten.

„Ach, Karla, wenn ich nur halb so gut spielen könnte wie du! Ich würde den ganzen Tag musizieren." Sie sprang auf und breitete die Arme weit aus. Dann sah sie sich suchend im Zimmer um. „Hast du keinen größeren

Spiegel hier? Der venezianische ist zu klein. Man sieht nur den Kopf. Ach so — du hast ja deine Gründe."

„Den hat mir Vater geschenkt, als ich aus der Pension kam." Karlas Stimme klang rauh.

„Ja, ich weiß. Hast einen guten Papa. Er gibt dir alles, was du willst."

Langsam strich Karla über das Stuhlkissen neben sich. „Gewiß!" sagte sie gedehnt. „Er möchte mir oft mehr geben, als er kann."

Lilli glaubte zu verstehen. „Armes Ding!" Sie streichelte teilnehmend Karlas Hand. „Trägst du schwer daran? Ach, es ist eben nichts vollkommen in der Welt. Aber weißt du, es ist gar kein so großes Glück, sich zu verheiraten. Bei zehn Fällen geht es doch neunmal schief." Sie zog die Stirn kraus und setzte eine altkluge Miene auf.

„Das sagst du?" Verwundert richtete sich Karla auf. „Du, eine so glückliche Braut?"

„Braut?" Die Falten auf der Stirn wurden stärker. „Du siehst ja, wir kommen nicht vom Fleck. Du mußt nicht denken, daß ich Herrn Schneider nicht mehr mag. Ich liebe ihn immer noch. Aber es ist doch langweilig, so weit auseinander zu sein. Einer ist wie der andere, sagst du immer, wer weiß —"

„Es gibt Ausnahmen," unterbrach Karla lebhaft. „Es gibt Männer, die sehen nicht aufs Äußere, wie —" Sie hielt inne. Sie konnte ihr süßes Geheimnis nicht preisgeben.

„Ach!" spottete Lilli. „Die sehen dann in den Beutel. Glaub mir, Karla, ich kenne die Welt."

Karla schaute verwirrt auf. Wollte Lilli damit auf Hellwig zielen? „Ach was, der ist ja reich und hat eine glänzende Laufbahn vor sich," dachte sie. Dann kam plötzlich ein Gedanke, der erschreckte sie. „Warum

zögert er aber so lange? Der Sommer, der Herbst ist vergangen, die Wintertage längst vorbei. Sollte das Staatsexamen, das er zu Ostern noch vor sich hatte, ihn abhalten?"

Karla grübelte während der täglichen Spazierfahrt darüber weiter nach. Jeden Nachmittag um drei Uhr kam der Wagen, um den Geheimrat in den Wald zu fahren, wo er ungestört auf einsamen Wegen Erholung suchte. Oft fuhr die Tochter mit. Heute war der Vater mit einem Brief in der Hand zu ihr gekommen. „Karla, fahr allein! Kannst ja in die Stadt fahren. Ich kann nicht mit, eine wichtige Konferenz hält mich zurück."

Sie gab dem Kutscher keine Weisung, nach der Stadt zu fahren. Trotz des trüben Märztages hatte sie das Verdeck zurückschlagen lassen. Der kühle Wind tat ihr wohl. Das Sausen in den Baumkronen war die richtige Melodie zu ihren Gedanken. Es war ein jäher Wechsel. Aufbrausendem Triumph folgte tiefste Schlaffheit. Der Sturm bog gewaltsam die dicken Äste, daß sie ächzten. Aber sein Wille konnte sie nicht gebeugt halten. Immer wieder richteten sie sich auf. Karla hatte die Hände fest ineinander geschlungen. In ihr tobte ein heftiger Kampf zwischen Begehren und Entsagen. Vergeblich rang die Vernunft mit dem Herzen. Unbewußt breitete sie die Arme aus. Ein banges Erwarten, ein freudiger Schauer rieselte durch ihren Körper.

Die Pferde verfolgten den Weg in alten Wagenspuren. Der Kutscher trieb sie nicht an. Karla lehnte mit verträumtem Ausdruck in dem Polster. Sie kam sich wie ein Kind vor am heiligen Abend. Und ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Was würde der Frühling ihr noch bringen? Sie lauschte dem Wind und fühlte sich von flüsterndem Glück umringt.

Drüben auf dem Fußweg ging ein Paar. Karla sah

von fern durch die Bäume das mattblaue Kleid schimmern und den Mantel des Begleiters flattern. Das Paar erschien ihr eine gute Vorbedeutung.

Der Wagen fuhr jetzt schneller. Es ging bergab. Karla lächelte immer noch — — —

Da gellte ein Schrei. Das Mädchen drüben hatte ihn wohl ausgestoßen, als sich ihr Begleiter zum Kuß über sie beugte. Oder war es Karla selbst gewesen? Wie vom Schwindel erfaßt, sank sie zurück. Hatte sie recht gesehen? Sie drehte sich im Wagen um. Das Paar war verschwunden. Lilli — Doktor Hellwig!

Sie fühlte ihre Wangen brennen. In ihren Schläfen begann das Blut zu hämmern. Der Atem fand keinen Ausweg. Ihre Augen öffneten sich weit. Der ganze Körper schüttelte sich im Frost.

Hellwig und Lilli!

Verlor sie denn nicht den Verstand? Angst packte sie. „Du mußt deine Fassung behalten."

Und da durchflutete sie ein einziger großer Schmerz. Es war ein Schmerz, den sie noch nie gefühlt, der sie betäubte. Ihr war eine Wunde geschlagen worden, die niemals heilen konnte. Sie fühlte namenloses Weh. Ihr Kopf sank schwer zur Seite. Aber nur ein paar Augenblicke.

„Lilli und Hellwig!" gellte es ihr wieder in den Ohren. Ihre Hände ballten sich, daß sie die Nägel spürte. „Den Triumph sollen sie nicht haben!" Ihr Stolz straffte sich, ihr Verstand schien jetzt doppelt geschärft. Wäre der Vater zu Haus jetzt ihr entgegengetreten mit der Bitte, sie möge ihn in eine Gesellschaft begleiten, dann hätte sie zugesagt und mit ihrer Laune alle Menschen vortrefflich unterhalten. Jeder Muskel war in ihrer Gewalt.

„Der singende Bajazzo mit blutendem Herzen,"

ironisierte sie sich selbst, als sie in ihr Zimmer trat. Sie schleuderte den Hut von sich. Er riß eine Vase mit Blumen um und flog in die Ecke. Das Wasser floß auf den roten Teppich und versickerte bis auf einige Tropfen, die stehen blieben. Sie wandte sich ab. Ihr Blick fiel auf den Spiegel. Mit einem Aufschrei schleuderte sie eine kleine Nippfigur nach dem venezianischen Glas. In das Klirren der springenden Splitter gellte ihr Lachen.

Sie ließ sich in einen Sessel fallen und verschränkte die Arme hinter dem Kopf und streckte die Glieder von sich.

So fand sie der Vater.

„Was ist passiert, Karla?"

„Nichts von Bedeutung, Papa." Klar und hell klang ihre Antwort. „Der Spiegel ist zerbrochen. Er war doch recht unbrauchbar. Ich muß einen großen haben, weißt du, einen, der die ganze Figur zeigt." Sie wandte den Kopf nach dem Fenster.

Des Vaters bedauernde Worte beachtete sie nicht.

Draußen zerzauste der Frühlingssturm immer noch die Bäume. Ihre kahlen Zweige schlugen auseinander und trafen die Fensterscheiben, und wieder schlugen die Kronen zusammen. Dürre Äste verloren den Halt, aber auch mancher Zweig brach, der schon dicke schwellende Knospen trug.

Karla sah gedankenlos zu. Eine Willenslähmung war über sie gekommen. Mechanisch drehte sie wieder den Kopf. Ein fremder Zug lag in ihrem Gesicht. Ihre Augen erblickten die zerbrochene Vase und den dunklen Fleck auf dem Teppich. Immer fort, ganz ohne Bewußtsein starrte sie hin. Die Lider begannen zu brennen. Aber sie ließ nicht von dem Punkt. Immer heftiger schmerzten die Augen. Sie regte sich nicht.

Sie schien kein Glied zu fühlen. Langsam perlten Tränen über ihre Wangen.

— — — — — — — — — — — — —

Lilli kam nicht mehr zum Musizieren. Sie hatte sich erkältet, wie sie schrieb.

Der Geheimrat bedauerte es sehr. „Nun bist du ganz allein! Doktor Hellwig steht vor dem Examen und kann auch nicht kommen. Aber was meinst du, wenn ich mich freimachte und mit dir jetzt an den Genfer See ginge? Ehe der Sensenmann kommt und mich holt, will ich doch mein Versprechen einlösen."

„Aber Papa!"

Sie sahen sich beide forschend an, und aus beider Augen blickte ein Schwur: „Wir bleiben zusammen!"

Die Vorbereitungen für die Reise wurden schnell gemacht. Nach acht Tagen schon war der Geheimrat mit seiner Tochter in Montreux. In einem Hotel, das seine modernen Sandsteinfassaden dem See zuwandte, stiegen beide ab. Karla strich sich über die Stirn, als ob sie sich auf etwas besinnen mußte, als sie die Schneeriesen wieder herübergrüßen sah. Ihr war wie einem Schwermütigen, der den Frühling kommen sieht und hoffnungslos ihn gehen läßt. Das Leben stand so dunkel vor ihr, als gäbe es keine Sonne mehr am Himmel.

Die Briefe von Lilli, die öfters schrieb, schienen wie aus langvergessenen Zeiten zu kommen. Anfangs las sie nur mit Widerwillen diese Zeilen. Endlich, als sie sah, daß Lilli wie eine gute anhängliche Freundin schrieb, überwand sie sich und antwortete absichtlich in einer Art, aus der man eitel Freude und Lebenslust spürte. Da wagte denn Lilli „ganz im Vertrauen" von ihrer Verlobung mit Doktor Hellwig zu sprechen. „Du hast es gewiß schon lange kommen sehen, liebe Karla,

und wirst Dich über meinen Sinneswechsel nicht wundern. Du weißt, daß sich jeder Mensch einmal irren kann. Ich bin sogar froh, daß alles so gekommen ist. Jetzt mag die gute Langbein die Gelegenheit wahrnehmen —"

Karla faltete den Bogen langsam zusammen. „Ob es mir schwer fällt, ihr Glück zu wünschen?" Es war so still im Garten, da konnten die Gedanken weit ausholen und tief graben. Die Augen ruhten auf dem See. In dem einförmigen, langsamen Wellenspiel lag etwas Beruhigendes. Sie dachte an die Begegnung damals im Walde. Die Erinnerung schmerzte noch, aber ihr Stolz litt nicht mehr darunter. Wie dem Krieger die geschlagenen Wunden nicht als Zeichen der Niederlage gelten, sondern nur zur Lehre, so war ihr das Vergangene. Zum ersten Male regte sich in ihr wieder ein Hoffnungsgefühl.

Da fuhr sie erschrocken auf. Ein Herr stand vor ihr und zog den Hut: „Gestatten Gnädige?"

Karla sah ihn an. Ihr Blick hatte etwas Abweisendes. Aber Mister White, einer der Hotelgäste, wartete gar nicht auf Antwort. Er nahm auf der Bank Platz und sagte ihr sofort, daß er sie schon oft spielen gehört habe und sie näher kennen lernen möchte.

„Der Ton schallt über den Garten nach dem kleinen Gartenhäuschen, in dem ich wohne. Ich bin hier, um meine Nerven zu beruhigen. Der Winter in Amerika war zu anstrengend für mich. Aber ohne Übung will ich nicht bleiben. Wollen Sie mit mir üben? Nur ein paar Sonaten!"

White war der Held des Hotels. Karla wußte nicht genau, warum die Damen für ihn schwärmten, denn er hatte absolut kein bestechendes Äußere. Galt es seinem Spiel, oder war ihnen sein gehaltenes Wesen so fesselnd?

Jedenfalls war er Karla gleichgültig. Ja früher! Da hätte sie bei solcher Aufforderung gejauchzt, heute kam ihr nicht einmal ein befriedigendes Gefühl.

Sie sah ihren Nachbar prüfend an. „Wir können's ja im Musikzimmer einmal versuchen," warf sie hin.

Der Amerikaner schien kein freundlicheres Entgegenkommen erwartet zu haben, seine Miene blieb unbeweglich. Er erhob sich mit kurzem Dank und ging wieder.

— — — — — — — — — — — — — —

Nachmittags nach der Teestunde trafen sie sich regelmäßig im Musiksalon. Sie spielten moderne Werke. Bald drängten sich die Hotelgäste herbei und umstanden den Flügel. White ließ sie gewähren. Als sie merkten, daß sie ihm Luft waren, blieben sie nach und nach wieder fort. Schließlich war er mit Karla allein. Gesprochen wurde nicht viel. Bei der Begrüßung reichte er ihr die knochige Rechte. Eine flüchtige Frage nach dem Befinden, und schon hatte er die Noten aufgeschlagen.

Er gab ihr auf dem Flügel den Ton an. Sofort, wenn die Geige gestimmt war, begann das Spiel. Seine Blicke streiften kaum ihre Gestalt. Er schien ihr Äußeres, ihre Toiletten nicht zu sehen, ebensowenig dachte er an eine Kritik ihrer Leistungen.

Manchmal kam der Geheimrat und hörte zu. Ihn erfreute Karlas Spiel, das voller geworden war. In den Klängen war ein warmer Hauch. Eine Seele rang zum Licht.

„Sie ist jetzt auf dem richtigen Weg," klang es in des Vaters Brust. „Gottlob, sie beginnt zu überwinden! Ich will ihr helfen, meine Schätze ihr geben, die ich in stillen Stunden gesammelt habe."

Vor seinen Augen reihte sich Bild an Bild. Winterabende, in denen er seine Kunstmappen hervor holen würde, um ihr Auge für die Schönheit empfänglich

zu machen, aus guten Büchern wollte er ihr vorlesen, um ihrem Geist Schwingen zu geben. „Es ist ja noch Zeit, noch nicht zu spät!“ —

White spielte ohne Ermüdung. Karla spannte ihre Kräfte an, um bis zuletzt frisch zu bleiben. Aber sie täuschte ihn nicht. Er brach dann ab und lächelte, Karla kam es wie Mitleid vor.

„Wollen Sie, bitte, einmal zuhören, ob das klingt?“ Er spielte eine eigene Komposition.

Karla blieb sitzen. Je schärfer sie urteilte, desto zufriedener wurde er. Als er fertig war, ging er mit knappem Gruß und Dank. Karla blieb noch.

Ihr war es nicht sofort möglich, mit anderen den gewöhnlichen Gesellschaftston anzuschlagen. Sie merkte wohl, daß ihr Geist nicht mehr wie früher die Spannkraft hatte, und diese heimliche Ruhe tat ihr wohl. Gerade von dem Sessel aus konnte sie durch die Glastüren nach dem Wintergarten schauen, der ein paar Stufen tiefer lag. Ein geschickter Architekt hatte auch die Schneeberge mit zu benützen gewußt. Die gegenüberliegende Glaswand besaß eine zweite Tür, die den Blick durch den immergrünen Garten über den Genfer See führte. Das leuchtende Weiß jenseits gab einen feierlichen Abschluß.

Eben verschwand die Sonne wie ein tieferglühtes Mädchengesicht, das sich nach dem ersten Kuß abwendet. In der Luft zitterten noch rosige Schleier, sie senkten sich leise auf den Wasserspiegel. Karla sah alles und gewahrte doch wiederum nichts. Ihre Gedanken schienen heimlich Wege zu schleichen, die mit Rosen gesäumt waren. Unwillkürlich verglich sie die Musikstunden mit den Abenden zu Hause. Wie kindisch und oberflächlich waren diese gewesen! Nur Mittel, um andere Gefühle zu wecken und zu verbergen. Ja,

selbst Hellwig erschien ihr jetzt so unbedeutend, daß sie gar nicht begreifen konnte, wie sie ihn geliebt hatte. Sie kam sich jetzt weit gehobener vor.

— — — — — — — — — — — — —

Auch die Scheu vor den Menschen hatte sie bald verloren. Selbstbewußt ging sie durch die Kreise der Hotelgäste. Das heimliche Lachen hinter ihr hörte sie nicht.

So waren Wochen vergangen. Der alte Geheimrat drängte zur Abreise. White war überrascht. An eine Abreise Karlas hatte er nie gedacht.

„Warum jetzt schon?“ fragte er.

„Mein Vater wünscht es.“

„Bleiben Sie wenigstens hier!“

„Es geht nicht.“

„Warum nicht?“

Karla senkte den Kopf. So verschämt erröten wie Lilli konnte sie nicht. Sie hatte es nicht gelernt.

Er hätte es auch gar nicht beachtet. Seine Augen suchten die Noten. „Ich wollte wenigstens noch den letzten Satz mit Ihnen durchspielen. Ich war so eingespielt mit Ihnen. Zu schade!“

Karla seufzte. Es verstimmte sie selbst, jetzt abreisen zu müssen.

Es war die letzte Stunde, die ihnen zur Verfügung stand, und sie spielten ein leichtes vierhändiges Stück. Karla griff oft falsch.

White sah sie erstaunt durch den Klemmer an. „Was sie nur hat?“ fragte er sich. Endlich glaubte er es zu verstehen. Ein geschmeicheltes Lächeln ging um seinen bartlosen Mund. Seine farblosen Augen begannen zu zwinkern. Er rückte näher. Sie wich. Wieder griff sie daneben. Da faßte er rasch nach ihren Händen, drückte sie auf die Tasten und beugte sich vor, ihr ins

Gesicht blickend. Er sah in ein Paar dunkle, schwimmende Augen.

Später wußte er eigentlich nicht, was es gewesen war, das da so urplötzlich über ihn kam. War es wirklich ein inneres Verlangen oder nur Mitleid, als er Karlas Schultern umschlang, um ihr den Kuß zu geben, den sie so heiß mit allen Fibern ihres Wesens zu begehren schien. Einen Moment fühlte er den Körper in unwillkürlicher Gegenwehr zucken. Der Widerstand reizte ihn, er packte fester zu. Er preßte seine Lippen auf ihren Mund.

Aber sie entwand sich seinem Arm. Polternd fiel der Sessel zu Boden. Karla war durch die Glastür nach dem Wintergarten verschwunden.

Langsam stand White auf. Die Hände in den Hosentaschen, blieb er vor dem Fenster stehen. Er kam sich sehr ernüchtert vor, wie ein Junge nach einer Ohrfeige. Er war ärgerlich, sich so wenig beherrscht zu haben.

Da wurde die Tür aufgerissen, ein Landsmann von ihm kam herein und schlug ihm auf die Schulter. „Nun, wie steht's?"

„Was?"

„Die schöne Karla reist also doch ab?"

„Meinetwegen."

„Keine Eroberung gemacht?"

„So einen Buckel? — Na, ist doch eine wie die andere!"

Er lachte schallend auf, doch jäh brach er ab. Ein dumpfer Ton kam aus dem Wintergarten.

Erschrocken drehten sich beide um. Wie eine Vision sahen sie ein verzerrtes Gesicht. Dann schlug eine Tür zu.

Der Amerikaner stand da und preßte die Lippen aufeinander.

„Da sehen Sie," fuhr der Landsmann fort und

zeigte über den See. „Die Segelboote kehren alle heim. Es gibt Sturm heute nacht.“

White kehrte kurz entschlossen, ohne ein Wort zu sagen, dem anderen den Rücken. Er wollte den Geheimrat aufsuchen, doch der Kellner meldete, der Herr Geheimrat sei eben beim Schreiben von Depeschen.

Langsam schlenderte er nach der Ausgangstür. Er wollte nach dem Gartenhaus. Im Garten beugte der Wind tief die Bäume. Beim Vorübergehen schlug ihn ein Ast ins Gesicht. Er sprang, mehr als er ging, nach dem Eingang. Immer zwei Stufen auf einmal nahm er die Treppen. Von seinem Balkon beobachtete er die Ufer des Sees. Doch viel konnte er nicht sehen. Die Nacht brach rasch herein.

Wie ein Grauen kroch es ihm da ins Herz. Er sah vor sich einen Körper im See herumgeschleudert. Aufgelöste Haare bedeckten ein bleiches Gesicht, die Hände schienen nach einem Halt zu suchen.

Seine Lippen zitterten. „Ich will doch noch einmal hinüber und mich erkundigen,“ dachte er.

— — — — — — — — — — — — — —

Lillis Mutter legte den schwarzgeränderten Bogen fort. Traurig sprach sie zu dem Verlobten ihrer Tochter: „Es ist ein harter Schlag für den alten Geheimrat. Was sagt nur Lilli dazu?“

Doktor Hellwig zuckte die Schulter: „Lilli hat gesagt, alle Jahre kämen welche in dem See um, und für Karla wäre es vielleicht am besten so.“

Dolomitenkraxelei am Elbestrand.

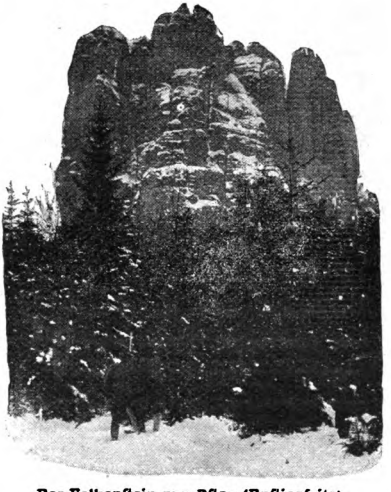
Von Emil Süß.

Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Als man zuerst die stolze Bezeichnung „Sächsische Schweiz“ auf das Sandsteingebirge rechts und links der Elbe anwandte, wurde ihm kein geringer Dienst erwiesen. Es war gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Der in Goethes wie in Rousseaus Jugendwerken zum Ausdruck gelangte Sinn für die romantische Naturschönheit war eben im Begriff, ein Gemeingut der Gebildeten in allen Ländern Europas zu werden. Die hochtönende Bezeichnung „Sächsische Schweiz“ für das an landschaftlicher Romantik allerdings ungemein reiche „Meißner Oberland“ führte der von Dresden aus so leicht zu bereisenden Landschaft sehr bald viele Besucher zu. Eine Reise aus dem nördlichen Deutschland in die wirkliche Schweiz war damals noch eine so umständliche, zeitraubende und kostspielige Sache, daß nur verhältnismäßig wenige Naturfreunde schon damals bis hinauf zu der Alpenherrlichkeit drangen. Auch Schiller, als er an den Entwurf des „Tell“ ging, mußte, so sehr es ihn drängte, die von ihm zu schildernde Umgebung des Vierwaldstätter Sees mit eigenen Augen zu schauen, auf eine Reise in die Schweiz verzichten.

Seitdem dagegen das Besteigen von Gletschern und Alpengipfeln für uns Deutsche ein allgemein beliebter Sport geworden ist, an dem allsommerlich Männer und Frauen aus allen Ständen zu Tausenden teilnehmen,

hat das übertriebene Lob, das in der Bezeichnung „Sächsische Schweiz“ enthalten ist, der einst so überschwenglich bewunderten Landschaft nachträglich Schaden gebracht. Der Name forderte die vielen, die nun mit eigenen Augen die Schweizer Alpen in der Nähe gesehen hatten, zu Vergleichen heraus, denen die verhältnismäßig niedrigen Sandsteinkegel des sächsischen Elbetals in keiner Hinsicht gewachsen sind. Die Verbilligung der Eisenbahnfahrten, die Erleichterung, die in allen Teilen der Alpenwelt der Bergsport fand, taten das Ihre, um eine gewisse Geringschätzung der mehr idyllischen Reize unserer deutschen Mittelgebirge in der Touristenwelt aufkommen zu lassen.



Der Falkenstein von Osten (Anstiegseite).

Da liegt denn eine Art Sühne in der Tatsache, daß neuerdings die Sächsische Schweiz gerade zu einer „Versuchsstation“ alpinen Kletterspors geworden ist, und daß die sonst nur um ihrer romantischen Eigenschaften willen gepriesenen Felsentäler des „Meißner Oberlands“ der Aufgaben wegen, die sie dem Bergsteiger stellen, eine besondere Anziehungskraft ausüben.

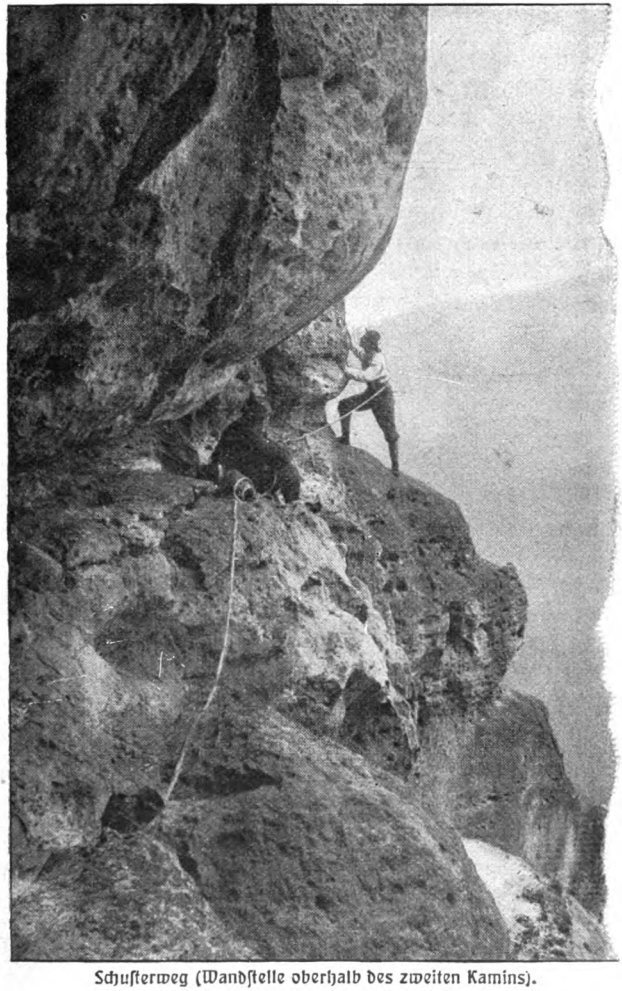
Seit dem Bekanntwerden der Dolomitenwelt Südtirols und der Entdeckung, daß die scheinbar unersteig-

lichen, schier senkrecht aufsteigenden Riesenwände der nackten Kalkberge im Süden des Pustertals für den gewandten Kletterer doch ersteigbar sind, hat sich als eine besondere Art des Bergsports die „Dolomitenkraxelei" entwickelt. Die eigentümliche Struktur der gewaltigen Kalkpyramiden, von denen manche die Höhe von 3000 Meter überragen, mit ihren zahllosen Zerklüftungen, kleinen und großen Felsnadeln, Kaminen, plattigen Wänden, Rissen, Felsbändern und -graten bietet dem geübten Turner Aufgaben, die seine Kunst fortgesetzt und abwechslungsreich in Anspruch nehmen.

Ähnliche Aufgaben stellt nun die Besteigung einzelner der gewaltigen Felsblöcke der Sächsischen Schweiz, und an ihnen die Kraft zu erproben, erscheint gerade angehenden Dolomitenkletterern nützlich und auch geübten interessant genug, wenn ihre Höhe auch nur einige hundert Meter beträgt. Unsere Abbildungen veranschaulichen aufs deutlichste an dem Beispiel einer Besteigung des Falkensteins die Schwierigkeiten, welche bei solchen Unternehmen die turnerische Geschicklichkeit im Bunde mit völliger Schwindelfreiheit zu überwinden hat.

Der Weg zum Falkenstein führt von Schandau über die Ostrauer Scheibe. Von Wald umgeben, steigt er aus den Tannen mit seinen geraden wettergrauen Felswänden empor, als habe ihn noch keines Menschen Fuß betreten. Doch trägt er seit einigen Jahren auf seiner Spitze ein Wahrzeichen; das haben die „Falkensteiner" gestiftet. Diesen Namen führt ein engerer Kreis von Mitgliedern der Sektion Dresden des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, dem es zu danken ist, daß die für unersteiglich geltenden Felsengipfel der Sächsischen Schweiz zu „Sportobjekten" des Alpinismus geworden sind.

Die „Falkensteiner" haben jedoch auch schon ihre



Schusterweg (Wandstelle oberhalb des zweiten Kamins).

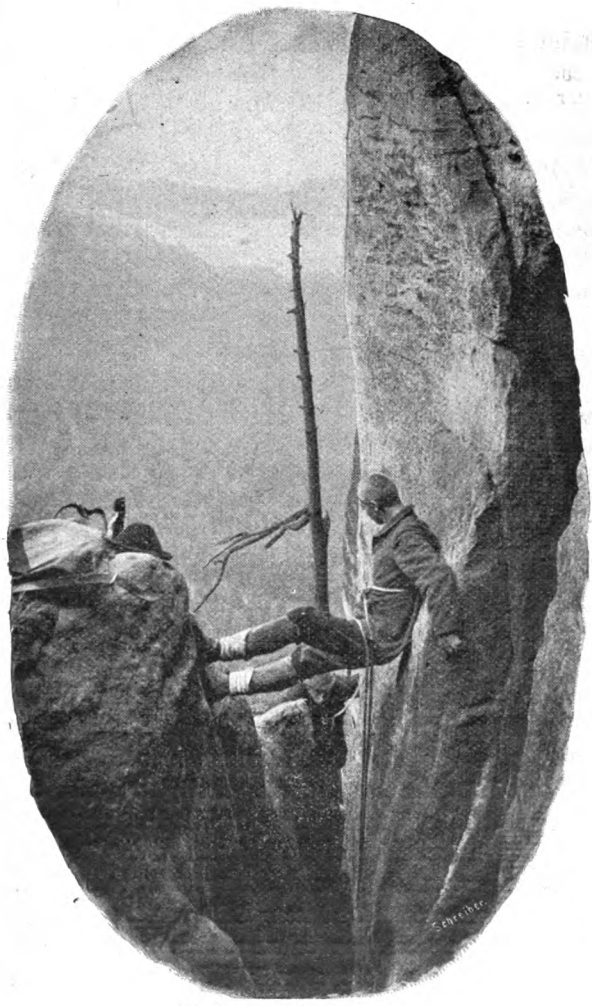
Vorgänger gehabt. Der bereits im Mittelalter bekannte „Turnerweg“ soll in den Zeiten des Hussiten- und

des Dreißigjährigen Kriegs mit Holzstufen in den Kaminen ausgestattet gewesen sein. An der Wand neben dem Einstieg zu diesem Pfad findet sich die ins Gestein gehauene Inschrift „J. C. H. 1631". Jene auch von Götzinger 1812 erwähnten Holzstufen sind längst nicht mehr vorhanden, aber deutliche Spuren von Balkenlagern auf dem Gipfel wie an der Nordwand lassen den Schluß zu, daß das Felsennest in längst vergangener Zeit verfolgten Menschen als Zufluchtsort gedient hat. Von der Felsenhöhle des „Kuhstalls" bei Schandau unterhalb der „Bastei" ist dies ja direkt überliefert.

Die erste touristische Besteigung des Falkensteins wurde im Jahre 1864 von fünf Schandauer Turnern ausgeführt; daher der Name „Turnerweg". Ihnen folgten im Jahre 1868 Dresdener Turner, die ihre Namen auf dem Gipfel in einer Schlucht einmeißelten. Erst zehn Jahre später wurde eine dritte Besteigung und zwar durch vier Mitglieder der Sektion Schandau des Gebirgsvereins ausgeführt. Alle diese Ersteiger benützten den Turnerweg.

Vierzehn Jahre darauf, während welcher Zeit der Falkenstein unbesucht blieb, gelang es den Herren Schuster und Klimmer aus Dresden, den neuen Aufstieg zu finden, der nun den Namen „Schusterweg" führt und den inzwischen die „Falkensteiner" etwas „gangbarer" gemacht haben. Das Wahrzeichen, das einer der Ihren, Herr Julius C. Dümler, gestiftet hat, besteht aus einem großen, zweieinhalb Meter klaftern-den kupfernen Falken, der sich als Windfahne um eine Stange dreht und sein rostiges Kreischen in das Geschrei seiner lebenden Genossen mischt.

Man richtet sich bei Besteigung des Falkensteins wie zu einer Dolomitentour aus, benützt Seil und

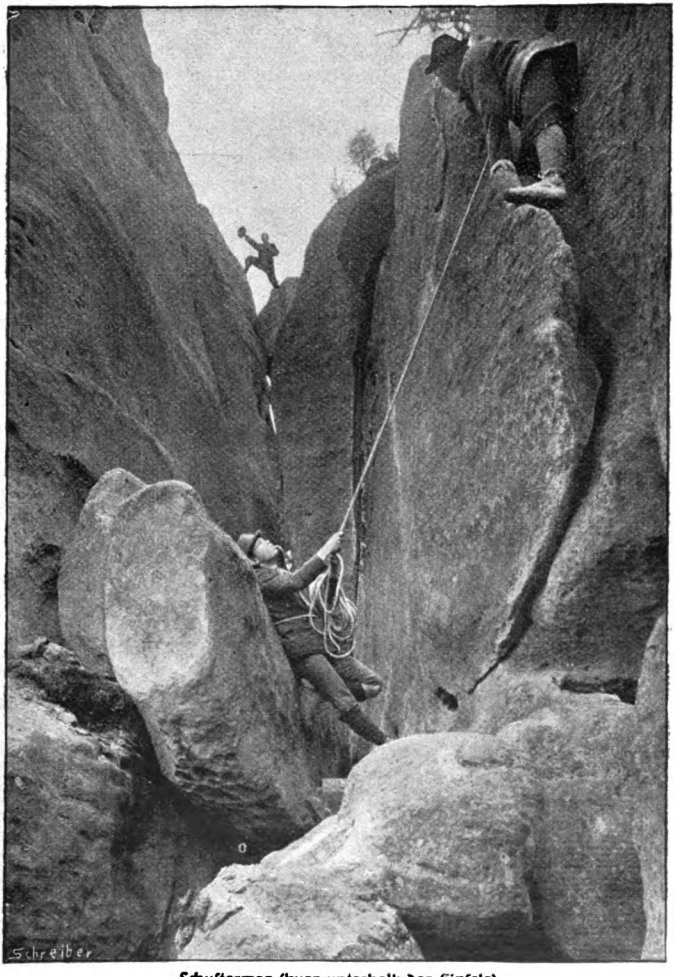


Schusterweg (Stemmkamin).

besondere Kletterschuhe, auch ist die altbewährte Tiroler Gebirgstracht, Kniehosen und Wadenstrümpfe, üblich. Die Besteigung wird stets von mehreren ausgeführt, die sich gegenseitig anseilen, damit im Falle, daß einer abrutscht, ihm Hilfe sicher ist. Alles überflüssige Gepäck, den Rucksack, läßt man unten. Das Tannengebüsch bietet dafür Verstecke.

Der eingehenden Schilderung einer neueren Besteigung des Falkensteins aus der Feder Gustav Klitschers, der daran teilnahm, sind die folgenden Einzelheiten zu entnehmen, zu denen unsere Abbildungen deutlich Anschauung liefern. Die Gesellschaft bestand aus sieben Personen. Es wurden zweimal je zwei, und einmal drei durch das Seil verbunden. Die erste Partie bildeten Kaufmann Madelong aus Leipzig, ein Alpinist ersten Ranges, und Fabrikant Schultze, die zweite Großkaufmann J. C. Dümler und der Landschaftsmaler Rowland, die dritte Rechtsanwalt Doktor Gühne, der genannte Berliner Schriftsteller Klitscher und der mit der Sicherung des Schlusses betraute Direktor Doktor Faul aus Dresden.

Gewöhnlich wird der Schusterweg zum Aufstieg, der Turnerweg zum Abstieg benützt. Danach richteten sich auch unsere Kletterkünstler. Am Nordostabhang des Berges zeigt sich, im Tannengrün verborgen, der Einstieg in den ersten Kamin. Mühsam zwängt sich der ahnungslose Gast empor. Er hält dies Kinderspiel schon für eine beschwerliche Arbeit. Bald kommt es aber ganz anders. In der Höhe von etwa zehn Meter schwingt man sich mit kühnem Tritt ins Ungewisse um eine Felsnase, von dem ersten rechten in einen linken Kamin. In dem geht es mit Hilfe von Wurzelwerk ziemlich leicht aufwärts, und bald ist eine grasbewachsene Platte erreicht, die einen angenehmen Rastplatz gewährt.



Schusterweg (kurz unterhalb des Gipfels).

Drunten dehnen sich die lieblichen Wälder aus, über uns aber ragen die Felswände so schroff und abweisend

herum, durch einen verhältnismäßig einfachen Kamin kommt man nun an eine große Platte, die früher mit Erdreich und Moos bedeckt und für die ersten Ersteiger wohl passierbar war. Heute ist sie völlig glatt gewaschen und ohne ein fünfundzwanzig Meter langes Drahtseil, das die „Falkensteiner" dort angebracht haben, wäre sie nicht zu überwinden.

Von hier führt ein Naturtunnel zunächst ein Stück abwärts. Tritt man heraus, so sieht man sich der schwersten Stelle des Weges gegenüber, dem Ansatz des sogenannten Reitgrates. Fast senkrecht fallen hier die mächtigen Sandsteinplatten ab, nur ganz wenig Standplatz bleibt für den Ersteiger. Es gilt, sich auf eine Felsrippe zu schwingen, die sich an der Wand emporzieht. Mit Mühe und Not gelingt dies, dann geht es rücklings die Rippe hinauf; zur Linken klafft eine tiefe Spalte, rechts gähnt ein grausiger Abgrund. Nachdem man den Reitgrat überwunden und die Spalte übersetzt hat, verläßt der Pfad die Außenwände des Massivs und wendet sich seinen inneren Schluchten zu. In einer solchen führt er schließlich auf einer schmalen, sich ziemlich steil hinanziehenden Rippe zum Gipfel empor. Der fordert noch die Anspannung der letzten Kräfte. Die Zähne zusammengebissen, die Muskeln gespannt, ein kräftiger Seilzug gibt wertvolle Unterstützung — da sind wir auf dem Gipfel.

Die Rundsicht von hier oben ist lieblich und angenehm, da die Blicke über die Wipfel der Wälder wie über ein leise bewegtes Meer hingleiten. Aus diesem Meer ragen die nächsten Felsgipfel auf, die Hohe Liebe, die Affensteine, die Schrammsteine.

Der Rückweg führt vom Hauptgipfel zunächst zu einer zweiten Felskuppe, auf der vor einigen Jahren Dresdener Schüler und Studenten eine Fahne errichtet

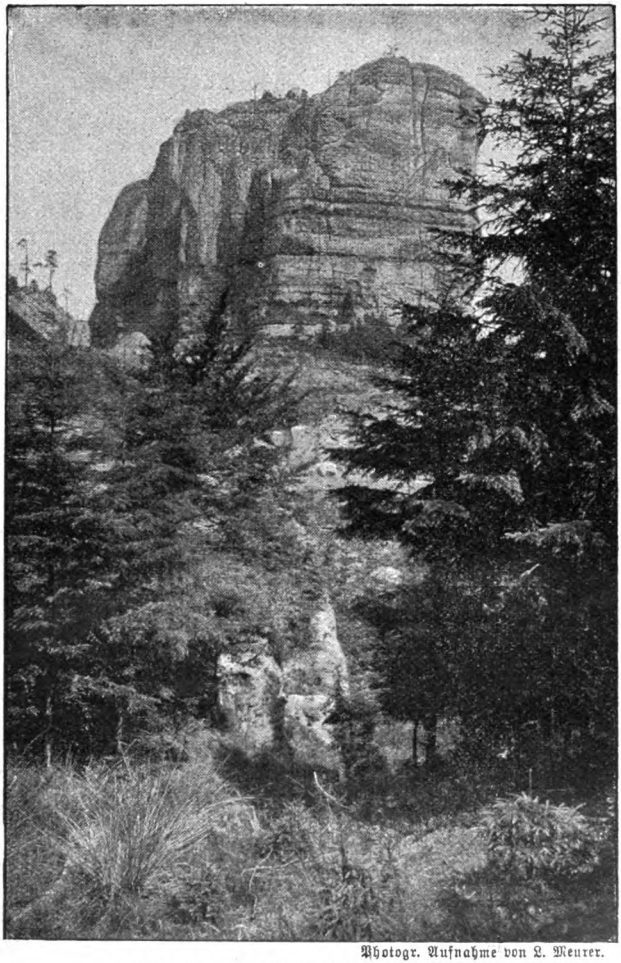
haben. Ihre Reste flattern noch im Winde. Von diesem Nebengipfel ziehen sich zwei aufeinander folgende Kamine hinab bis zu der sogenannten Überfallstelle, wohl dem schlimmsten Punkt der ganzen Kletterpartie. Vor einigen Jahren ist hier ein Herr aus Berlin verunglückt. Es gilt eine etwa meterbreite Spalte zu überschreiten, was gar nicht so schwierig wäre, wenn man nicht dann genötigt wäre, wegen eines Felsüberhangs auf dem Bauch weiterzukriechen. Man muß also sich beim Überschreiten der Spalte mit dem Kopf tief vorbeugen, um sich drüben unter dem kaum vierzig Zentimeter Raum lassenden Felsblocke auf einer schmalen Platte langsam vorwärts zu schieben. Ein grasbewachsenes Plateau bietet dann wenigstens einen Platz zum Ausruhen. Von hier führen große, ziemlich hohe, in den Fels

Turnerweg (Einstiegskamin).

gehauene Stufen, die wohl aus den Zeiten der Raubritter stammen dürften, zu einem durch einen eingeklemmten Felsblock gebildeten Loch. Dies muß rückwärts durchkrochen werden. Gleich dahinter fallen die Wände ganz steil ab und, ins Ungewisse tastend, läßt sich der Kletterer in die Tiefe hinunter. Zum Trost finden sich in den Wänden für Hände und Füße schmale Risse, in denen diese einen Halt haben. So erreicht man eine Felsrippe, die sich an der Wand herabzieht. Diese gleitet man im Reitsitz rücklings hinab, und durch einen nicht allzu langen, unten etwas überhängenden Kamin gelangen wir auf das letzte Plateau. Schon winkt unten die große Buche, bei welcher der Abstieg ausmündet. Aber noch ist ein gut Stück Arbeit zu leisten.

Ein etwa 40 Meter hoher Kamin ist zu überwinden, oben so breit, daß man am besten tut, sich mit Rücken und Ellbogen gegen die eine Wand, mit den Füßen gegen die andere zu stemmen, und so langsam hinabzustreben — unten so eng, daß der hinabgleitende Körper zur Hälfte ins Freie hinausgedrängt wird. Zum Schluß endet der Kamin in einer zwei Meter hohen Wand, aber nur der erste der Gesellschaft braucht diese hinabzuspringen. Für den anderen legt er eine Leiter an, die dort versteckt liegt, und heil und gesund, wenn auch an Haut und Kleidung reichlich geschunden, langen alle wieder im grünen Walde an.

Man kann es dem oben genannten Teilnehmer an der Partie, Gustav Klitscher, nachempfinden, wenn er seine Schilderung mit der Versicherung schließt: „Wer sich vorbereiten will auf die großen Touren in den Alpen, dem können die engen Kamine und glatten Wände des Falkensteins aufs beste empfohlen werden. Da lernt das Auge schwindelfrei den jähen Hang hinab in die Tiefe zu schweifen, und Hand und Fuß erlangen



Photogr. Aufnahme von L. Meurer.

Falkenstein von Südosten (vom Elbleitenweg).

in schmalem Griff und schwankem Tritt Sicherheit, Festigkeit und Kraft."

Die „Dolomitenkraxelei“ im Elbsandsteingebirge hat aber auch eine wissenschaftliche Seite. Diese engen Klüfte und Gänge, durch die man sich emporwindet, sind das Werk des Urelements, das in tausendjähriger Arbeit die ganze romantische Wunderwelt dieses Felsenlabyrinths geschaffen hat. Wie die Gewalt des Wassers, welche die schluchtenartige Talauswaschung bewirkte, auch die terrassenartig aufeinandergetürmten Felsberge gestaltet hat, das wird bei solcher Partie unmittelbare Anschauung.

In den wirklichen Dolomiten Südtirols hat die Kletterei naturkundiger Alpinisten überhaupt erst die richtige Erkenntnis ihrer geologischen Natur vermittelt.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die klugen Schiffe. — Die Seeleute sind bekanntlich Menschen, denen die wunderlichsten und absonderlichsten Geschichten passieren. Darüber kann es bei vernünftigen Leuten gar keinen Zweifel geben. Und wie ich noch auf See fuhr, da merkte ich, daß nicht nur den Schiffern, sondern auch den Schiffen selbst solche eigenartige Begebenheiten vorkommen. Da habe ich denn auch gemerkt, daß ein Schiff niemals ein totes Werkzeug zur Bekämpfung der Elemente ist — nein, ein Schiff hat Verstand. Manchmal mehr als die, die auf ihm sind.

Da hatte ich zum Beispiel auf der Weser ein Erlebnis, das geradezu unheimlich ist. Als wir noch in der Außenweser nach Krabben und Plattfischen suchten, kaufte ich mir ein kleines Fahrzeug von Willem Kreibohm. Willem war ein sonderbarer Mensch. Er war das Gegenteil von einem Kamel: er konnte sieben Tage trinken, ohne zu arbeiten. Das war aber auch das einzige, was ihn von diesem Tier unterschied. Nun, mit Willem seinem Fahrzeug fuhr ich immer die Weser 'runter. Da mußte ich erst durch die Geeste fahren. Und am rechten Geesteufer, gerade hinter dem Leuchtturm, liegt die Kneipe von Mutter Lütjens. Na, und jedesmal, wenn ich mit Willem seinem früheren Fahrzeug an dieser Stelle vorbeikam, da machte das Steuer auf einmal einen Ruck nach rechts. Dann war es, als ob eine Geisterhand das Steuer herumrisse. Nun, und das Fahrzeug gab wahrhaftig nach. Es legte mit einem kühnen Schwung am Ufer an. Was sollte ich da machen? Da bin ich denn jedesmal ausgestiegen.

Ich hatte damals einen Freund. Der hieß Emil Susewind. Dieser Emil war ein ehrlicher Mensch, der sich viel im südlichen Teil des südlichen Eismeeres herumgetrieben hatte. Er hatte als Steuermann sogar eine Südpolarforschungsreise mitgemacht. Den Süd-

pol haben sie aber damals nicht gefunden. Und Emil Susewind, dem ich meine merkwürdige Geschichte erzählte, sagte, das wäre noch gar nichts. Und da erzählte mir Emil Susewind eine Geschichte, die noch viel schöner war.

„Wir fuhren also von Cardiff mit der Bark „Hulda" nach Halifax. Wir hatten außer Kohlen eine Ladung Kognakfässer an Bord. Eines Tages passierte etwas Entsetzliches. Das Wetter war herrlich. Leider zu schön für uns, denn es wehte kein Lüftchen. Die See war spiegelglatt. Und auf einmal sehen wir, daß unser Schiff in Schlangenlinien hin und her schlingert. Es legt sich zur Seite. Mit einem Ruck richtet es sich wieder auf und fällt auf die andere Seite. Du kannst dir unseren Schreck wohl denken. Auf einmal schießt es nach vorne. Klacks liegt es wieder auf der Seite. Wir halten uns alle an Deck fest, so gut es eben geht, und sehen uns dabei ganz mißtrauisch an. Der Kapitän allein schien von all dem nichts zu bemerken. Er machte einen fürchterlichen Krach und behauptete, die ganze Mannschaft sei besoffen. Da auf einmal richtete sich unsere alte Bark in die Höhe wie ein alter Droschkengaul. Und dann ging's los! Ich sage dir, Heinrich, unser Schiff lief da in einem Tempo durch das Wasser, daß selbst unser alter Zimmermann sein Testament machen wollte. Und schließlich merkte auch der Alte, daß wir recht hatten. Wir suchten nun die Ursache zu ergründen, und durch Zufall fanden wir uns alle im untersten Raum wieder. In diesem Raum lag die Kognakladung. Und da fanden wir denn, daß ein Faß Kognak schon am Vormittag ausgelaufen war, und daß also unser Schiff, unsere alte „Hulda" — besoffen war!"

Ich forderte Emil Susewind auf, seine Geschichte Abends am runden Tisch bei Mutter Lütjens zu wiederholen. Und da fand das kein Mensch seltsam. Im Gegenteil. Jan erzählte von einem alten Segelschiff, das bei schlechtem Wetter immer von selbst umdrehte, vor dem Wind auskniff und allein den Hafen aufsuchte. Und Klaus Meyer hatte ein Schiff gehabt, das mußte er im Winter einmal auf Land ziehen, da er bei Eis nicht fahren konnte. Und als er im März wieder nachsah, da war das Schiff ganz dick und rund von dem vielen Nichtstun geworden! Das war aber noch alles nichts gegen den Schoner, auf dem früher Fritz Siggeling gefahren war. Der Schoner fuhr immer so rasend schnell, wenn er einen

Dampfer sah, daß sich die Mannschaft in dem Luftdruck kaum mehr auf den Füßen halten konnte, und daß sie dem Schiff Bremsklötze anlegen mußten. Aber am schlimmsten war es mit Korl Smidt seiner Kuff gewesen. Die hatte mal im Dezember eine Ladung Holz nach Hammerfest. Und da oben war das Wasser so kalt, daß sich das gute Schiff einen regelrechten Rheumatismus weggeholt hatte. Vorne am Bug und hinten am Steuerzapfen war es ganz verschwollen.

Emil Susewind hatte still zugehört. Als Peter seine Geschichte erzählt hatte, sagte er: „Nun will ich zum Schluß noch etwas erzählen, worüber ich mich am meisten in meinem Leben gewundert habe. Ihr wißt alle, daß die Holländer Schiffer, die mit ihren Tjalks unsere Häfen aufsuchen, oft ihre ganze Familie an Bord haben. Ihr wißt ferner, daß meine Frau eine Holländerin ist. Nun will ich euch erzählen, wie wir uns kennen lernten. Eines Tages fuhr ich mit meiner Kuff weserabwärts, und da kommen wir bei Weddewarden an so einer schmucken Holländer Tjalk vorbei. Und auf der Tjalk steht am Ruder ein hübsches, dralles Mädel. Ich nehme mein Fernglas und sehe hinüber. Und auf einmal dreht meine Kuff nach Steuerbord und rennt wie besessen auf die Tjalk los. Ich reiß' im Augenblick das Steuer herum — es hilft nichts. Ich lass' das Segel herumwerfen — es hilft noch weniger. Schon bin ich so nahe, daß ich deutlich die Stimme der Schönen am Steuer vernehme: ‚Du osse, du kamel, du schaabsneus!' Ich will hier bemerken, daß das letzte Wort Schafsnase heißt; die beiden ersteren brauche ich wohl nicht zu übersetzen. Aber da geschah ein Wunder. Als meine Kuff noch etwa zwei Faden von der Tjalk ist, legte sie sich auf einmal mit einem graziösen Schwung an deren Steuerbordseite. Na, ich kann euch sagen, da waren die Holländer aber erstaunt über ein solches Segelmanöver. Die wußten ja nicht, daß mein Schiff ganz genau wußte, was es tat. Na, ich kann mich kurz fassen: Sehen und lieben war eins, heiraten zwei. Und nun kommt Nummer drei! — Was ich euch jetzt erzähle, ist aber wahrhaftig die reine Wahrheit. Damit soll etwa nicht gesagt sein, daß das von vorhin gelogen war. Ihr wißt, ich lüge nie, und ich hasse und verabscheue nichts mehr als eine Unwahrheit. Also es war im Winter. Antje war schon meine liebe Frau, und ihr Vater war bald nach

unserer Hochzeit gestorben. Sie hatte das schöne Schiff geerbt. Und im Winter zogen wir beide Schiffe auf den Helgen. Wir wollten den Winter an Land zubringen, und die Schiffe konnten gleich nachgesehen werden. Als die kleinen Reparaturen beendet waren, überließen wir die Schiffe dem Winterschlaf. Im Frühling holten wir sie wieder hervor. Und wie wir nachsehen, fallen wir vor Schreck fast in den Mond. Zwischen unseren Schiffen stand ein neues allerliebstes kleines Schiff. Unser Paar hatte den Winter über Familie gekriegt! Es hatte Ähnlichkeit mit der Mutter: so 'ne richtige adrette kleine holländische Tjalk!"

Wir wagten vor Erstaunen nicht zu atmen, als Emil Susewind diese merkwürdige Geschichte erzählt hatte. So saßen wir lange. Stumm und starr.

Als wir aufbrachen, fragte ich Emil Susewind, ob er morgen früh wieder zu Mutter Lütgens käme.

Aber er sagte: „Nee, nee! Weißt du, morgen früh kommt der Lotse Krischan Farken an'n Stammtisch. Und der Kerl lügt immer so. Un du weißt, das kann ich nich leiden!" H. Binder.

Wo herrscht das schönste und gesundeste Klima? — Die vom Glück begünstigten Sterblichen, denen es vergönnt ist, ihren Wohnort ganz nach Belieben zu wählen, lassen sich bei dieser Wahl selbstverständlich, wenigstens soweit sie auf ihre Gesundheit Rücksicht zu nehmen haben, durch die klimatischen Verhältnisse der ins Auge zu fassenden Landschaft bestimmen. Nun gibt es auf unserem Erdball eine Anzahl von Gegenden, die in dieser Beziehung weit vor den übrigen bevorzugt sind und ihren Bewohnern sowohl ein gesundes wie auch ein langes Leben in Aussicht stellen, was ja für jedermann verlockend sein muß.

Das ozeanische Klima ist allseitig als das gesundeste anerkannt, weil es den geringsten Schwankungen unterworfen ist, sowohl was die Temperaturen der verschiedenen Tageszeiten wie die der verschiedenen Jahreszeiten anbelangt. Es ist da kein großer Unterschied zwischen Tag- und Nachttemperatur, noch zwischen Sommer- und Wintertemperatur. Daher sind in Gegenden mit ausgesprochen ozeanischem Klima die Erkältungskrankheiten überaus selten, die nur allzu häufig den Grund zu anderen schweren Erkrankungen legen. Infolge ihrer Staubfreiheit ist die Seeluft auch die sicherste

Vorbeugung gegen alle Erkrankungen der Atmungsorgane und wegen ihres Ozonreichtums zugleich für Nerven, Herz und Blutbeschaffenheit das kräftigste aller vorhandenen Kräftigungsmittel.

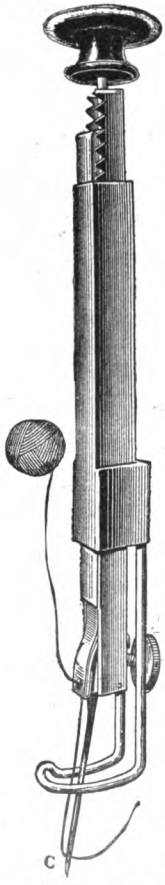
Es sind also Inseln, die in erster Linie in Frage kommen müssen, allen voran die Insel Teneriffa, die bedeutendste der vulkanischen Kanarischen Inseln an der Westküste von Nordafrika. Sie erfreut sich des denkbar gleichmäßigsten Klimas, eines milden Winters, eines kühlen Sommers, trockener, reiner, windstiller Luft und so verschiedener Höhenlagen, daß sie einen ganzen Kontinent im kleinen darstellt, in welchem jeder, der sich daselbst ansässig machen will, genau die Höhe und Bodenbeschaffenheit aussuchen kann, die ihm vorzugsweise behagt. Epidemien und sonstige herrschende Krankheiten sind hier so unbekannt wie Frost, Sturm und Nebel.

Ein nicht weniger gesegnetes Klima besitzt Neuseeland, südwestlich vom australischen Festlande, nur daß diese Doppelinsel ihrer größeren Ausdehnung wegen nicht in demselben Grade als ein einheitliches Ganzes wirkt und behandelt werden kann wie das kleine Teneriffa.

Die beiden erwähnten Inseln haben eine südliche Lage, aber auch der Norden hat solch begünstigte Eilande aufzuweisen. Da ist zunächst die Vancouverinsel an der kanadischen Westküste zu nennen, die noch dazu den Vorzug meilenweiter dichter Fichtenwälder hat, deren würziger Duft sich mit dem frischen Meeresodem mischt. Für angegriffene Nerven gibt es keinen stärkenderen Aufenthalt. Aber auch Schwindsucht und verwandte Leiden sind in diesen glücklichen Gegenden unbekannt, die Kinder entgehen den sonst gebräuchlichen Kinderkrankheiten so gut wie völlig, und Kindersterblichkeit ist auf ein Minimum herabgesetzt, wie denn überhaupt die Sterblichkeitsziffer auffallend niedrig, die Zahl der Hochbetagten dagegen ebenso auffallend hoch ist.

Wesentlich anderer Art und dennoch gleichfalls als Idealklima zu bezeichnen ist das der englischen Insel Wight, und als letzter Rettungshafen für die siechsten und hinfälligsten der Leidenden käme dann noch das südaustralische Tasmanien in Betracht, diese schöne Insel im Indischen Ozean, die sich des gesundesten und schönsten aller Klimate erfreuen soll. C. D.

Neue Erfindungen: I. Handſtickapparat „Ideal". — Die Hochſtickerei iſt in letzter Zeit in ihrer modernen und wirkungsvollen Anwendungsform bei allen Damen äußerſt beliebt geworden. Ein Punkt iſt dabei jedoch ſtörend: die Arbeit iſt zu mühſam und zu zeitraubend, um ſie fortdauernd zu machen, wodurch der Stickrahmen ſchließlich nicht zu einem Vergnügen, ſondern zur Laſt wird. Eine Abhilfe ſchafft hierin der neue Handſtick-



Handſtickapparat »Ideal«.

Der Apparat in ſeiner Anwendung.

apparat „Ideal" der Firma Clemens Günther in Dresden-A., Fiſchhofplatz 18, welcher ſich dieſer neuartigen Hochſtickerei anpaßt und damit das Sticken zu einer intereſſanten Unterhaltung macht.

Mit dieſem kleinen Apparat iſt jedermann im ſtande, Stickarbeiten in erſtaunlicher Schönheit auf jedem Stoffe und zu jedem Zweck ohne Lehrzeit und Mühe anzufertigen. Die Stickmaſchine iſt das Einfachſte und Beſte, was als Hilfsmittel überhaupt geboten werden kann. Mit ihr kann jede Dame, auch wenn ſie des Stickens unkundig iſt, prachtvolle Arbeiten anfertigen: Tiſchläufer und Decken, Kiſſen für

Sofas, Portieren, Lambrequins u. s. w., sie kann mit Hilfe dieser reizenden Maschine ihr Heim nach Geschmack in wahrhaft künstlerischer Weise ohne nennenswerte Ausgaben ausschmücken. Das Arbeiten ist interessant und unterhaltend. Speziell zur Herstellung von Stickereien der modernen Kunstrichtung eignet sich keine andere Technik so vorzüglich wie dieser Apparat. Als leicht zu erlernende Arbeit ist diese bunte Hochstickerei sehr geeignet als Nebenerwerb, man kann seine Mußestunden angenehm ausfüllen.

II. Küchentopfeinsatz mit auswechselbaren Sieben. — Dieser Küchentopfeinsatz besteht aus drei Teilen,

Fig. 1.

Fig. 2.

welche einzeln oder zusammengesetzt verschiedene Vorteile in sich vereinigen, die für den kleinsten, wie für den größten Küchenbedarf sehr erheblich sind. Der Hauptteil ist als Durchschlag für Püree oder als Salatsieb zu verwenden und kann durch seinen doppelten Ansatz auf entsprechend kleinere und größere Töpfe fest aufgelegt werden, ohne daß man ihn, wie sonst Durchschläge oder Siebe am Stiel, in der Hand zu halten braucht (Fig. 1).

Um den Durchschlag als Bouillonsieb oder Suppensieb zu gebrauchen, wird das kleinere Einsatzsieb mit den kleinen Löchern hineingesetzt

Fig. 3.

und in derselben Art wie der Durchschlag gebraucht. Der Hauptteil ist ferner, wenn das große durchlochte Sieb daraufgesetzt wird, mit jedem entsprechend großen Topf als Kartoffeldämpfer zu verwenden (Fig. 2), wodurch die Anschaffung dieses nützlichen, aber teuren Topfes mit Einsätzen vermieden wird. Es werden so in etwa fünfzehn bis zwanzig Minuten die schmackhaftesten Kartoffeln gekocht, in fünf Minuten Würstchen gedämpft, in zehn Minuten Spargel, Obst, Hülsenfrüchte u. s. w. viel schneller gargekocht als in Wasser. Der Küchentopfeinsatz mit auswechselbaren Sieben, wie ihn Fig. 3 darstellt, bedeutet für die Hausfrau eine Erleichterung und Ersparnis, er wird in verschiedenen Größen geliefert und ist in jedem besseren Küchengerätegeschäft vorrätig oder durch den Fabrikanten H. Leipziger in Beuthen (Oberschlesien), Friedrich Wilhelms-Platz 6, zu beziehen. P. R.

Und so nur einer. — „Guten Abend, lieber Paul!"

„Guten Abend!" Ich ergriff die Hand, die sich mir entgegenstreckte und blickte von dem Zeitungsblatt, in das ich mich vertieft hatte, auf. Ich sah in ein gänzlich fremdes Gesicht.

Die Verwunderung mußte sich wohl in meinen Zügen widerspiegeln, denn der Fremde, der mich begrüßt hatte und sich jetzt, einen Stuhl heranziehend, neben mir niederließ, lächelte wehmütig und sagte leise: „Kennen Sie mich wirklich nicht wieder?" Er wendete sich zum Kellner, der inzwischen herbeigekommen war, und so blieb mir Zeit, nachzudenken, wo ich den Mann schon gesehen hatte, und jetzt fing es an in mir zu dämmern. Sollte das nicht —? Aber nein, das war ja kaum möglich, Abel, der lustige Maler Abel, der wohlgenährte, den wir wegen seines Wohllebens immer aufzogen — das sollte Abel sein? Ich erinnerte mich sehr gut seiner, er war ein lockerer Vogel, der jedem Mädchen nachlief und deshalb nicht wenig von seiner etwas zur Eifersucht neigenden besseren Hälfte auszustehen hatte; es war dies seine einzige Sorge, denn er hatte Geld, über des Lebens Not war er hinweg, Kinder, die ihm hätten Kummer machen können, hatte er auch nicht, ich glaube das Ehepaar hatte sich auch nie welche gewünscht. Was konnte den Mann so angegriffen haben, daß er, der früher wie das blühende Leben aussah, jetzt einem Gerippe glich.

Abel, der inzwischen seine Bestellung beim Kellner angebracht hatte, wendete sich jetzt wieder zu mir, und mir scharf ins Gesicht sehend sagte er: „Also Sie erkennen mich wirklich nicht wieder?"

„Aber, lieber Abel," erwiderte ich, „Sie sind doch der Mann, der —"

„Ja, ja," unterbrach er mich, „ich bin noch immer der Mann, den Sie nicht vergessen haben."

„Sie haben sich allerdings sehr verändert," gab ich zurück.

„Sie haben mich trotzdem wiedererkannt. Sie glauben nicht, wie mich das freut. Ach, ich habe oft an Sie gedacht, Sie sind immer so lustig, ich dachte, wenn ich wieder einmal mit Ihnen zusammen sein könnte, würde ich auch vielleicht wieder einmal lachen können. Ach — ich habe so Schreckliches erlebt!"

Er stützte den Kopf auf die Hand und seufzte schwer.

„Was Lustiges wollen Sie, gerade Sie, von mir hören?" erwiderte ich lachend. „Das können Sie doch sicher besser aus eigener Erfahrung. — Wo haben Sie denn so lange gesteckt — etwa in Neustadt?"

Ich erwähnte absichtlich den Namen Neustadt, denn in dieser Stadt hatte sich eines seiner vielen Liebesabenteuer unter ganz besonderen Umständen abgespielt, und die Art und Weise, wie er seine dortige Liebste genarrt, die nicht einmal seinen Namen erfahren hatte, und die Flucht, durch die er sich dann unangenehmen Verpflichtungen entzog, barg eine solche Fülle humoristischer Erinnerungen, daß wir niemals ohne großes Gelächter seinen Berichten zuhören konnten. Diese alte Heiterkeit suchte ich jetzt durch den Namen des Städtchens, das der Schauplatz dieser Idylle war, heraufzuzaubern.

Aber wenn ich geglaubt hatte, durch die Nennung des Städtenamens ein Lächeln auf seinem Gesicht hervorzurufen, hatte ich mich bitter getäuscht — im Gegenteil, eine fahle Blässe überzog sein Antlitz, als ich den Namen aussprach, und wie schaudernd bedeckte er die Augen mit beiden Händen.

„Um Gottes willen," rief ich erschreckt, „es war nicht meine Absicht —"

Er winkte mit der Hand. „Lassen Sie nur," sagte er, „Sie können's ja nicht wissen. Aber daß Sie gerade diesen Namen

nennen mußten, ist vielleicht ganz gut. Soll ich Ihnen sagen, warum ich so hohlwangig, so heruntergekommen aussehe? Ja, Ihnen will ich es erzählen, vielleicht daß mir leichter wird, wenn ich einer Menschenseele mitgeteilt, was mich so furchtbar drückt und bekümmert. Den anderen habe ich vorgeredet, es sei schleichende Krankheit, die mich langsam dahinrafft, auch meine Frau glaubt das und grämt und ängstigt sich, aber es ist nicht wahr, ich bin gesund, viel zu gesund. Nein, was meine Wange hager machte, ist nicht eine Krankheit des Leibes, sondern der Seele, es ist Gram, Schmerz, Gewissensangst und tiefe, schmerzliche Reue."

„Aber, bester Abel —"

„Hören Sie zu!" Er sah sich erst vorsichtig um, ob ihn auch niemand hören könnte, rückte dann seinen Stuhl näher an den meinen heran und begann: „Ich bekam diesen Sommer eine Einladung zu einem mir befreundeten Maler nach Neustadt. Der Mann hatte sich dort zur Ruhe gesetzt und nebenbei ein kleines Geschäft mit Malerutensilien, natürlich auch für Stubenmaler, eröffnet. Dieses Geschäft brachte ihm so viel, daß er mit den Zinsen von seinem Ersparten und Erheirateten sehr gut auskommen konnte. Das hob ihn natürlich in den Augen seiner Mitbürger, und alle möglichen Ehrenstellen hatten sich auf seinem Scheitel gehäuft. Ich nahm die Einladung an, denn ich hatte mir schon lange vorgenommen, einmal wieder Neustadt zu besuchen, um die alten Erinnerungen aufzufrischen. Daß ich noch jemanden aus der damaligen Zeit da treffen würde, dessen Begegnung ich zu scheuen hätte, fürchtete ich nicht, denn die Geschichte war ja mittlerweile siebenundzwanzig Jahre her.

Ich fuhr also hin, und ich muß sagen, ich amüsierte mich in der ersten Zeit ganz köstlich. Mein Freund nahm in dem Städtchen eine sehr geachtete Stellung ein, und die Häuser der besseren Bürger und der Honoratioren erschlossen sich bereitwilligst dem Besuch des geachteten Mannes.

Eines Abends sitzen wir beim Schlummerschoppen zusammen, da sagte mein Freund: ‚Du, morgen hab' ich eine Überraschung für dich, du mußt aber zeitig aufstehen!'

‚Nanu,' sagte ich, ‚das klingt ja nach einem Jagdvergnügen.'

‚Nein, eine Jagd ist es nicht; aber es gibt etwas zu sehen, was

du wahrscheinlich noch niemals in deinem Leben gesehen hast und auch nicht wieder sehen wirst. Du wirst's schon erfahren, aber heut abend sag' ich dir's nicht, denn sonst kannst du am Ende die ganze Nacht nicht schlafen.'

Ich wollte nicht weiter in ihn dringen und ging auf mein Zimmer.

Früh um halb vier weckte er mich; er stand schwarz gekleidet vor meinem Bette.

‚Was gibt's denn?' fragte ich.

‚Erst steh auf,' erwiderte er. ‚Wenn du im Bette liegst, sag' ich dir's nicht, denn dann bleibst du vor Feigheit und Faulheit liegen.'

‚Feigheit?' sagte ich und erhob mich. ‚Feige lasse ich mich nicht gern nennen.'

‚Zieh dich aber schwarz an.'

‚Gehen wir zu einem Begräbnis?' fragte ich.

‚Nee, aber zu einer Hinrichtung,' erwiderte er.

‚Wer wird denn hingerichtet?' fragte ich, indem ich mich schnell anzog.

‚Ein Raubmörder,' sagte er, ‚ein ganz verkommener Kerl. Du brauchst dir gar keine Gedanken zu machen, ihm geschieht nur sein Recht. Ich bin ja auch kein Freund der Todesstrafe, aber heute gehe ich ganz seelenruhig.'

Bis zum Zuchthaus waren es nur wenige Schritte. Auf der Straße trafen wir zwei andere Herren, die ebenfalls zu dem Akt zugezogen waren. Der Beamte am Tor ließ uns ohne weiteres durch. Wir durchschritten mehrere Flügel der Anstalt und kamen endlich in einen engen Hof. Dort war eine Art Bühne aufgeschlagen, auf welchem ein dunkelbraun angestrichener Block stand, an dem einige Lederriemen herabhingen. Ich war sehr aufgeregt, aber ich selber redete mir Mut ein. ‚Schwäche ist jetzt Unsinn,' dachte ich, ‚und macht dich nur lächerlich.'

Es mochten etwa zwölf bis fünfzehn Personen in dem kleinen Hofe versammelt sein, die in getrennten Gruppen zusammenstanden. An einer Tür, die ins Innere des Gefängnisses führte, standen die Gerichtspersonen, alle in Talaren. Der Staatsanwalt unterhielt sich leise mit einigen Herren, die neben ihm standen, und blätterte dabei in einem schmalen Aktenbündel, das er in der Hand hielt. In einer Ecke standen der Henker und seine Gehilfen. Ich sah mir

den Scharfrichter an. Es war eine untersetzte Gestalt mit einem intelligenten Gesicht und mächtig großen Händen, die er mühsam in weiße Handschuhe gezwängt hatte. Ich sah mich auch nach dem Beil um, aber ich konnte keines bemerken.

Der enge Hof sah aus wie ein großer Schlot, oben schaute ein bleigrauer Himmel herunter.

So mochten etwa fünf Minuten vergangen sein, da gab der Staatsanwalt dem Scharfrichter einen Wink. Der Scharfrichter, zwei Gehilfen und einige der Gerichtsherren entfernten sich darauf und verschwanden in dem Eingang zum Gefängnis. Nach einer kleinen Weile fing eine Glocke an zu läuten, eine kleine Glocke, deren Ton mehr wie ein Wimmern klang. Mich überlief's eiskalt."

Bisher hatte Abel ruhig, wenn auch in gedämpftem Ton gesprochen, jetzt ging seine Stimme in ein zitterndes Schluchzen über.

„Nun, was ist da weiter," sagte ich, um ihn zu beruhigen, „der Mann stirbt eben und mit Recht. Es ist Notwehr, die die Gesellschaft übt, eine gerechte Notwehr, um sich von einem Schädling zu befreien und dann muß man bedenken, der Mensch wäre doch später auch gestorben. Wer fragt in hundert Jahren danach, ob zehn Jahre früher oder später."

„Gestorben — ja," erwiderte Abel. „Aber so, wie sie ihn hinrissen, wie die Hunde, die ein Reh niederreißen ohne Willen, ohne Gegenwehr. Wie ein Stück Holz zerrten sie ihn zum Richtplatz! — Nein, so soll der Mensch nicht sterben:"

Er starrte vor sich hin und schluchzte plötzlich auf.

„Beruhigen Sie sich doch!" sagte ich. „Erzählen Sie es mir ein andermal, wenn es Sie so aufregt. Der Mann ist tot, und Sie können doch nichts dafür, daß er so starb!"

Er sah mich mit einem unbeschreiblichen Blicke an und rief dann, die Hände vors Gesicht schlagend: „Das ist es ja eben — ich, ich in erster Linie war daran schuld, ich war der Verbrecher! Ich hatte gemordet, ich hätte so sterben sollen! — Als sie ihn brachten, als er aus der kleinen Türe trat, da kannte ich ihn gleich, da wußte ich, wer er war, ich brauchte gar nicht den Namen zu hören, als ihm der Staatsanwalt das Urteil vorlas. Semmelrot, so hieß ja das Mädchen, das ich damals in Neustadt hatte sitzen lassen, um mich meiner Pflicht zu entziehen. Ich hatte sie oft des komischen Namens

wegen verspottet, und auch das Alter stimmte. Ich war der Vater jenes Mörders, es war mein Fleisch und Blut, das sie dort zur Schlachtbank schleppten. Es war nur gut, daß er mich nicht ansah, der, den ich allein gelassen hatte auf der Welt, den ich allen Schicksalsschlägen preisgegeben, den ich nicht erzogen, nicht zum Guten geleitet, zum Rechten angehalten, und der nun verloren gegangen war in den Wirrsalen des Daseins!"

Er hatte die letzten Worte mit heiserer Stimme gesprochen, wie man eine schwere Anklage erhebt, wie man ein Urteil spricht, gegen das es keine Einwendung gibt.

Dann fuhr er fort: „Was ich in dem Augenblick gefühlt und gelitten, kann ich nicht schildern. Sehen Sie mich an, was aus mir geworden ist, aus dem großen, kräftigen Manne, der keine Lebensfreude sich versagte. Und hier — hier," er zeigte nach seinem Kopfe, „o dieses Denken — dieses Denken!"

Er zog das Taschentuch und fuhr sich über die Augen. „Ich sah starr, was geschah," fuhr er fort, „wie der Staatsanwalt das Urteil verlas, dem Verurteilten die Unterschrift vorwies, sah, wie die Henkersknechte auf das letzte Wort des Beamten wie eine Meute gieriger Hunde auf den armen Sünder stürzten, wie sie ihn packten und zu dem Schafott schleppten, sah, wie sie ihn vor dem Block niederwarfen und die Lederriemen schlossen, sah das Beil, wie es sich blitzend in der Luft erhob. Aber niederfallen sah ich es nicht — ich hatte die Hände ausgestreckt, machte einen Schritt auf das Schafott zu, ich wollte ihn retten, ihn herunterreißen, ich wollte rufen. Aber ich konnte kein Wort hervorbringen. Mit dem blitzenden Beil, das sich in der Luft erhob, waren meine Gedanken geschwunden, ich sank zurück, dem Nächststehenden in die Arme. —

Ich habe später den Prozeß gelesen. Es war ein verderbter Mensch. Aber war ihm das zur Last zu legen? Die Mutter war früh gestorben, er ohne Liebe, ohne jeden Halt groß geworden, allein unter liebelosen Menschen in der fremden, kalten Welt. — Was soll ich Ihnen noch sagen, Sie kennen das Schicksal vieler, die das Leben verläßt, hinausstößt, die niemand haben, der sie stützt und leitet. Aber er hatte jemand, er hatte einen Vater — und der hatte sich dieser Pflicht feige und eigensüchtig entzogen!"

Er stützte das Gesicht in beide Hände und schwieg.

Auch ich war still, denn was sollte ich sagen?

„Ich weiß," fuhr er endlich fort, „meine Schuld wird dadurch geringer, daß ich nicht gewollt, was geschehen ist. Aber bin ich dadurch freigesprochen? Nein, im Gegenteil! Ich habe meine Schuld größer gemacht, weil ich feige verschwiegen habe, was ich zu sagen verpflichtet war, nicht um mich anzuklagen, aber um denen, die gleich leichtsinnig wie ich handeln, zu zeigen, wohin solch selbstsüchtiges Tun führen kann. — Aber ich will jetzt nach Möglichkeit gutmachen, was ich in dieser Beziehung gefehlt, ich will meine Schuld hinausschreien in die Welt, und wenn nur einer dadurch zu seiner Pflicht zurückgeführt wird, werde ich wenigstens nicht umsonst gerufen haben!"

K. Pauli.

Kontrakt eines Goldmachers. — Der berüchtigte Oberst Johann Hektor v. Klettenberg kam im Jahre 1783 nach Dresden. Der damalige Kurfürst August II. fand, zumal bei den ungeheuren Verschwendungen, welche er als König von Polen machte, daß ein Goldmacher ein sehr brauchbarer Mann sei, und nahm den Betrüger huldreichst auf.

Interessant ist der Kontrakt, den der Graf Hoym im Namen seines Monarchen mit Klettenberg abschloß:

1. Zum Dienste des Königs, längstens binnen vierzehn Monaten, hat der Oberst v. K. eine Universaltinktur zu fertigen, welche die unreifen Metalle in reines Gold verwandelt, und wenn sie einmal ausgearbeitet worden, binnen vierzehn Tagen durch einen gewissen Handgriff ins Unendliche vervielfältigt werden könne.

2. Auch wolle er binnen zwei Monaten eine Tinktur zubereiten, durch welche die menschliche Natur bis ins späteste Alter vor allen Krankheiten konserviert, mittels äußerlichen Anstreichens oder Punktierens aber ein dünnes Stück Silber in feines Gold, doch ohne Profit und nur zur bloßen Kuriosität verwandelt werden könne.

3. Noch vor Anfang der Arbeit übergibt er die wahrhafte Beschreibung beider Tinkturen und deren Multiplikation dem König, der solche nicht in andere Hände kommen lassen darf.

4. Er bestärkt auch endlich, daß er der wahrhafte Besitzer dieser Wissenschaften, daß die übergebene Beschreibung echt, auch von ihm schon vormals zur Ausführung gebracht worden sei.

5. Er will sich allen nur erdenklichen Strafen unterwerfen, wenn der König nach vollbrachter Arbeit den Effekt nicht finden würde.

6. Er will dem Hofapotheker Werner, welchen der König dazu ausersehen, diese Wissenschaft mit allen Umständen und Handgriffen zeigen.

7. Die Tinktur soll zweimal eingesetzt werden; einmal in des Königs Laborierwerkstatt und einmal in Klettenbergs eigener; der König aber soll von beiden Einsätzen $^3/_4$ erhalten, und $^1/_4$ soll dem Künstler bleiben.

8. Der Oberst v. Klettenberg will dem König auch seine übrigen von Gott ihm beigelegten Wissenschaften in der Metallurgie und sonst treulich offenbaren.

9. Dagegen wolle der König ihm in seinen Landen einen sicheren Aufenthalt verstatten, auch nie zulassen, daß ihm seine Freiheit abgeschnitten würde; es wäre denn, daß er sein Versprechen nicht erfüllte oder sich kriminell machte.

10. Damit ihm auch der Zutritt zu dem König immer offen stehe, erklärt ihn der König zu seinem wirklichen Kammerherrn.

11. Der König will ihm ein besonderes Haus, nahe bei dem Schlosse zu Dresden, zu seiner Bequemlichkeit und zur Einrichtung eines Laboratoriums einrichten lassen, jedoch sich das Eigentum und eine oder zwei Stuben zum Abtreten vorbehalten.

12. Ferner verspricht der König dem Obersten, zu seiner und seiner Familie Unterhalt vom Januar 1714 an, monatlich tausend Reichstaler, ingleichen zum Meublement, auch Einrichtung der Werkstatt dreitausend Reichstaler sofort auszahlen zu lassen. Die Besoldung soll sich aber nur auf die vierzehnmonatliche Operation und die Zeit der dabei nötigen Vorarbeiten erstrecken.

13. Zur Erholung wird der König dem Kammerherrn einen Distrikt zur Ausübung der Jagd anweisen lassen.

14. Ohne des Königs Erlaubnis wird Klettenberg nicht außer Landes reisen.

15. Er will auch unter keinem Vorwande mehr an Geld oder Aufwand von dem König begehren.

Trotz dieses Kontraktes hat Klettenberg es verstanden, sechs Jahre lang dem König viele Millionen abzupressen. Als ihm der Boden zu heiß zu werden anfing, entfloh er, wurde aber an der Grenze aufgegriffen, und sein Kopf fiel unter Henkershand am 29. Februar 1720 auf der Festung Königstein. C. T.

Der Diener des Gesandten. — Der dänische Gesandte Graf L. in Stockholm nahm kurz nach seiner Ankunft einen neuen Burschen in seine Dienste. Man bürgte für seine Treue, aber nicht für seinen Verstand. „Treue, das ist die Hauptsache!" meinte der Graf. „Was das übrige betrifft, so werde ich ihn schon zustutzen."

Bald darauf fuhr der Gesandte aus, um seine Antrittsbesuche abzustatten. Beim Einsteigen in den Wagen bemerkte er, daß er seine Visitenkarten auf dem Kamin habe liegen lassen. „Johann," rief er dem Bedienten zu, „ich habe meine Karten vergessen, hole sie und stecke sie zu dir!"

Johann tut, wie ihm geheißen, kommt wieder herab und stellt sich hinten auf den Wagen. Die Besuche wurden gemacht. In jedem Hause, wo die Herrschaft anwesend war, ließ der Graf eine oder zwei Karten abgeben. Am letzten, wo man anhielt, sagte der Gesandte: „Johann, hier gibst du drei Karten ab."

„Das ist unmöglich, gnädiger Herr."

„Warum denn?"

„Weil ich nur noch zwei übrig habe, das Treff-As und die Schellen-Sieben."

Der Brave hatte ein Päckchen Spielkarten erwischt, sie überall verteilt, und der Graf mußte die Besuche wieder von vorn anfangen. A. S.

Die Übervölkerung der Erde. — Ein Jahrhundert etwa ist verflossen, seit der berühmte englische Gelehrte Malthus den Satz aufgestellt hat, daß die Vermehrung der Nahrungsmittel in keinem Verhältnis stehe zur Vermehrung der Menschheit, daß also in nicht allzu ferner Zeit die Erdkugel dermaßen übervölkert sein werde, daß die Masse der vorhandenen Nahrungsmittel dem Lebensbedarf der Menschheit nicht mehr entspreche, und daß die Menschen durch Hunger und Not wenigstens teilweise zu Grunde gehen müssen. Seitdem sind die Stimmen, die die Befürchtungen des englischen Nationalökonomen teilten, nicht zum Schweigen gekommen. Ja, in letzter Zeit hat der Malthusianismus, wie man die von Malthus begründete Lehre benannt hat, stärker denn je sein Haupt erhoben und die Vernichtung des Menschengeschlechts in so nahe Aussicht gestellt, daß weite Kreise in ernste Beunruhigung geraten sind.

So ist der englische Geograph Ravenstein zu dem Ergebnis

gekommen, daß etwa im Jahre 2070 der verhängnisvolle Zeitpunkt gekommen sein wird, wo ein Teil der Menschheit verhungern muß. Es ist daher nicht ohne Interesse, in eine Prüfung der Frage einzutreten, ob und inwieweit jene Befürchtungen berechtigt sind, und ob insbesondere das Damoklesschwert des Hungertodes wirklich schon so nahe über der Menschheit schwebt, wie die Malthusianer glauben machen wollen.

Ravenstein nimmt an, daß auf dem Erdballe, abgesehen von den nicht zu kultivierenden Eiswüsten des Polargebietes, 73 Millionen Quadratkilometer auf fruchtbares Land, 36 Millionen auf Steppengebiet und 11 Millionen auf Wüstenland entfallen, daß ferner der Zuwachs der Erdbevölkerung jährlich 0,8 Prozent beträgt, und daß endlich auf einem Quadratkilometer fruchtbaren Landes etwa achtzig Menschen ernährt werden können, auf einem Quadratkilometer des Steppengebietes etwa zwei Menschen und auf zwei Quadratkilometern Wüste nur ein Mensch. Hiernach könnte die Erdkugel insgesamt ungefähr sechs Milliarden Menschen ernähren. Diese Zahl würde etwa im Jahre 2070 erreicht sein. Es würde daher schon in etwas mehr als 160 Jahren die Grenze der Ernährungsmöglichkeit für die Menschheit erreicht sein, wenn Ravensteins Rechnung richtig wäre.

Das ist indessen nicht der Fall. Die Flächenangaben des Geographen können wir allerdings ohne weiteres als richtig gelten lassen. Schon sehr viel bedenklicher ist es, ihm bei der Annahme des Bevölkerungszuwachses zu folgen, denn es können unvorhergesehene Umstände eintreten, die die Zahl, die Ravenstein auf Grund der im Jahre 1904 erfolgten Bevölkerungszunahme gewonnen hat, wesentlich ändern. Ganz unmöglich aber wird man Ravenstein folgen können bei den Zahlen, die er hinsichtlich der Ernährungsfähigkeit je eines Quadratkilometers aufstellt. Der englische Gelehrte stützt seine Berechnung darauf, daß er als Durchschnittszahl Gebiete gelten läßt, die weder genötigt sind, aus anderen Ländern Nahrungsmittel einzuführen, noch in der Lage sind, solche nach anderen Ländern auszuführen. Nach seiner Ansicht erntet also ein kornkaufendes Volk unter dem Durchschnitt und ein kornverkaufendes Volk über dem Durchschnitt der Versorgungsquote für den Kopf der Bevölkerung. Das ist indessen

nicht richtig. Die Deutschen und die Franzosen kaufen von Rußland Korn. Aber nicht deshalb, weil sie im eigenen Lande weniger auf den Kopf erzeugen als die Russen, sondern weil sie in der Lage sind, besser zu leben. Wären die Russen in ihrer überwiegenden Mehrheit nicht so arm und deshalb genötigt, ihr Getreide nach dem Auslande zu verkaufen, so würden sie dies sicherlich nicht tun, sondern ihre eigene Lebenshaltung verbessern.

Eine sichere Grundlage für die Frage, wie viel Menschen ein Quadratkilometer ernähren kann, gibt also nicht die Ein- und Ausfuhr der Nahrungsmittel, sondern die Untersuchung, wie viel Nährstoffe ein Quadratkilometer bei sorgsamster Beobachtung und Anwendung aller Hilfsmittel, die die Landwirtschaft sich zunutze gemacht, zu liefern vermag. Und da es sich tatsächlich bei der ganzen Angelegenheit um nichts anderes als um ein Zukunftsbild handelt, so geht es nicht zu weit, wenn man als Grundlage dasjenige Mittel heranzieht, das heute die höchste Ertragsfähigkeit der Landwirtschaft gewährleistet. Denn man kann wohl annehmen, daß schon in hundert Jahren Kultur und Technik so weit vorgeschritten sein werden, daß, was heute schwer und nur in kleinem Maßstabe durchzuführen ist, in einem Jahrhundert schon weit überholt sein kann.

Die höchste Ertragsfähigkeit bietet aber heute ein geheiztes Treibhaus. Auf einer der normannischen Inseln werden in solch einem Treibhause vom Quadratmeter jährlich 1 bis 2 Kilogramm Kartoffeln, 6 bis 8 Kilogramm Tomaten und im Herbst noch Blumen geerntet. Lassen wir die Blumen außer Betracht und ebenso die Erstlingsfrüchte, die bereits verkauft werden, ehe sie ihr volles Gewicht erreicht haben, und nehmen dafür die Höchstzahlen für den übrigen Ertrag an, dann ergibt sich, daß das Quadratmeter 10 Kilogramm, das Hektar also 100 Tonnen und das Quadratkilometer 10,000 Tonnen Früchte und Gemüse hervorbringt. Da nun der Mensch zu seiner Ernährung außer Wasser und Nährsalzen hauptsächlich des Eiweißes bedarf, so ist zu prüfen, wie viel von diesem Stoff in jenen 10,000 Tonnen enthalten ist.

Kartoffeln enthalten 2,3 Prozent, Kohl 1,8 Prozent. Selbst wenn man also durchschnittlich nur 1 Prozent Eiweiß annehmen wollte, so werden auf jener oben erwähnten normannischen Insel schon heute 100,000 Kilogramm Eiweiß auf dem Quadratkilometer

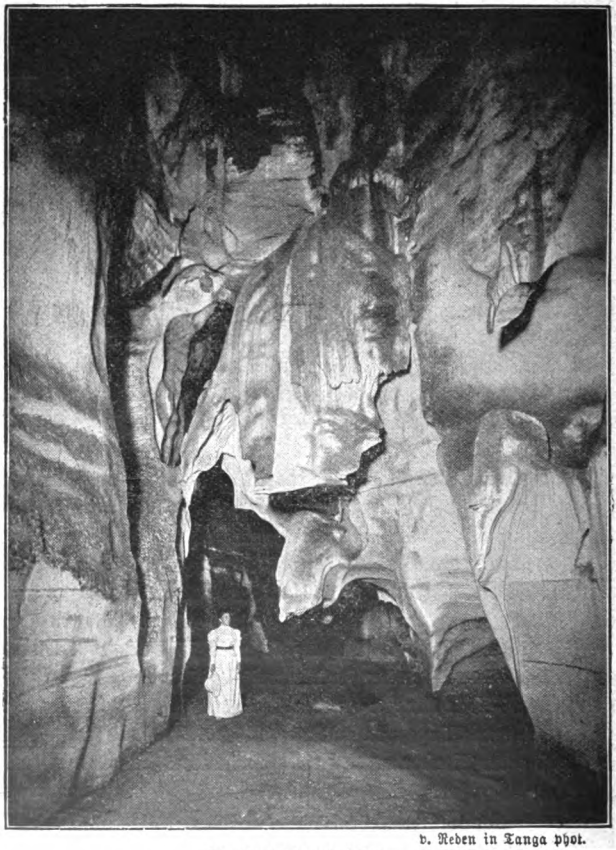
gewonnen. Da nun der Mensch jährlich etwa 37,5 Kilogramm Eiweiß benötigt, so würde ein Quadratkilometer 2666 Menschen ernähren, also 33,3 mal soviel, als Ravenstein annimmt.

Es könnten also, selbst wenn man nur die 73 Millionen Quadratkilometer fruchtbaren Landes in Betracht ziehen wollte, mehr als 190 Milliarden Menschen auf der Erde existieren. Wenn aber diese Zahl erreicht ist, wird sicherlich auch die Technik so weit fortgeschritten sein, daß die 36 Millionen Quadratkilometer Steppengebiet und die 11 Millionen Quadratkilometer Wüstensand bis zum höchsten Grade der Ertragsfähigkeit nutzbar gemacht werden können. Dann würde die Zahl der existenzfähigen Menschen auf nahezu 320 Milliarden gestiegen sein. Man braucht sich also tatsächlich keine Sorgen um das Schicksal seiner Enkel und Urenkel zu machen. W. Engel.

Aus Tanga. — Tanga ist die größte Handelsstadt an der Küste von Deutsch-Ostafrika. Sie bietet den deutschen Ansiedlern mancherlei Annehmlichkeiten, besonders auch eine Umgebung, in die sich Ausflüge lohnen. Eine besondere Sehenswürdigkeit sind die Sigahöhlen in dem schattigen Felsental des kleinen Flusses Mkulumusi. Vor den Höhlen befindet sich ein offener Platz, den im Halbkreis hohe Felsen umgeben. Die Eingeborenen, namentlich die jüngeren, sind nicht zu bewegen, ohne Beleuchtung, geschweige allein, in die tiefe Finsternis einzudringen; sie halten die Höhlen, die offenbar durch einen früheren unterirdischen Zustrom des Mkulumusi in dem Kalkgefelse entstanden sind, für den Sitz böser Geister. Gleich am Eingang befindet sich eine große Halle, deren Wände im Lichte der Fackeln weiß erglänzen. Zackige Felsnadeln und -blöcke hängen von der Decke herab. Von hier ziehen sich verschiedene Gänge weit ins Innere. Der linke Hauptgang führt uns nach einer Wanderung von etwa dreihundert Schritten in eine zweite, noch größere Halle. Spärliches Tageslicht dringt von oben in das domartige Gewölbe durch eine Öffnung, die ein ausgebröckelter Fels hinterließ. Zahllose Fledermäuse bewohnen die Sigahöhlen, und so erklärt sich die dicke Guanoschicht auf dem Boden. Periodisch macht das anschwellende Wasser des Mkulumusi die Höhlen unzugänglich.

Eine ansprechende Idylle aus der Aufklärungsarbeit deutscher

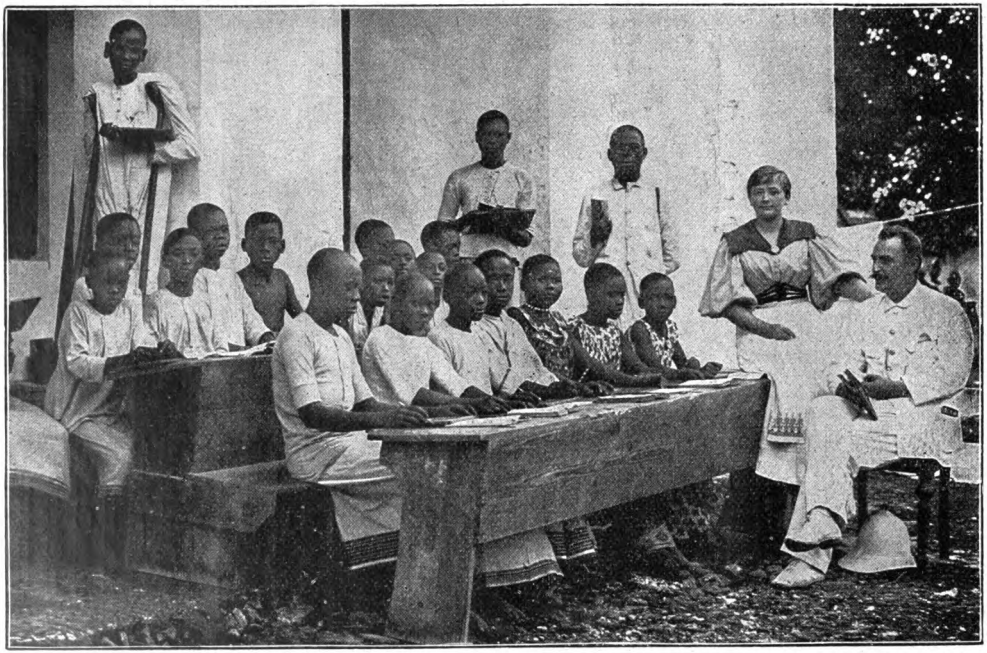
Lehrkräfte im „dunkeln Erdteil“ iſt die auf unſerem zweiten Bilde dargeſtellte Unterrichtsſtunde vor dem Schulhaus in Tanga. Man



v. Reden in Tanga phot.

Die Sigahöhlen bei Tanga.

ſieht es dem Lehrer und der Lehrerin auf den erſten Blick an, daß ihnen ihre Tätigkeit Freude macht. Die ganze Küſte iſt von ackerbautreibenden Bantunegern und dem Volk der Suaheli bewohnt,



Schule in Tanga.

v. Reden in Tanga phot.

das aus der Vermischung der eingeborenen Neger und der einst eingewanderten Araber, Perser und Inder hervorgegangen ist. Sie sind ein intelligenter Menschenschlag, und ihre Sprache, das Kisuaheli, ist die hauptsächlichste Handelssprache auf den alten Straßen des afrikanischen Elfenbeinhandels und in den Hafenplätzen, in welche sie münden.

In Tanga lebt es sich gar nicht übel. Der rege Dampferverkehr im Hafen, das Kommen und Gehen der vielen Karawanen aus und nach den Stationen und Plantagen im Innern lassen das Leben in der Stadt nie zum Stillstand kommen. Das kaiserliche Zollamt, das direkt am Hafen liegt, wird von Zollaskaris, Negersoldaten, bewacht. Alle Güter, die nach Tanga gehen, müssen dies Gebäude passieren. Den Mittelpunkt des städtischen Verkehrs bildet die Markthalle, die ein Araber aus Dar-es-Salam gegen Pachtvertrag auf eigene Kosten gebaut hat. Die große, weite Halle, welche auf vielen Korallensteinsäulen ein Wellblechdach trägt, ist sehr sauber gehalten. Hier findet der Europäer, wie auch der Neger und Farbige, die reichste Auswahl von allem, was die Landschaft und der überseeische Import dem Gaumen bietet. Alles frisch: das Fleisch des Buckelrindes, des Fettschwanzschafes, der Ziege, Hühner, Enten, die mannigfaltigsten Arten von Fischen, die schönsten Früchte aller Art. Auf dem Fort, der „Boma", bilden auch Askarineger die Besatzung. Diese Polizeiabteilung der Schutztruppe steht unter dem Befehle des Bezirksamtmanns, der in einem der Flügel der Boma seine Wohnung und die Amtsräume hat. Die Lage des Forts zwischen gewaltigen Palmengruppen ist sehr malerisch.

Der Schatz von San Marco. — Zur Zeit der Republik Venedig befand sich in der Kirche von San Marco eine Sammlung von berühmten Reliquien, goldenen Kandelabern, Achatvasen, Königskronen, Juwelen und dergleichen mehr, welche in einem sorgfältig verschlossenen Raume aufbewahrt wurden. Die Kostbarkeiten wurden viermal im Jahre ausgestellt und zwar Weihnachten, Ostern, am St. Markustage und am Himmelfahrtstag. Die Schlüssel zu dem Schatze wurden von dem ersten Prokurator verwahrt, und nur, wenn vornehme Fremde den Schatz in Augenschein nehmen wollten, wurden auch Einheimische in den verschlossenen Raum eingelassen.

So sorgsam aber der Schatz auch bewacht wurde, und so sehr der Raum, der ihn enthielt, versichert war, wurde unter dem Dogen Francesco Foscari dennoch ein Teil davon gestohlen.

Im Kirchenschiff nämlich stand in einer dunklen Ecke ein Altar hart an der Mauer, welche den Schatz einschloß. Ein Grieche namens Stamathi entwarf den kühnen Plan, von hier aus einen Raub auszuführen. Er versteckte sich Abends, als die Kirche geschlossen wurde, hinter dem Altar, und in der Nacht begann er vermittels eingeschmuggelter eiserner Werkzeuge den Marmorstein der Mauer auszuheben. So gelang es ihm mit der Zeit, eine Öffnung hervorzubringen, durch welche er seinen Körper hindurchzwängen konnte. Diese Arbeit nahm mehrere Nächte in Anspruch. Des Morgens füllte er das zerbröckelte Material in einen Sack, den er versteckte, stellte den Marmorquaderstein wieder an seine Stelle und verklebte die Fugen. Zuletzt aber füllte er seinen mitgebrachten Sack nicht mit Geröll, sondern mit den köstlichsten Edelsteinen, womit er sich davon machte.

So kam der Abend vor Ostern heran, an dem die Schätze vor dem ganzen Volke ausgestellt werden sollten; der Prokurator, gefolgt von seinen Beamten, begab sich nach der Schatzkammer, und war ebenso wie sein Gefolge bestürzt, als sie sofort das Loch in der Mauer gewahr wurden, welches von der Kirche aus nicht bemerkt worden war. Noch mehr aber wuchs ihre Überraschung, als sie den frevelhaften Raub der kostbarsten und wertvollsten Schätze entdeckten.

Natürlich wurden die sorgfältigsten Ermittlungen und Nachforschungen angestellt, um den Dieb zu fangen. Aber alles war vergebens. Es verging fast ein Jahr, ohne daß etwas herauskam, und man verzichtete schon darauf, jemals zum Ziele zu gelangen.

Da geschah es, daß der Grieche sich selber verriet, nachdem er so lange Zeit kluge und vorsichtige Zurückhaltung beobachtet hatte. Er hatte den Plan gefaßt, mit seinem Raube nach Konstantinopel zu gehen, und nun lag das Schiff segelfertig im Hafen, das ihn hinüberführen sollte. Bevor er aber abfuhr, wollte er noch einen alten Freund, der sich ihm stets wohltätig erwiesen, umarmen und Abschied von ihm nehmen. Derselbe hieß Zaccaria Grimo.

„Ich bin nicht im stande," sagte er zu ihm, „dir alle Wohltaten zu vergelten, welche du mir getan; jetzt reise ich vielleicht für immer fort, trage deshalb diesen Ring zu meinem Andenken."

Zaccaria Grimo nahm das Geschenk an. Als er aber allein war und das schöne Juwel genau betrachtete, entdeckte er sofort dessen hohen Wert. Ein solches Geschenk stand mit den Vermögensverhältnissen seines Freundes gar nicht im Einklang. Da fiel ihm der Diebstahl in der Markuskirche ein, und er fürchtete für sich selber, wenn er den Ring behielte. So eilte er denn zum Prokurator und zeigte ihm das Kleinod. Der Patrizier erkannte es sofort, und eine Stunde später war der Dieb in den Händen des Gerichtes. Er wurde zum Tode am Galgen verurteilt. Doch bat sich Stamathi noch eine seltsame Gnade aus. Er wünschte nämlich, an einer goldenen Kette, die er mitgestohlen hatte und die er besonders schätzte, gehängt zu werden. Und — man tat ihm den Gefallen. C. T.

Etwas vom Zughund. — Den Tierfreund muß es oftmals schmerzlich berühren, wenn er sieht, wie oft ungeeignete Hunderassen mit viel zu schwachem Körperbau als Zughunde verwendet, welche Anstrengungen bei ungenügender Pflege und selbst Mißhandlungen ihnen zugemutet werden. Insofern sind die bezüglichen Klagen der Tierschutzvereine nicht ungerechtfertigt.

Aber unrichtig ist es, zu verlangen, die Benützung des Hundes als Zugtier sei überhaupt zu verbieten und abzuschaffen. Der starke Hund ist keineswegs ungeeignet als Zugtier, und in manchen Gegenden als solches kaum zu entbehren, was zum Beispiel jeder, der das Geschäftsleben in unseren deutschen Mittelgebirgen einigermaßen kennt oder beobachtet hat, fraglos einsehen wird. Zwei gute Zughunde vor einem leichten Wägelchen sind dort in vieler Beziehung weit geeigneter als Pferd oder Esel. Wir erinnern nur an den Aufkauf der Milchprodukte und des Federviehs durch die Hökerfrauen. Butter und Rahm, Käse und Eier, Gänse und Enten, Hühner, alle diese den Städten so unentbehrlichen Produkte werden von jenen Frauen mit leichten Hundewägelchen massenhaft in regelmäßigen, gewöhnlich dreitägigen Zwischenräumen rasch und billig zu Tal geschafft — ein Erwerbszweig, der sowohl den Produzenten als Konsumenten jener Gegenden zum Nutzen gereicht und schwer mit anderen Transportmitteln zu betreiben wäre. Mit

ihren leichten Hundewägelchen vermögen es die Händlerinnen mit Leichtigkeit, in die entlegensten, unwegsamsten Gebirgsdörfer und Einödhöfe zu gelangen, um ihrem wahrlich nicht bequemen Verdienst nachzugehen.

Dieser Nutzen ist denn auch von den maßgebenden Behörden erkannt worden, daher die Verwendung von Zughunden reichsgesetzlich gestattet ist. Und tatsächlich nehmen die Hundefuhrwerke auch in Deutschland immer mehr zu, ist doch auch ihre Zweckmäßigkeit und Unentbehrlichkeit in vielen anderen Ländern (Schweiz, Belgien, Dänemark und so weiter) von alters her anerkannt.

Allerdings muß das Ziehen des Hundes zur Tierquälerei werden, wenn ungeeignete Rassen dazu verwendet werden, und wenn eine bestimmte Belastung überschritten wird. Glücklicherweise tritt beim Hundefuhrwerk im Gebirge die größere Belastung selbstverständlich nur bergabwärts ein.

Die Hauptsache in dieser Frage ist und bleibt vorläufig die Beschaffung geeigneter Zughunde. Ein solcher muß notwendig eine große, schwere, aber doch symmetrische und gut gebaute Gestalt besitzen. Hunde mit weniger als 65 Zentimeter Höhe am Widerrist sind als Zughunde auszuschließen. Daneben sind breite, tiefe Brust mit gut gewölbten Rippen, kräftig entwickelte Schultern, gestreckter, breiter Rücken, kurze Lenden und eine kräftige Hinterhand Erfordernis. Für die Zugfähigkeit sind weiter unentbehrlich: Hinterläufe mit senkrechter Stellung und vom Ellenbogen ab gestreckte Vorderläufe, die senkrecht auf dem Boden stehen.

Die weitere Überhandnahme der Hundefuhrwerke dürften die Tierschutzvereine kaum zu hindern vermögen. Es wäre daher für diese eine dankenswerte Aufgabe, die Heranzucht einer besonderen Zughundrasse anzustreben und der weniger bemittelten Klasse eine billige Beschaffung brauchbarer Zughunde hierdurch zu ermöglichen, anstatt das Zughundwesen ohne weiteres als Tierquälerei zu verurteilen. Das Los jener Menschen, zumeist Frauen, denen es beschieden ist, mit dem kleinen raschen Hundefuhrwerk bei jedem Wetter draußen auf der Landstraße zu liegen und die Arbeit des Zughundes teilen zu müssen, ist wahrlich weniger beneidenswert als das der Zughunde selbst. Diesen geplagten Menschen hilft auch kein Schutzverein, wenn ihnen

Nicht weniger interessant ist folgender Fall: Zwei Zwillingsbrüder, Pariser, die stets zusammen gelebt und sich innig liebten, wurden gezwungen, sich zu trennen. Der eine von ihnen wanderte aus und erwarb sich ein Vermögen in den französischen Kolonien, während der andere sich mühselig als Lehrer in einem kleinen Flecken im südlichen Frankreich sein Brot verdiente. Der erstere verheiratete sich mit einer Ägypterin von blendender Schönheit, starb aber unglücklicherweise schon ein Jahr nach der Hochzeit. Gleichzeitig mit der Nachricht vom Tode seines Bruders empfing der Lehrer den Besuch einer eleganten, sehr hübschen Dame in Trauerkleidung, die ihm mitteilte, sein Bruder hätte ihm testamentarisch sein ganzes Vermögen vermacht unter der Bedingung, daß er sie, seine Witwe, heirate. Dies geschah dann auch umgehend. —

Im Mai 1904 konnte man in der größten Zeitung Chicagos auf der ersten Seite folgende merkwürdige Anzeige lesen: „Fünfundzwanzigtausend Pfund Sterling werde ich sofort dem jungen Manne bezahlen, der mir ein geschriebenes, unterzeichnetes Eheversprechen bringt. Die Hochzeit muß in zwei Monaten spätestens gefeiert werden, und der junge Mann muß einen guten Charakter und vornehme Manieren haben. Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, und man hält mich allgemein für hübsch."

Man glaubte im Publikum an einen Scherz. Nur ein junger Kanadier, der in Zahlungsschwierigkeiten geraten war, schenkte dem Inserat Glauben. Er hatte die Absicht, das Heiratsversprechen zu überbringen, das Geld zu erheben und, wenn er seine Geschäfte erledigt, die fünfundzwanzigtausend Pfund dem jungen Mädchen vor Ablauf der Frist mit Zinsen zurückzugeben. Doch er hatte ohne die Liebe gerechnet. Er sah das junge Mädchen, verliebte sich leidenschaftlich in sie, kümmerte sich gar nicht um seine Geschäfte und heiratete sie noch vor dem festgesetzten Zeitpunkt. —

Noch amüsanter und nicht weniger wahr ist folgende Geschichte: Ein junger reicher Franzose, der mit seiner Base verlobt war, verliebte sich derart in ein anderes junges Mädchen, daß er seine ersten Schwüre vollständig vergaß und um die Hand der Auserwählten bei ihren Eltern anhielt. Diese baten sich einige Tage Bedenkzeit aus. Der junge Mann dachte, während er die Antwort abwartete, ebenfalls nach, und es kam ihm plötzlich zum

Bewußtsein, wie unverantwortlich er gegen seine Base gehandelt. Verzweifelt vertraute er sein Leid einem Schulfreunde an, einem sehr talentvollen Arzt, der nicht das geringste Vermögen besaß, und in dessen Beisein er wiederholt ausrief: „Ach, ich würde gern fünfzigtausend Franken demjenigen geben, der meine Base heiraten und mich von meinen Gewissensbissen befreien würde."

Der junge Arzt ließ sich, fest überzeugt, er erweise seinem Freunde einen Dienst, dem jungen Mädchen vorstellen, das, als es das Benehmen ihres bisherigen Verlobten erfuhr, aus Ärger dem Arzt ihr Jawort gab. Ohne Zeit zu verlieren, eilte dieser zu seinem Freunde, teilte ihm das Geschehene mit und forderte die versprochenen fünfzigtausend Franken, die der andere auch ohne weiteres bezahlte.

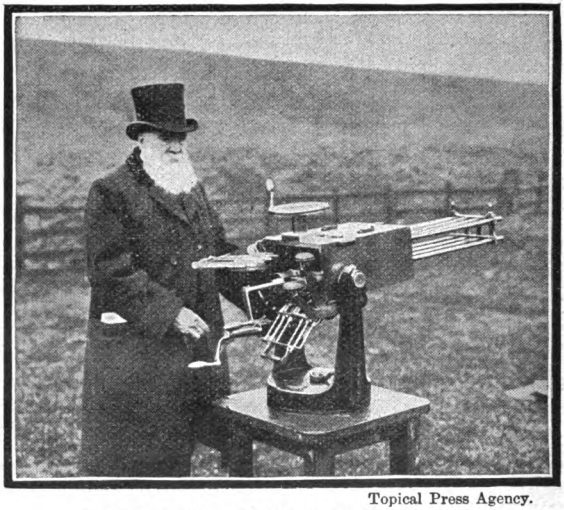
Einige Tage später erhielt er die Anzeige von der Vermählung seiner Base mit dem jungen Arzt, gleichzeitig aber auch einen Brief von den Eltern des anderen jungen Mädchens, die sich in Anbetracht seines Verhaltens gegen seine Base nicht entschließen konnten, ihre Tochter einem Manne zu geben, der sein Wort so wenig hielt.

So hatte der junge Mann, der seiner Ansicht nach bereits zwei Bräute besessen, gar keine mehr und mußte außerdem noch den Verlust von fünfzigtausend Franken beklagen. M. N.

Ein neues Maschinengewehr. — Obwohl die Feuergeschwindigkeit der modernen Gewehre, bei denen das Laden und Abfeuern nach einem jeden Schuß von dem Schützen selbst vorzunehmen ist, durch die Verbesserung der Konstruktionen auf eine Leistung von 12 gut gezielten Schüssen in der Minute gesteigert worden ist, hat man sich dennoch in den meisten europäischen Heeren, um im gegebenen Augenblick eine noch größere Feuerwirkung entfalten zu können, zur Einführung von Maschinengewehren entschlossen. Deutschland besitzt gegenwärtig 18 Maschinengewehrabteilungen, die aus je 6 Maximmaschinengewehren mit 3 Munitionswagen bestehen. Die gesamte Munitionsausrüstung einer jeden Abteilung ist etwa doppelt so groß wie die einer Infanteriekompanie und beläuft sich auf ungefähr 50,000 Patronen.

Die Feuergeschwindigkeit der Maximmaschinengewehre beträgt bis zu 700 Schuß in der Minute. Andere Konstruktionen gehen noch

darüber hinaus. So bringen es das Gatlingmaſchinengewehr und das Nordenfeltmaſchinengewehr auf 1200 Schuß in der Minute. Die Erfahrungen in dem Aufſtand in Deutſch-Südweſtafrika, ſowie im ruſſiſch-japaniſchen Kriege haben die hervorragende Brauchbarkeit und Leiſtungsfähigkeit der Maſchinengewehre erwieſen, gleich-



Topical Press Agency.

Major Fitzgerald und ſein neues Maſchinengewehr.

zeitig aber doch darauf aufmerkſam gemacht, daß ihnen immer noch gewiſſe Mängel anhaften.

Bekanntlich öffnen die Maſchinengewehre durch den Rückſtoß der Pulvergaſe ihren Verſchluß ſelbſttätig und bewirken ebenſo ſelbſttätig die Zuführung der Patronen, das Laden, Schließen und Abfeuern. Die Patronen ſind dabei zu je 250 Stück auf einem Gurt befeſtigt, der quer zur Längsachſe der Läufe vorgeſchoben wird. Der Rückſtoß der Pulvergaſe im Verein mit dem maſſenhaften, ſchnellen Abfeuern zieht nun leicht eine Erhitzung der Läufe nach ſich, durch die mit der Zeit deren Widerſtandsfähigkeit und Dauerhaftigkeit leiden. Daher müſſen die Läufe in kürzeren Friſten abgekühlt werden. Um dieſe umſtändliche und oftmals nicht aus-

führbare Maßregel zu vermeiden, hat man den unteren Teil der Läufe mit einem mit Wasser gefüllten Kühlmantel — einem Kupferkasten — umgeben. Aber auch hierfür ist immer noch Wasser nötig, das nicht überall vorhanden ist und noch viel weniger, wenn es sich erwärmt hat, durch neues, kühles jederzeit ersetzt werden kann.

Da ist denn ein Landsmann Maxims, der englische Major Fitzgerald, auf den Gedanken gekommen, statt des mit Wasser gefüllten Kühlmantels eine künstliche Kältemischung zu benützen. Auf unserem Bilde sehen wir die Kammerteile des achtläufigen Maschinengewehres von einem Kasten umschlossen, der die Kältemischung enthält. Die Zusammensetzung des Abkühlungsmittels ist bis jetzt noch ein Geheimnis des Majors. Ein kürzlich in England vor einer Reihe von Sachverständigen abgehaltenes Versuchsschießen hat die Brauchbarkeit der neuen Vorrichtung überzeugend nachgewiesen, so daß ihre allgemeine Einführung kaum noch lange auf sich warten lassen wird. Th. S.

Spanisches Festmahl. — Im Sommer 1816 begab sich der Marschall Castaños als königlicher Statthalter nach Katalonien. Einige Tage nach seiner Ankunft in Barcelona war der Namenstag der damaligen, allgemein vom Volke geliebten Königin. Er wurde festlicher begangen als je; die Stadt steuerte zweihundert arme Mädchen aus und speiste über sechshundert Arme. Die Garnison bestand damals aus nur einem Infanterieregiment, und die Offiziere desselben hatten seit sechs Monaten keinen Sold bezogen. Castaños glaubte daher, das Fest der Königin nicht entsprechender feiern zu können, als wenn er ein Fest gab, von dem die Leute auch etwas hatten. Das Offizierkorps lud er also zur Tafel ein, Unteroffiziere und Soldaten sangen und tanzten in den Kasernen und brachen auf seine Kosten mancher Flasche den Hals.

Zufällig war an dem Tage eine tropische Hitze, und es herrschte eine solche Schwüle in dem Speisesaal des Generals, daß sie nur schwer zu ertragen war. Der Sieger von Bailen, der seine Gäste als Kameraden behandelte und in jeder Beziehung für ihren Komfort sorgte, machte den Vorschlag, der großen Hitze wegen die enge und deshalb lästige Uniform auszuziehen und gemütlich in Hemdärmeln weiter zu speisen. Sein scharfes Auge schweifte bei

diesem Antrage im Kreise umher und ihm entging nicht die Verlegenheit, die auf manchem Gesicht zu lesen war. Castaños aber verstand es meisterhaft, diese zu beseitigen. „Meine Herren," sagte er, „ich rate jedoch denjenigen, die am Fieber leiden, keine Veränderung mit ihrer Toilette vorzunehmen; sie hätten für diese kurze Erleichterung jedenfalls später zu büßen."

Jetzt schwand die Verlegenheit von den Gesichtern vieler Gäste, die aus Mangel an Mitteln schlecht mit ihrer Leibwäsche bestellt waren. Castaños hatte den Nagel auf den Kopf getroffen.

Am folgenden Tage ließ er alle Offiziere, die den Rock nicht ausgezogen hatten, nacheinander zu sich kommen und gab jedem drei Goldunzen Vorschuß, damit sie sich frische Wäsche kaufen konnten. C. T.

Die Briefe der alten Römer. — Die älteste uns überlieferte Art der schriftlichen Mitteilung bei den alten Römern ist die Wachsschreibtafel. Diese bestand aus zwei Holzbrettchen, welche mit Wachs überzogen waren. In dieses Wachs wurden die Schriftzeichen, also der Brief, mit einem metallenen Stift eingeritzt. War das Schreiben länger als zwei Seiten, so wurden weitere Holztäfelchen hinzugefügt. Damit die Schriftzeichen der einen Tafel durch die darauf liegende Wachstafel der anderen Seite durch Druck ꝛc. nicht verwischt wurden, waren die Tafeln von einem erhabenen hölzernen Rand eingefaßt, so daß zwischen den einzelnen Seiten Hohlräume entstanden. Die zusammengelegten Tafeln, also der fertige Brief, wurden durch einen Faden zugeschnürt, der auf der Rückseite des Briefes vom Siegel des Absenders zusammengehalten wurde. Der Empfänger brauchte dann diesen Faden nur durchzuschneiden, um den Inhalt des Briefes zur Kenntnis zu nehmen. Als vorsichtiger Mann durfte er dabei aber keineswegs das Siegel verletzen, da dieses das Erkennungszeichen des Absenders war.

Den Römern jener Zeit war, im Gegensatz zu heute, die günstige Gelegenheit geboten, einen derartigen Brief, den sie erhalten, gleich wieder zur Antwort zu verwenden. Sie brauchten zu diesem Zweck die eingeritzten Schriftzüge auf der Wachstafel nur durch ein Falzbein zu glätten und auszulöschen.

Neben dieser Briefform war aber schon zu Ciceros Zeit bereits eine andere Art von Briefen üblich, wie wir aus einem Wandgemälde

in Pompeji erfahren: die Papierrolle. Diese war zusammengerollt und in der Mitte von einem versiegelten Faden zusammengehalten. Über die Herstellung des hierzu verwendeten Papieres ist folgendes mitzuteilen. Man schnitt den drei bis vier Fuß langen Papyrusstengel der Länge nach auf, entfernte zunächst die obere Rinde, löste dann mit einer Nadel die übereinanderliegenden bastartigen Häute, welche in etwa zwanzig Lagen das Mark des Stammes umgeben, ab und flocht diese Baststreifen gitterartig zusammen; durch Befeuchtung mit Leimwasser und durch Pressen erhielt schließlich dieses Gewebe die zum Gebrauch nötige Festigkeit. Die innersten Bastlagen waren zur Herstellung des Schreibpapiers am geeignetsten, während die äußeren nur zu Packpapier, die Rinde aber zu Stricken verarbeitet wurden.

Diese Briefe wurden mit einer Tinte geschrieben, die aus einer Mischung von Gummi und Ruß hergestellt wurde. Als Feder benützte man ein Schilfrohr, das zugespitzt und gespalten wurde.

Mit dem richtigen Blick für alles Praktische hatten die alten Römer bereits erkannt, daß es für den Empfänger eines Briefes von vornherein von besonderem Interesse sein mußte, zu wissen, von wem der Brief kam. Diesem Wunsch des Empfängers kamen sie bereitwilligst nach, indem der Anfang der Briefe meist lautete: „Tullius Atticum salutem dicit“ (Tullius grüßt den Attikus). Bei Schriftstücken an Behörden und fernerstehende Personen bediente man sich einer formvolleren Anrede, wollte man nicht, wie Cicero erwähnt, unhöflich erscheinen, also zum Beispiel: „Markus Tullius, des Markus Sohn, Cicero, wünscht Heil dem Prokonsul Quintus Metellus, des Quintus Metellus Sohn.“

Bemerkenswert ist noch, daß, im Gegensatz zu heute, die Römer Ortsangabe und Datum nicht an den Anfang, sondern ans Ende ihrer Briefe setzten, anderseits Höflichkeitsphrasen über das Befinden des Empfängers an die Spitze ihres Briefes stellten, wie die bekannte Formel: „Wenn es dir gut geht, freue ich mich“ (Si vales, bene est) oder: „Si vales, bene est, ego valeo“ (Auch ich befinde mich wohl).

Die vornehmen Römer pflegten übrigens ihre Briefe nicht selbst zu schreiben, sondern sich dazu besonderer Sklaven zu bedienen, die meist Griechen waren und an Bildung ihre Herren oft weit überragten.

W. v. B.

Der ehrlichste Republikaner. — Ein hervorragender Politiker der Union trat in einen Geflügelladen, um einen Truthahn zu kaufen. In dem Laden traf er mit drei Negern zusammen und redete sie folgendermaßen an: „Mitbürger, ihr seid doch jedenfalls so gute Republikaner wie ich?"

„Natürlich — selbstverständlich," erklärten die drei Schwarzen.

„Nun gut. Ihr seht hier diesen Truthahn, den größten im ganzen Geschäft. Den schenke ich demjenigen von euch, der mir den unwidersprechlichsten Grund angeben kann, aus dem er sich zu unserer Partei hält."

„Ich," antwortete der nächststehende, „bin Republikaner, weil nur die Republikaner uns Neger freigemacht haben."

„Der Grund ist sehr gut," lobte ihn der Senator. „Wie denkt ihr darüber, meine Freunde?"

„Ich bin Republikaner," äußerte sich der zweite, „weil sonst niemand Schutzgesetze für die Farbigen befürwortet."

„Gefällt mir vorzüglich, läßt sich entschieden hören. Aber es ist noch ein Bewerber da. Was sagt der?"

„Ich — o, ich bin Republikaner, weil ich gern den Truthahn haben möchte," gestand der dritte.

Da lachte der Senator hell auf, klopfte dem dritten Neger auf die Schulter und entschied: „Mann, Ihr habt den Vogel abgeschossen. Euer Grund ist der unwidersprechlichste, weil er der ehrlichste ist. Da habt Ihr den Truthahn." C. D.

Wassergeflügel in den Parkanlagen. — Wer in der glücklichen Lage sich befindet, größere oder kleinere Parkanlagen sein eigen zu nennen, der wird wohl neben der reichhaltigen Ausstattung dieser Anlagen mit Pflanzen, Bäumen, Sträuchern ꝛc. auch auf die Besetzung seines Gewässers mit einigem Zier- und Wassergeflügel bedacht sein; wenigstens wäre ihm das sehr zu empfehlen.

Man trifft meist den weißen Schwan als einzigen Bewohner derartiger Anlagen an, doch wird es interessieren, eine übersichtliche Aufstellung alles empfehlenswerten Zier-, Park- und Wassergeflügels zu erhalten.

Unsere einheimischen Entenarten hier näher zu behandeln, wird unnötig sein, von exotischen Zierenten sind von allen die Mandarin- und Brautenten die farbenprächtigsten und ausdauernd-

sten Arten, welche auf dem kleinsten Teiche und selbst in kleinen gemauerten Bassins gehalten werden können und auch bei strengstem Frost im Freien überwintern. Diese Arten sind die für unsere Gewässer empfehlenswertesten, denn sie brüten auch leicht in der Gefangenschaft. Ihre Fütterung ist einfach; sie besteht aus Mais, Weizen, grober Hirse im Verein mit etwas Grünfutter.

Als ebenfalls haltbare Enten sind die folgenden mehr oder weniger bekannten Arten zu betrachten: Bahamaenten, Nonnen- oder Witwenenten, Pfeifenten, Spießenten, australische Wildenten, indische Fleckenschnabelenten, Rosenschnabel- oder Pepoſacaenten, die sehr teuren Caſarcaenten, ferner javanische Baum- und gelbe Baumenten, chilenische Pfeif- und Spießenten, Smaragdenten, Versicolorenten, weiße und bunte Zwergenten.

Erst in neuerer Zeit hat sich ein Stelzvogel bei uns eingeführt, der oft und gerne zur Ausstattung größerer Parkanlagen Verwendung gefunden hat. Es ist dies der Jungfernkranich, ein hochbeiniger, großer Vogel, ähnlich dem Storch oder Reiher.

Der Jungfernkranich ist aschgrau gefärbt; Oberkopf und Kehle schwarz; Hinterschenkel mit kahlem, mondförmigem roten Fleck; Halsseiten weißlich; Schwungfedern schwarz; Schwingen dritter Ordnung verlängert und gekräuselt, einen Busch bildend; Augen braunrot; Schnabel graugrünlich; Beine tiefschwarz. Größer als der weiße Storch, Weibchen etwas kleiner und matter gefärbt. Verbreitung: Mittel- und nördliches Europa und Mittelasien, wandert bis Mittelafrika; Deutschland in nördlichen und östlichen Teilen. Aufenthalt: Niederungen mit Sümpfen und Mooren, aber auch angebaute Felder. Haltung stattlich, gleichsam würdevoll; Gang gemessen, doch leicht, selten schnell; Flug ruhig, führt zuweilen bei munterer Laune tänzelnde Bewegungen, Sprünge und dergleichen aus. Überaus klug, vorsichtig und scheu und dabei gesellig; die ruhenden oder nahrungsuchenden Scharen sollen Wachen ausstellen. Stimme wie ein schmetternder Trompetenstoß, außerdem ein kräftiges „Kurr", „Kürr" oder „Kirr" in vielen Abwechslungen. Nest im Sumpf, Rohr, Pflanzengestrüpp, kleinen Inseln und dergleichen sehr hoch, doch kunstlos aus Reisern, Halmen und Blättern aufgeschüttet mit seichter Mulde; Gelege: im Mai zwei gänseeigroße

braungrünliche, rötlich-aschgrau gefleckte, starkschalige und grobkörnige Eier.

Männchen und Weibchen brüten abwechselnd, verraten aber das Nest nie und verteidigen ihre Brut tapfer.

Nach alledem sind die Jungfernkraniche wirklich sehr hübsche und interessante Parkvögel, die man überall frei umherlaufen lassen kann.

Eine sehr empfehlende Eigenschaft ist, daß sie Garten und Pflanzenanlagen nicht ruinieren, im Freien überwintern und sich so leicht zähmen lassen, daß sie bald Futter aus der Hand nehmen. K. Schumann.

Geräucherte Frauen. — Wie die Damen in den kultivierten Ländern meist Verehrerinnen von Wohlgerüchen sind und sich demzufolge der verschiedensten Parfümerien bedienen, so geht es auch den Schönen von mehr oder weniger noch wilden Völkerschaften.

Da ist zum Beispiel die Frauenwelt am oberen Nil und im Sudan, die sich nicht allein mit wohlriechenden Essenzen einölt und salbt, sondern eine Räucherung vornimmt, die höchst eigenartig ist. Die Frauen der bezeichneten Gebiete verwenden allwöchentlich mindestens zwei Stunden auf diese Räucherei. In dem Hofe jeder Hütte kann man im Boden eine kleine Grube finden, einen Fuß tief und einen Fuß im Durchmesser, die entweder mit hartem Ton sorgfältig ausgefüttert, oder in die ein Kessel eingesetzt ist. Darin wird ein langsam brennendes Holzkohlenfeuer unterhalten und mit Spezereien wie Nelken, Ingwer, Zimt, Weihrauch, Sandelholz, Myrten, wozu noch Späne der Talhoakazie kommen, bestreut.

Über dieses Feuer setzt sich nun die Frau und bedeckt sich mit dem mantelartig ausgebreiteten Hemdentuch so sorgfältig, daß nichts von dem kostbaren Rauch unbenützt in die Luft entweicht. Sie gerät allmählich in ausgiebigen Schweiß und nimmt also zugleich ein förmliches Dampfbad. Am Ende der Sitzung ist die Frau derart eingeräuchert, daß ihr Geruch sie auf tausend Schritte verrät. O. v. B.

Merkwürdige Schlafmittel. — „Schlaf, süßer Schlaf, was hab' ich dir getan?" jammert der wahnsinnige König in Shakespeares

Heinrich IV., und vor und nach ihm mögen schon Hunderttausende müder Sterblicher verzweiflungsvoll dieselbe Frage in ihrem Geiste gestellt haben, ohne daß ihnen darauf eine Antwort zu teil geworden wäre. So manch einer aber, der den Kampf gegen die Schlaflosigkeit aufnahm, hat es doch verstanden, den Schlaf herbeizuführen, wenn auch mitunter auf recht merkwürdige Art.

Der verstorbene Schah von Persien war lange Zeit ein Opfer der Schlaflosigkeit, bis einer seiner Leibärzte auf den Gedanken kam, dem „König der Könige" so lange Arme und Rücken zu streichen, bis sich der Schlaf auf seine müden Augenlider senkte. Das Mittel erwies sich als wirksam, und im Gefolge, das den Schah auf seinen Reisen durch Europa begleitete, sollen sich unter anderen Beamten auch zwei „Streichler" befunden haben, deren einzige Beschäftigung darin bestand, durch sanfte Handbewegungen ihren Herrn und Gebieter in Morpheus' Arme zu befördern.

Auf der letzten Pariser Weltausstellung war die Nachbildung einer Höhle zu sehen, in der einst ein berüchtigter griechischer Räuberhauptmann hauste. Der fand nur Schlaf, wenn er Goldstücke von der Decke der Höhle auf einen darunter ausgebreiteten Teppich fallen hörte. Das Gold stammte aus der Beute, die er vorüberziehenden Reisenden abgenommen hatte, und so vertraut und lieb war ihm das Klimpern der Goldmünzen, daß nur dieses allein ihn in Schlaf zu versetzen vermochte.

Ein Herr in einer englischen Provinzialstadt vermochte nur dann einzuschlafen, wenn ihm ein halb Dutzend Pfirsiche unter das Kopfkissen gelegt wurde. Er behauptete, daß der Duft dieser Frucht ihn schläfrig mache.

Auf ein recht eigenartiges Mittel verfiel ein Ingenieur, der lange Zeit in einer Seestadt gelebt und sich hier so sehr an das Brausen der Meereswogen gewöhnt hatte, daß, als er später in Manchester seinen Wohnsitz aufschlagen mußte, er hier keinen Schlaf finden konnte, weil ihm das liebgewordene, einförmige Geräusch fehlte. Er baute sich daher einen Apparat, der das Geräusch der sich am Ufer brechenden Wellen täuschend zur Nachahmung brachte. Seine Absicht erreichte er auch, denn sein Apparat täuschte ihm die See vor, schläferte ihn ein, und bis zu seinem Todestage hatte er ihn in Benützung. J. C.

Der Effektenbesitz der Welt. — Nach einer von dem französischen Nationalökonomen Alfred Neymarck aufgestellten sorgfältigen Statistik beläuft sich der Wert der börsengängigen Effekten in europäischen Ländern auf rund dreihundert Milliarden Mark. England allein besitzt über 105½ Milliarden oder 2468 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, Frankreich 38 Milliarden oder 2030 Mark auf den Kopf, Deutschland 40 Milliarden oder 690 Mark auf den Kopf der Bevölkerung.

Die nächstreichsten Länder sind Holland, die Schweiz, Dänemark und Belgien. Die Vereinigten Staaten besaßen 1905 in Wertpapieren 138 Milliarden oder 1658 Mark auf den Kopf, Japan 6 Milliarden, und auf jeden Bewohner entfallen 119 Mark. Australien und die südamerikanischen Republiken sind nicht berücksichtigt. L. Kl. — D.

Familienheiligtümer. — Es ist ein freundlicher, in vielen Familien treu gepflegter Brauch, irgend ein Stück aufzubewahren, das, oft nur von geringem Wert, lediglich insofern von Bedeutung ist, als es ein greifbares Zeichen der Erinnerung darstellt. Hier ist es ein schlichter Reif, den der Urahne der Braut auf den Finger streifte, als er um sie warb, dort eine einfache Spindeluhr, die dem früh verblichenen Großvater die Stunden des Tages kündete, dort wieder eine kleine, unscheinbare Porzellantasse, die die Mutter von ihrem Paten erhielt, als sie das erste Lebensjahr zurücklegte. In liebevoller Pietät werden derartige Stücke gehütet und auf Kind und Kindeskind vererbt. Je älter sie aber werden, mit um so größerer Ehrfurcht werden sie betrachtet, und wenn gar ihr Ursprung in die graue Vorzeit sich verliert, wenn Geschichte oder Sage ein mehr oder weniger geheimnisvolles Band um sie webt, so erhalten sie nicht selten die Bedeutung von Familienheiligtümern, mit deren ungeschmälerter und unverletzter Existenz das Glück des Hauses unlöslich verbunden ist.

Am bekanntesten ist wohl das vielgenannte „Glück von Edenhall", ein Becher aus reinem Kristall. Er befindet sich im Besitze der englischen Familie Musgrave, deren Ahnherr ihn der Sage nach von den Feen des das Familienschloß umgebenden Waldes als Geschenk erhalten hat, mit dem Bedeuten, daß, solange der Becher unverletzt bleibe, das Glück des Hauses keine Einbuße erleiden werde.

Eines der wundersamsten Familienheiligtümer ist die Mumienhand der gräflichen Familie de Fleydcan in Frankreich. Als im Jahre 1393 ihr Stammschloß vom König von Frankreich belagert und eingenommen wurde, wollte der Sieger, erzürnt über den langen Widerstand, alle Bewohner über die Klinge springen lassen. Die Gräfin v. Fleydcan aber, die schönste Frau im damaligen Frankreich, rettete sie, indem sie sich freiwillig dem König stellte. Er ließ ihr die rechte Hand abhauen. Die Hand wurde mumifiziert und wird noch heute in einer goldenen Kassette im Stammschlosse der Familie in der Gironde aufbewahrt. Auch von ihr geht die Sage, daß der Besitz des Hauses so lange unvermindert bleibt, wie die Hand im Besitze der Familie ist.

Nicht minder merkwürdig ist die „Coalstownbirne", das Heiligtum der englischen Familie Coalstown. Vor dreihundert Jahren bildete sie ein Stück der Mitgift der Baronesse Coalstown und wird heute in einer silbernen Kapsel aufbewahrt. Solange die Frucht unberührt bleibt, soll angeblich auch der Besitz der Familie sich nicht vermindern. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ließ die Frau des damaligen Familienhauptes sich von ihrer Neugier verleiten, ein Stück abzubeißen, und unmittelbar darauf verlor die Familie einen großen Teil ihres Vermögens. So versichert wenigstens die Chronik des Hauses.

Ein silbernes Trinkhorn bildet das Familienheiligtum der Grafen v. Oldenburg. Um das Jahr 900 beherrschte Graf Otto das Land. Eines Tages verirrte er sich auf der Jagd. Während heftiger Durst ihn quälte, öffnete sich plötzlich der Osenberg, an dessen Fuße er rastete, und eine Jungfrau trat heraus. In der Hand hielt sie ein silbernes Horn, aus dem sie den Grafen sich zu erquicken bat. Graf Otto behielt das Trinkhorn, und heute noch wird das so wunderbar erworbene Kleinod von den Nachkommen als vornehmstes Familienstück aufbewahrt.

Die Heiligtümer der fränkischen Familien Croy, Salm und Wasgenstein führt eine anmutige Sage auf einen gemeinsamen Ursprung zurück. Der lothringische Graf v. Engelweiler war vermählt, hatte indessen keine männlichen Erben. Als die Gräfin starb, gab sie ihm als Erinnerungszeichen ihrer Liebe einen Becher, einen Löffel und einen Ring. Diese drei Talismane sollte er seinen

drei Töchtern geben; sie würden ihnen Glück bringen, solange sie sorgsam gehütet würden. Wer jedoch eines von den Stücken entwendete, den würde Unglück treffen.

Die drei Töchter des Grafen v. Engelweiler heirateten später in die Häuser Croy, Salm und Wasgenstein. Die Wasgensteine erhielten den Löffel, das Symbol des Überflusses. Was aus ihm geworden, ist unbekannt, denn das Haus der Wasgensteine ist längst erloschen. Die Croy bewahren dagegen ihren Becher heute noch. Der Talisman scheint unverwüstlich zu sein. Als eines Tages die Marquise v. Havrén, eine Tochter dieses Geschlechts, ihn ihren Gästen zeigen wollte, ließ sie den Becher auf die Erde fallen, so daß er in mehrere Stücke zerbrach. Traurig legte die Marquise die Trümmer in ihre alte Hülle, gewillt, wenigstens die Stücke aufzubewahren. Aber siehe — am folgenden Tage hatten sich der Sage nach die Scherben des zertrümmerten Kristalls wieder zusammengefügt, zum Zeichen, daß das Haus noch eine lange Zukunft habe.

An dem Ringe endlich, der den Salm zugefallen war, sollte sich der zweite Teil der Weissagung erfüllen. Ein lothringischer Edelmann aus dem Geschlechte v. Pange fand eines Tages den Grafen v. Salm vom Weine berauscht in tiefem Schlafe vor und zog ihm den Ring vom Finger. Von Stund an stellte sich das Unglück ein. Der Herzog von Lothringen sandte den Grafen nach Spanien, damit er dort für ihn um eine Tochter Philipps II. werbe. Aber nicht genug, daß die Werbung scheiterte, er fand auch, als er zurückkehrte, sein Hauswesen in völliger Auflösung vor. Er starb bald nachher vor Gram.

Ein ganz eigenartiges Familienstück ist ein Kleid, das 127 Jahre lang im Besitze einer Familie der Chayenne-Indianer gewesen und vor einigen Jahren einem Farmer namens Richards in El Reno in den Vereinigten Staaten zugefallen ist. Es ist mit tausend Elchzähnen verziert, und da die Zähne sehr selten werden, so hat es einen Wert, der ein kleines Vermögen darstellt. Aber der eigentliche Reiz dieses Kleides liegt darin, daß nicht weniger als vierzig Indianermädchen, sämtlich Mitglieder der Familie, in deren Besitz es war, ehe es an Richards kam, darin getraut worden sind, weil es der Trägerin Glück bringen sollte. W. E.

Wunderliche Zivilisation. — Als die Seeschlacht von Navarino, in welcher fast die ganze türkische Flotte von der englischen vernichtet wurde, beendet war, schickte der englische Admiral einen Parlamentär auf das türkische Admiralschiff, um den Geschlagenen ärztliche Hilfe anzubieten und sie zugleich zur Übergabe aufzufordern. Der Parlamentär fand Moharem Bey, den Oberstkommandierenden, mit seinen Generalstabsoffizieren mitten zwischen Verwundeten und Toten beim Kaffee sitzend und Zigaretten rauchend.

Als der englische Offizier sein Anerbieten ärztlicher Hilfe vorbrachte, schüttelte der türkische Admiral ablehnend den Kopf und antwortete gleichgültig, daß seine Verwundeten keiner Hilfe bedürften, da sie doch bald stürben. Zur ferneren Unterhandlung mit Lord Codrington, dem englischen Admiral, gab er einen seiner Offiziere mit.

Als das Boot durch die herumschwimmenden Schiffstrümmer hindurchfuhr, bemerkte der Engländer einige türkische Matrosen, die sich nur mühsam noch an einem schwimmenden Mastende hielten, um nicht in den Fluten zu versinken. Sogleich wandte sich das englische Boot den Schiffbrüchigen zu.

„Haltet euch doch nicht weiter mit den paar Leuten auf! Laßt sie ruhig sterben!" rief der Türke.

Der englische Offizier konnte diese kaltblütige Grausamkeit nicht begreifen und ließ die Unglücklichen herausziehen, denn das verlange die europäische Zivilisation.

Der türkische Offizier lächelte und schwieg. Als er aber sah, wie sorgfältig die Halbtoten auf den Boden des Bootes gelegt, und alle Mittel angewendet wurden, sie wieder ins Leben zu rufen, lachte er laut auf.

Verletzt blickte der Engländer auf und fragte mit dem ganzen Stolze eines Gliedes einer zivilisierten Nation, was es denn bei einem so traurigen Anblick zu lachen gäbe.

„Beim Allah," rief der Türke, „ihr Engländer seid doch die wunderlichsten Leute von der Welt; gestern schießt ihr, während wir ruhig beim Kaffee sitzen, erbarmungslos auf uns und tötet und verwundet Tausende unserer Leute, heute jammert ihr über eure eigene Grausamkeit und stellt euch so menschlich an, daß ihr nicht

drei gemeine Matrosen sterben sehen könnt! Und da soll man nicht über eure wunderliche Zivilisation lachen!"

Der englische Offizier schwieg beschämt, denn der Türke hatte im Grunde genommen nicht so ganz unrecht. D. C.

Ein böses Gesetz. — Die Eile, mit der in den Parlamenten Gesetze durchberaten werden, ist oft so groß, daß sie zu manchen sonderbaren Dingen Veranlassung gab. Beim dritten Verlesen eines Gesetzes, welches auf ein gewisses Vergehen eine Strafe von fünfzig Pfund Sterling setzte, schlug ein Abgeordneter des englischen Unterhauses im Jahre 1826 vor, die Worte „von fünfzig Pfund unterworfen" durch die Worte „von siebenjähriger Deportation unterworfen" zu ersetzen. Der Vorschlag wurde angenommen, und als das Gesetz veröffentlicht wurde, las man folgendes: „— einer Strafe von siebenjähriger Deportation unterworfen, **wovon** die eine Hälfte dem König und die andere dem Angeber zufallen soll." C. T.

Unerwartete Antwort. — Der ehemalige österreichische General v. L., der sich einbildete, bei seinen Soldaten sehr beliebt zu sein, während er doch an allen Kleinigkeiten herummäkelte, hatte sich von einigen Schmeichlern einreden lassen, er werde von seinen Soldaten nicht anders genannt als „der Vater des Regiments". Um sich hiervon zu überzeugen, fragte er bei der nächsten Besichtigung einen Rekruten: „Mein Sohn, weißt du, wer ich bin?"

„Zu Befehl, Exzellenz, der Herr General v. L."

„Schön. Wenn ihr aber so ganz unter euch seid, wie nennt ihr mich da?"

Der Soldat lächelte verlegen, sagte aber nichts.

„Nun, du brauchst dich nicht zu genieren," ermunterte ihn der General, „sage es nur offen heraus — ich befehle es dir!"

Da galt nun kein Schweigen mehr. Die Hände an der Hosennaht, rief der Rekrut, den gestrengen Vorgesetzten stramm anblickend: „Krawatelschnapper — zu Befehl, Exzellenz!"

Der Herr General wandte sich kurz um. Er soll nie wieder einen Soldaten nach seinem Beinamen gefragt haben. C. T.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Neueste Seiden

wundervolle Auswahl. Versand nach allen Ländern. Muster franko.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)

Ueber **125 000** im Gebrauch!

Filiale: BERLIN
Leipzigerstr. 29 (Ecke Friedrichstr.)

Blickensderfer
Schreibmaschine

Bestes System, erstklassig, mit sichtbarer Schrift, Tabulator, auswechselbaren Typen und allen letzten Neuerungen. Katalog frei.

Auf Wunsch monatl. Teilzahlung.

Preis 200 und 250 Mk.

Groyen & Richtmann, Köln.

Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.
Auf Wunsch ein Backbuch gratis von
Dr. A. Oetker
Bielefeld.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Illustrierte Musikgeschichte.

Von Emil Naumann,
weiland Kgl. Professor und Hofkirchenmusikdirektor.

Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Herausgegeben und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Dr. Eugen Schmitz. 816 Seiten Text mit vielen Abbildungen und Notenbeispielen, sowie 30 Kunstblättern und 32 Extrabeilagen. Elegant in Leinen gebunden M. 18.—.

Kann auch in 30 Lieferungen zu je 50 Pf. bezogen werden.

Dr. Richard Strauß.

Die neue Auflage verwertet alle die Errungenschaften, die die moderne Musikwissenschaft zu verzeichnen hat, und zieht auch die Musikentwicklung der neuesten Zeit und der Gegenwart in den Kreis der Betrachtung. Die Darstellung ist überall gemeinverständlich gehalten, strebt dabei aber doch stets nach peinlichst wissenschaftlicher Genauigkeit, die gerade bei einem populären Werk unerläßlich ist. In dieser Hinsicht dürfte sich das neue Werk von zahlreichen anderen Büchern sehr zu seinem Vorteil unterscheiden.
(Posener Schulmuseum.)

In allen Buchhandlungen zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein Hausschatz nützlichen Wissens für jedermann

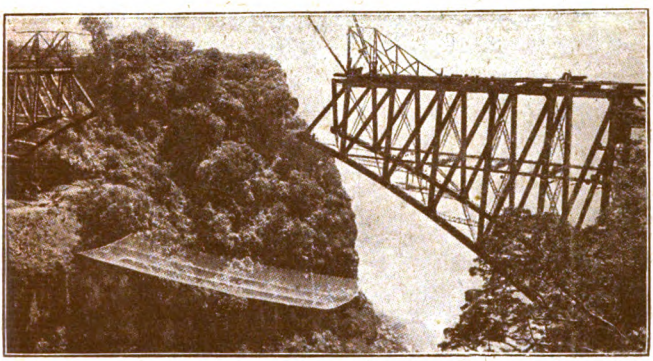
ist das in unserem Verlag erscheinende neue Werk:

Der Siegeslauf der Technik.

Ein Hand- und Hausbuch der Erfindungen und technischen Errungenschaften aller Zeiten. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Gelehrter volkstümlich dargestellt und herausgegeben von

Geh. Regierungsrat Max Geitel.

2000 Seiten Text, etwa 1000 Abbildungen, 50 Kunstblätter.
Vollständig in 50 Lieferungen zum Preise von je 60 Pf.



Brücke über den Zambesi im Bau, mit Schutznetz gegen das Abstürzen der Arbeiter.

Das **Hamburger Fremdenblatt** urteilt über das Werk:

„... Der erste Band dieses populär-wissenschaftlichen Werkes, das in Wort und Bild die Erfindungen und technischen Errungenschaften aller Zeiten, ihre Nutzbarmachung und kulturelle Bedeutung in umfassender, dabei gemeinverständlicher Weise zur Darstellung bringt, ist erschienen. Das reich illustrierte Werk enthält alles das, was der Gebildete unserer Tage aus dem großen Reiche der Erfindungen und Entdeckungen wissen soll. Es wird eine in dieser Art noch nicht existierende volkstümliche Enzyklopädie darstellen, die für den Fachmann wie für den Laien, für den Gelehrten wie für den Handwerker, kurz für jedermann wertvoll ist."

Bestellungen nehmen alle Buch- u. Kolportagehandlungen entgegen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 912 X
WILSON
ANNEX